Historische Werke

von

Arnold Herrmann Ludwig Heeren,

Ritter des Guelfen-Ordens,
Hofrath und Professor der Geschichte in Göttingen.



Zweiter Theil.

Göttingen,
bei Johann Friedrich Röwer.
1821.

Vermischte historische Schriften



von

Arnold Herrmann Ludwig Heeren,
Ritter des Guelfen-Ordens,
Hofrath und Professor der Geschichte in Göttingen.

Zweiter Theil.

Göttingen,
bei Johann Friedrich Röwer.
1821.

Inhalt.

I.

Ueber die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegter Völker.

Geschrieben im Früh-Jahr 1810.

[Der nachfolgende Aufsatz erschien zuerst in dem vaterländischen Museum bei Perthes, Hamburg 1810. St. 2. Er ward veranlaßt durch die damaligen Zeitumstände; und ist deßhalb völlig unverändert abgedruckt. Möge das, was damals nöthig, oder doch nützlich scheinen konnte, als der Gewalthaber seinem Bruder Ludwig kurz vorher (20. May 1810) schrieb; "Der Hauptzweck seiner Politik sey, den Deutschen Geist auszutreiben" (Documens historiques sur le gouvernement de la Hollande par *Louis Bonaparte*, ex-roi de Hòllande T. III. p. 262.); für alle Folgezeit überflüssig bleiben; aber auch warnend und ermunternd, wenn ähnliche Zeitläufe wiederkehren sollten!]

Es ist gleichsam zum Grundsatz in der Geschichte geworden, sie zu beschränken auf die herrschenden Völker. Nur diejenigen, die als solche, die wenigstens im Besitz der politischen Unabhängigkeit erscheinen, behaupten in ihr ihren Platz. Mit dem Aufhören ihrer Unabhängigkeit endet auch ihre Geschichte. Sie scheinen plötzlich verschwunden; kaum hört man noch ihre Namen erwähnen; nicht selten sind die Fälle, daß auch diese endlich verhallen. Allerdings ist zwar politische Selbstständigkeit das Erste aller Güter für eine Nation. Aber gleichwohl ist an sie

nicht Alles geknüpft. Das Daseyn eines Volks dauert fort auch ohne sie, oder kann wenigstens fortdauern; mit ihm behalten auch besiegte Völker ihre Thätigkeit, und greifen durch sie in die Thätigkeit des Ganzen ein; ja ihr Wirkungskreis ist vielleicht nur um desto größer, je weniger er bemerkt wird.

Sollte es ohne Nutzen seyn, diese Betrachtungen etwas weiter zu verfolgen? Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, wenigstens einige Blicke auch auf diese Kehrseite der Geschichte zu werfen? Allerdings ist es nicht ihr glänzender Theil, der uns beschäftigt. Es sind die Jahrbücher der Unterdrückung, der Ungerechtigkeit, ja selbst der Unmenschlichkeit, die wir aufzuschlagen, die wir zu durchblättern haben. Aber auch sie sind nicht ohne ihren eigenthümlichen Reitz! Auch das Unglück hat seine Größe, hat selbst seine Triumphe; so wie auch der Sieg — seine Leiden hat. Ja, sagen wir zu viel, wenn wir behaupten, daß es gerade hier ist, wo die Menschheit so oft in ihrer ehrwürdigsten Gestalt erscheint? Die Fassung, mit der das Unglück getragen ward, ohne etwas seiner Würde zu vergeben; die leidende Ausdauer, die dem Druck entgegengesetzt wurde, nicht selten belohnt durch die politische Wiedergeburt unter glücklichern Zeitumständen, haben auch ihr Interesse. Wie hoch oder niedrig man aber auch dieses anschlagen mag, so bleibt immer so viel klar, daß es eine viel zu beschränkte, viel zu einseitige Ansicht ist, besiegte Völker als für die Geschichte nicht mehr vorhanden zu betrachten. In dem großen Gemählde des Völ-

kervereins bilden auch sie ihre Gruppen, und das Ganze wird ohne Haltung und innern Zusammenhang, wenn man sie übersieht.

Allerdings ist dieser Gegenstand von der Art, daß er eben so gut den Stoff zu einem Werke als zu einem Aufsatze hergeben könnte. Es kann nicht die Rede davon seyn, ihn hier historisch zu erschöpfen; nur davon, einige allgemeine Betrachtungen, auf die Geschichte gegründet, darüber anzustellen. Aber sollten diese auch selbst nur abgerissene Gedanken seyn, so vermögen sie doch die Aufmerksamkeit zu erregen; mag die vollständigere Ausführung einem künftigen Geschichtschreiber aufbewahrt bleiben!

Die Schicksale besiegter Völker hingen allerdings nicht blos von ihnen, aber auch nicht blos von den Siegern, sie hingen von beiden ab. Was konnten die Besiegten thun, ihr Schicksal zu mildern; was konnten sie vor allem thun, um ein Volk zu bleiben?

Unter Barbaren, wo ewige Feindschaften der Stämme herrschten, wo jedes vergossene Blut die Aufforderung zur Rache, zu neuem Blutvergießen wird, werden Ausrottungskriege geführt. Die Besiegten sollen von der Erde verschwinden; nur darin sieht man die Sicherheit, und, indem die beleidigte Ehre nur durch Rache versöhnt werden kann, die Genugthuung. Absichtliche Ausrottung blieb aber immer nur das Ziel roher Barbaren; das noch dazu fast nie erreichte Ziel. Bald gebot selbst der Eigennutz andere Verfahrungsarten, und die Besiegten

dauerten neben oder unter den Siegern fort. Aber wie sie als Volk fortdauerten, wie sie ihre Nationalität erhielten, kann nur dann deutlich werden, wenn wir genauer bestimmt haben, was zu dieser gehört.

Fünf Hauptpuncte sind es, an welche, vielleicht an den einen mehr als an den andern, aber doch überhaupt, die Fortdauer einer Nation als solche geknüpft ist. Ihre Verfassung, ihre Sitten, ihre Religion, ihre Sprache, ihre geistige Bildung. In welchem Verhältniß also stand jeder derselben mit ihrem politischen Schicksal? Wie wirkte der Verlust der Unabhängigkeit auf jeden zurück? Was ging unter, wie viel und wodurch wurde es gerettet? Wodurch wurden der Nationalität nur leichte, wodurch tödtliche Wunden geschlagen?

Es liegt in der Natur der Dinge, daß gewöhnlich die erste und stärkste Rückwirkung des Siegs die Verfassung trifft. Gäbe es auch keine politische Ursachen, sie zu verändern, so fühlt der Sieger sehr wohl, daß moralische Gründe es anrathen. Mit ihr hofft er den Nationalgeist zu lähmen, und mit ihm die Kraft des Widerstandes. Aber in den meisten Fällen sind die politischen Beweggründe die stärksten, und werden vielleicht für den Sieger in gleichem Grade stärker, als er selber eine höhere politische Bildung besitzt. Bei erobernden Barbaren ist es keine Seltenheit, zu sehen, daß sie die Verfassungen der Besiegten bestehen lassen; nicht aus Großmuth, sondern weil sie eben keine Ursache haben, sie

umzustürzen. Sie wollen nur die Erhebung von Tributen; werden ihnen diese richtig gezahlt, was liegt ihnen daran, ob die Besiegten ihre alten Einrichtungen behalten, oder sie mit neuen vertauschen, die sie vielleicht nicht einmal ihnen zu geben verständen? Wer die Geschichte der großen Reiche Asiens kennt, weiß auch, daß es hier die gewöhnliche Erscheinung ist, mitten in dem Hauptstaat andere von sehr verschiedener Beschaffenheit, selbst wohl kleine Republiken in großen despotischen Reichen zu erblicken. Aber je mehr sich die Politik der Sieger gebildet hat, je mehr Zwecke sie durch den Staat erreichen wollen, je mehr überhaupt der Staat in ihren Augen ist, um desto weniger werden sie geneigt seyn, die alte Ordnung der Dinge bei dem Besiegten fortdauern zu lassen. Wo der Römer ein Land zur Provinz machte, war die Aufhebung von dieser auch der erste Schritt; und selbst wo etwa äußere Verhältnisse den plötzlichen Umsturz verboten, zeigte sich doch bald das Streben darnach.

Für nichts können die Besiegten auch weniger thun, als für die Erhaltung ihrer Verfassung. Ihr Schicksal liegt gewöhnlich ganz und allein in den Händen des Siegers. Sein Vortheil, besonders die Form seines eigenen Staats, entscheidet. Ist dieser schon ein Agregat verschiedener Länder, wie etwa die Oesterreichische Monarchie, so mag es ihn wenig beschweren, wenn noch ein anderer verschiedenartiger Bestandtheil hinzu kommt; herrscht aber in ihm politische Einheit, ist diese vielleicht gar theoretisch zum

Princip erhoben, wie läßt es sich erwarten, daß er zu Gunsten der Besiegten sie aufgeben sollte? Allerdings wirken also äußere Umstände mit auf die Erhaltung oder Veränderung der Verfassung ein; allein diese äußern Umstände sind nicht in der Macht der Besiegten.

Die Frage, wie eng der Zusammenhang sey, in dem Verfassung und Nationalität stehen, ist nicht leicht, und wohl unmöglich allgemein zu beantworten. Es wäre eben so verkehrt, diesen Zusammenhang gänzlich läugnen zu wollen, als es einseitig seyn würde, die ganze Nationalität an die Verfassung zu knüpfen. Ein enger Zusammenhang zwischen beiden ergiebt sich bei den Völkern Europas schon von selbst, sobald man nur historisch die Entstehung ihrer bisherigen Verfassungen betrachtet. Sie waren keinesweges auf die Art geschaffen, wie jetzt neue Constitutionen gemacht und eingeführt werden. Sie hatten in dem Laufe der Jahrhunderte sich selbst gebildet. Sie mochten theoretisch betrachtet sehr fehlerhaft seyn, und waren es wirklich; aber sie waren das Werk der Völker und ihrer Bedürfnisse; und, indem die Nationen auf diese Weise sie sich selber allmählich geformt hatten — was war natürlicher, als daß auch ihr Charakter sich darin ausdrückte? Gingen gleich die meisten derselben aus dem Feudalwesen hervor, so spiegeln sich doch die Grundzüge des Nationalcharakters deutlich darin ab. Der Deutsche, der Britte, der Franzose, der Spanier, haben ganz verschiedene Hauptgesichtspuncte, nach denen sie den

Werth ihrer Verfassungen beurtheilen; und darnach erhielten diese auch bei ihnen ganz andere Formen. Der Britte will durch sie, was er Freiheit nennt; Sicherheit für Personen und Eigenthum vor aller Willkühr der Regierung durch seine Repräsentanten, oder parlamentarische Einrichtung. Eine Verfassung, die ihm diese nicht sichert, und auf diesem Wege sichert, ist ihm so gut wie keine Verfassung; denn daß zwischen Autokratie und Despotismus, sich noch eine Grenzlinie ziehen lasse, begreift er nicht. Ganz anders der Deutsche. Ist gleich auch er an ständische Verfassung gewöhnt, so ist sie ihm doch nicht das Idol, das sie dem Britten ist; da sie nie bei ihm gleiche Ausbildung erhielt. Auch auf das Recht der Selbstbesteurung legt er daher nicht einen gleich hohen Werth. Er will vor Allem Recht und Gerechtigkeit. Wie die Rechtspflege sey? ist seine erste Frage; er erträgt viel mit Stillschweigen, nur keine Justiz aus dem Cabinet. Sie auch nur einmal sich erlaubt zu haben, verzieh er selbst dem großen Friedrich nicht. Er sah seine Reichsverfassung zu Grabe tragen; aber der Verlust seiner Reichsgerichte, wie unvollkommen sie auch waren, hat ihn tief geschmerzt; und noch sind die Stimmen nicht verhallt, die sie wieder fordern. Wie verschieden sind dagegen die Ansichten des Spaniers, der sich wenig um die Justiz bekümmert, wenn nur Erhaltung der Religion in ihrer Reinheit gesichert bleibt. Und wiederum des Franzosen, der nur in seiner Hauptstadt, in seinem

Monarchen und dessen glänzendem Hofe, den Staat zu sehen gewohnt war?

Kann man es bei diesen auffallenden Verschiedenheiten bezweifeln, daß ein Verhältniß zwischen Verfassung und Nationalität statt fand? Aber wenn dieses auf der einen Seite klar ist, so ist es doch auf der andern Seite es nicht weniger, daß nicht jede Umwandlung der Verfassung, und nicht bei allen Völkern in gleichem Grade, die Nationalität sofort zu Grunde richtet. Der Charakter einer Nation wird zwar immer bald mehr bald weniger durch die Verfassung bestimmt; allein nie ausschließend durch sie. Der Verlust der Verfassung ist freilich in den Augen der Besiegten häufig eins der schmerzlichsten Opfer; aber der Werth, den sie darauf setzen, ist mehrentheils weit mehr Sache des Gefühls und der Gewohnheit, als der Einsicht und der Ueberzeugung. Nicht der wahre Werth der Verfassungen giebt den Maaßstab der Anhänglichkeit an dieselben; es gab nicht selten Nationen, die an den schlechtesten und unbrauchbarsten mit Enthusiasmus hingen; sondern die Meinung, die eine Nation einmal von ihrer Verfassung hegt. Die Rückwirkung des Untergangs der Verfassung auf die Nationalität, wird daher auch mit dieser größer oder geringer seyn. Allerdings lassen zwar die Formen sich ändern, ohne daß deßhalb die Nation aufhört, Nation zu seyn; aber offenbar sind die Formen bei der einen weit tiefer dem Charakter eingedrückt, wie bei der andern. Es ist eben so unmöglich, daß die Autokratie plötzlich in England ge-

gründet werde, als daß Rußland sich zu einer Demokratie umwandle. Geschähe es, so hätten die Völker sich selber umwandeln müssen. Der große Versuch, Frankreich zu einer Republik umzuformen, mußte bald mißlingen, weil der Charakter der Nation sich dagegen sträubt. Bei dem Deutschen, der weit mehr auf Einrichtung der Justiz als der Staatsverfassung sieht, konnten die Formen der letztern nicht so tief und bestimmt sich dem Nationalcharakter einprägen, als bei jenen. Fast alle Arten der Verfassungen waren bei ihm wirklich zu Hause; er paßte für alle, nur den Despotismus ausgenommen, weil er sich an alle gewöhnt hatte. Werden daher nur die Forderungen erfüllt, die er an den Staat macht (und was stünde diesen im Wege?), so ist es kaum zu fürchten, daß der Charakter der Nation durch Formen ausarten werde.

In einer nahen Verbindung mit der Verfassung stehen unstreitig die Sitten einer Nation; aber wie ganz anders ist hier das Verhältniß zwischen dem Sieger und den Besiegten! Wenn eine Veränderung der Verfassung gewöhnlich in der Macht des Siegers lag, so geht eine plötzliche Umwandlung der Sitten weit über sie hinaus. Sie steht nicht zu erzwingen mit dem Schwerdt in der Hand; und selbst die Eroberer, welche sie wollten, fühlten bald, daß sie andere Wege einschlagen mußten. Als Cyrus die Lyder besiegt hatte, verbot er, um sie für die Zukunft wehrlos zu machen, alle kriegerischen Uebungen, und ließ ihre Jugend weibisch erziehen. Der Erfolg entsprach

seinen Erwartungen; und das Volk der Lyder, einst berühmt durch seinen kriegerischen Muth, ward zum Sprichwort durch seine Weichlichkeit. Aber wenn man sich über diese frühe Erfindung des Despotismus wundert, so war doch die Schuld der Lyder noch weit größer, als die des Cyrus. Warum ließen sie sich weichlich machen? Hier ist es also, wo ein weites und ruhmvolles Feld für den Vortheil der Besiegten sich öffnet. Die Erhaltung ihrer Sitten steht in ihrer Macht. Wenn dieß aber nicht zu bezweifeln steht, wovon hängt sie denn ab? Wir glauben von drey Stücken: Von dem Werth, welchen die Besiegten selbst auf ihre Sitten legen; von der Art des gesellschaftlichen Verkehrs mit den Siegern; und ganz vorzüglich von dem Benehmen des andern Geschlechts.

Zuerst der Werth, den eine Nation selbst auf ihre Sitten legt. Unter den Völkern des westlichen Europas ist allerdings durch eine ähnliche Cultur eine Gleichförmigkeit der Sitten entstanden, welche sie beinahe zu Einer Nation zu machen schien. Aber es sind doch nicht blos die sehr feinen Nüancen, wodurch sie sich unterscheiden; auch der auffallenden Verschiedenheiten ist noch genug übrig geblieben. Das Nationelle spricht sich darin am deutlichsten aus; und hat als solches in den Augen des Fremden nicht blos etwas auffallendes, sondern auch Achtung gebietendes. Durch freiwillige Verläugnung seiner Sitten beraubt sich daher der Besiegte selber derjenigen Waffen, welche ihm vor allen die Achtung der Sieger erhalten können. Er setzt sich aber in dessen Augen desto mehr

dadurch herab, weil dieser selber sie nicht forderte, nicht einmal erwartete. Sie erscheint ihm nothwendig als Wegwerfung; und wer sich selber wegwirft, muß sich nicht beklagen, wenn er verachtet wird. So ist also Verläugnung der väterlichen Sitte wahrer Verrath an der Nationalität; und das Nachäffen des Fremden erscheint nicht blos in einem lächerlichen, sondern auch in einem schändlichen Lichte. Mit den Sitten steht, mit den Sitten fällt der Charakter einer Nation; wird doch die Verfassung selber eine leere Form, wenn sie nicht durch die Sitten gestützt wird; aber mit der Verfassung gehen nicht sofort nothwendig die Sitten unter. Wiederholt wurden Hindus, wurden Chinesen unterjocht; und doch blieben sie und sind sie Nationen; warum? — weil sie ihre Sitten nicht fahren ließen; und welches auffallendere Beispiel könnten wir anführen, als das, welches wir in unserer Mitte sehen, das des jüdischen Volks? Zerstreut über die Länder der Erde, ohne Verfassung und gemeinschaftliches Vaterland, sind sie nach fast zwey Jahrtausenden eine Nation, weil sie ihren Sitten getreu blieben.

Die Bewahrung der väterlichen Sitten bestimmt schon größtentheils von selbst die Art des gesellschaftlichen Verkehrs zwischen dem Sieger und den Besiegten; die weit mehr, wie man vielleicht glaubt, über das Schicksal der letztern entscheidet. Von ihr hängt es ab, ob Völker sich gänzlich in einander verlieren sollen oder nicht; sie ist es, welche jene wohlthätige Scheidewand zieht, welche Nationen von

Nationen sondert.. Es ist nicht blos auf dem Schlachtfelde, wo Nationen sich kennen lernen; es ist weit mehr durch den fortgesetzten friedlichen Verkehr. Ist hier der Einfluß langsamer, so ist die Wirkung desto gewisser. Auch hier ist aber der Vortheil auf der Seite der Besiegten. Es giebt eine Mittelstraße zwischen kaltem Zurückstoßen und zuvorkommender Vertraulichkeit, die man am wenigsten verfehlen wird, so lange man die Form beobachtet, welche in dem Vaterlande das Herkommen in dem gesellschaftlichen Verkehr bildete. Wenn es eitler Trotz wäre, jedem Umgange mit dem Sieger zu entsagen, folgt daraus, daß er ohne Rückhalt in jeden Kreis, auch in den traulichen Kreis des Familienlebens, eingeführt werde? Folgt daraus, daß der bisher herrschende Ton sofort aufgegeben und umgestimmt werde, blos um, wie man glaubt, dem Fremden zu Gefallen zu seyn?

Erhaltung des gesellschaftlichen Tons und der Sitten unter den Besiegten ist das Werk Aller. Aber in einem höhern Sinne ist es das Werk des weiblichen Geschlechts; denn ihm ward vorzugsweise jene ehrenvolle Bestimmung bei den gebildeten Völkern Europas, die ihm nicht den Rang in der Gesellschaft versagten, der ihm gebührt. Niemals aber kann es diesen hohen Beruf besser erfüllen, und soll es ihn sorgfältiger erfüllen, als in den Zeiten der Kriege und der Leiden des Vaterlandes. Ihm naht sich der Sieger, aber mit andern Empfindungen als dem Manne; ihm bleibt der Empfang überlassen; ihm wird ohne eigene Schuld die Achtung nicht entzogen,

die ihm zukommt. Wo das Weib sich wegwirft, ist auch der Mann entehrt; wo jenes sich seine Achtung erhält, findet auch der Mann in ihm eine Stütze für die seinige. Ihm ist es übertragen, das heilige Feuer der Vesta zu bewahren; es ist seine Schuld, wenn es erlischt; und nicht ohne Ursache sah dieß das Alterthum als die schlimmste aller Vorbedeutungen an.

Ihrer Religion zu entsagen war die Forderung, die die Sieger oft, oft auch nicht, an die Besiegten machten. Es war gewöhnlich die Religion der Sieger und ihr Geist, die hier entschieden. War sie ihrer Natur nach intolerant, machte sie Anspruch darauf, allgemein seyn zu wollen, war sie auf Lehren gegründet, deren Annahme man mit dem Schwerdt in der Hand erkämpfen konnte, wurden die, welche sich nicht dazu bekannten, als eine Menschenklasse niederer Art betrachtet, so muß man es erwarten, das Schwerdt für den Glauben gezogen, und den Scheiterhaufen auflodern zu sehen. Dazu kam oft noch die enge Verbindung, in welche bei siegenden Völkern Religion und Verfassung gesetzt waren. War jene auf diese gegründet, herrschte der Glaube, daß nur Einheit der Religion Einheit des Staats sichere; so ging das Streben, seinen Glauben auch dem Besiegten aufzudringen, gewöhnlich von selbst aus der Eroberung hervor. Nirgend gleichwohl fand der Sieger leicht einen hartnäckigern Widerstand, der, durch den Druck zum Enthusiasmus erhoben, oft unüberwindlich blieb. Es ist schwer, in

der Geschichte ein Beispiel aufzufinden, daß eine Secte durch das Schwerdt wirklich vertilgt worden sey; aber nicht selten, daß gerade die Verfolgung ihr nur mehrere Anhänger erwarb. Denn keinen Druck fühlten die Völker tiefer, als Religionsdruck; tiefer selbst als die Entreißung ihrer Verfassung. Mit ihm griff man das Heiligste an, was jedes Volk nicht blos als Volk, sondern was jeder Einzelne hatte. Es war der Mensch, der sich hier angegriffen fühlte; denn daß der Staat kein Recht über die Gewissen habe, daß Ueberzeugung nicht mit dem Schwerdt aufgedrungen werden solle, weil sie sich nicht damit erzwingen läßt — dieß empfand auch der bloße Menschenverstand.

Das Band zwischen Religion und Nationalität kann aus verschiedenen Ursachen bald stärker bald schwächer seyn. Es muß desto enger bleiben, je mehr ein Glaube nur Glaube Eines Volks ist; darum ist z. B. bei den Juden ihre Nationalität unmittelbar an ihre Religion geknüpft, weil sie durch diese sich auf das bestimmteste von andern Völkern unterscheiden. Wie sie mit ihr besteht, so würde sie mit ihr auch bald verschwinden. Bei weit verbreiteten Weltreligionen kann freilich schon die Nationalität deßhalb nicht so eng an sie gebunden seyn, weil sie vielen Völkern gemein sind. Aber sie ist es doch immer im Verhältniß gegen Völker eines ganz andern Glaubens, wie bei Türken und Christen; und auch deßhalb, weil Verfassung und Sitten immer mit ihr zusammenhangen. Wir leben glücklicherweise nicht mehr in den

Zeiten,

Zeiten, wo der Sieger es zu seinen Vorrechten zählt, selbst dem Gewissen Gewalt anzuthun; und der Aufruf, an seine Religion zu halten, könnte überflüssig scheinen. Es giebt aber einen Weg, auf dem man auch ohne den Willen des Siegers ihn wieder zur Verfolgung bringen kann; — die wachsende Gleichgültigkeit gegen die Religion. Wenn Ihr es selber kein Hehl habt, daß Eure Religion Euch gleichgültig sey, wie wollt Ihr verlangen, daß der Sieger sie ehre? Soll er das heilig halten, was Ihr selbst profanirt? Verachtung aller Religiosität kann auch er nicht dulden; denn ist auch der Glaube aufgegeben, daß der Staat keiner herrschenden Religion bedarf, so weiß man doch sehr wohl, daß er nicht ohne Religiosität bestehen mag. Ist es nöthig, noch weiter anzudeuten, wohin diese Geringschätzung der eigenen Religion führen kann, ja führen muß? Veränderter Glaube läßt freilich sich nicht mit dem Schwerdt erzwingen; wohl aber veränderter Cultus. Mehr als dieß bedurfte es aber auch vormals nicht, um alle die Greuel hervorzurufen, über welche die Stimme der Vernunft in Europa endlich einen ihrer mühvollsten Siege errungen hat.

Ist Religion Eigenthum eines Volks, so ist seine Sprache noch mehr als dieses, sie ist sein Werk. Auf nichts hat daher ein Volk ein heiligeres Recht, als auf seine Sprache; es schuf sie, es bildete sie sich selbst. Indem sie der Ausdruck seiner Empfindungen wie seiner Vorstellungen ist, wird sie der treue Abdruck seines ganzen geistigen Seyns.

Durch seine Sprache constituirt sich aber auch gleichsam ein Volk im Aeußern verschieden von andern; mit ihr geht daher auch sein Daseyn als Volk unwiederbringlich verloren, weil sich die Grenzen verwischen, die es von andern trennen; so wie mit der Fortdauer der Sprache auch der unterscheidende Charakter übrig bleibt, der jenes Verschwinden unmöglich macht. So ist es also nicht blos der Verlust der Töne und Worte, der mit der Sprache untergeht; es ist zugleich der Untergang der eigenthümlichen Art zu denken und zu empfinden. Ein Volk, das seine Sprache liebt, achtet sich auch noch als solches; das Aufgeben dieser ist das stillschweigende Bekenntniß, daß man aufhören wolle ein Volk zu seyn.

Die Sprache der Besiegten zu unterdrücken war häufig das Streben der Sieger; und gewöhnlich um desto mehr, je mehr sie sich selber gebildet glaubten. Jede Verschiedenheit beschränkt die Allgewalt; sie will Einheit in Allem, also auch in der Sprache. Aber wie selten ist es ihr gelungen! Schwerlich haben Eroberer es in dieser Art der Tyrannei so weit gebracht als die Römer. Ganz Westeuropa und Nordafrika ward durch sie romanisirt. Und doch vermochten auch sie es nicht, diesen Versuch allgemein zu machen. Wo griechisch geredet ward, fand Römersprache keinen Eingang; nur die Sprachen der Barbaren sollten mit der ihrigen vertauscht werden, und wurden damit vertauscht.

Die gänzliche Vertilgung der Sprache eines Volks durch gewaltsame Mittel ist nur möglich mit

der Vertilgung des Volks selbet. Wo eine Sprache zu Grunde ging, indem das Volk fortdauerte, geschah es durch lange fortgesetzte und planmäßige Politik. Auch in jenen römischen Provinzen verlor sich das Alt-Celtische und Iberische nicht in Einem Jahrhundert; und leben nicht noch selbst jetzt die schwachen Ueberreste von beiden in Bretagne und am Fuß der Pyrenäen? Auch ward gänzliche Ausrottung von den Siegern kaum erwartet; aber auch damit glaubte man schon viel gewonnen, wenn unter der neuen Herrschaft die Landessprache nur zum Volksdialekt herabgedrückt ward. Sie ward dadurch gleichsam entweiht in den Augen des Volks selbst, besonders der höhern Classen. Die Anhänglichkeit an sie verlor sich, weil sie nicht weiter veredelt ward. Sie lebte nur im Munde des Pöbels, und den Pöbel ließ man sprechen wie es ihm beliebte. Dieß war das Schicksal aller Sprachen des westlichen Asiens unter der Herrschaft der Nachfolger Alexander's aus Macedonischem Stamm. Während das Griechische die Sprache der Höfe und der Großen war, blieben das Armenische, das Syrische u. a. nur Dialekte des niedern Volks. Aber sie waren auch vorher nicht mehr, als bloße Volksdialekte gewesen; und dieß führt uns von selbst auf die Hauptbemerkung über diesen Gegenstand.

Die Schicksale der Sprachen hingen von dem Grade ihrer Bildung ab. Die Sprachen ungebildeter Völker sind unter der Herrschaft der Fremden zu Grunde gegangen auch ohne Gewalt

Dem Barbaren ist seine Sprache bloße Sache der Gewohnheit; ohne diese würde sie ihm gleichgültig seyn. Man kann sie ihm also abgewöhnen; ja die Beispiele sind nicht selten, daß er freiwillig sie sich abgewöhnt hat. Die rohern Sieger nahmen mehrmahls die Sprachen der gebildetern Besiegten an. Hatten nicht die Franken ihr Fränkisch in Gallien, die Gothen ihr Gothisch in Spanien abgelegt? Wer zwang sie aber dazu, wer konnte sie dazu zwingen? Die Veränderung der Sprache erfolgte in diesen Fällen von selbst mit der fortschreitenden Bildung; weil für die vielen neuen Begriffe die bisherige Sprache keine Ausdrücke hatte.

Wie ganz anders aber ist es mit den gebildeten Sprachen; das heißt, mit denen, die nicht blos in dem Munde der Völker in ihrem täglichen Gespräch, sondern die in den Werken ihrer Litteratur, ihrer Poesie und Beredsamkeit, leben? Diese sind es, durch welche seine Sprache für das Volk selber eigentlich erst ihren Werth erhält. In ihnen spricht sich der Geist, die Denkart, die Empfindung der Nation aus; in ihnen erkennt sie gleichsam sich selber wieder; und sieht auch für folgende Geschlechter die Fortdauer ihres Geistes gesichert. Sie sind nicht blos ihr Gesammteigenthum im vollsten Sinn, woran keinem der Sprachgenossen sein Antheil streitig gemacht werden kann; sie sind auch ihr höchstes, ihr edelstes und unvergänglichstes Eigenthum; weil selbst der Sieger sie ihm nicht mehr rauben kann. Ein Volk, das seine Classiker hat, besitzt also in ihnen zugleich das sicherste

Unterpfand der Fortdauer seiner Sprache und seiner Nationalität. Große und mächtige Nationen sind untergegangen, und ihre Sprachen verhallten mit ihnen bis auf den letzten Laut; weil sie keine Dichter hatten, welche sie überlebten. Wie einst der Aegypter, wie der Carthager sprach, können wir nur vermuthen nach Analogie; aber seitdem der Maeonide seine unsterblichen Gesänge sang, war auch Griechische Sprache erhalten, so lange es noch Menschen giebt, die menschlich fühlen können.

An Erhaltung der Sprache hängt also ganz eigentlich Erhaltung der Nationalität. Aber ein besiegtes Volk, was kann es thun, sich seine Sprache zu erhalten? Vor Allem: es achte sie selber; aber nicht in Worten, sondern durch die That. Nicht das ist Achtung für die Sprache, daß man viel von ihren Vorzügen spricht, die sie vor andern besitzen soll, oder wirklich besitzt. Es ist verkehrt, Vergleichungen über den Werth gebildeter Sprachen im Allgemeinen anstellen zu wollen; jede gebildete Sprache hat auch ihre Vorzüge; sonst wäre sie nicht gebildet. Man kann sagen, die eine sey wohlklingender, biegsamer, reicher wie die andere, allein man kann nicht überhaupt sagen, sie sey besser. Das Pochen auf die Vorzüge seiner eigenen Sprache ist daher meist eine eitle Prahlerei, sobald nicht von bestimmten Eigenschaften die Rede ist. Achtung für die Muttersprache zeigt sich aber darin, daß man sie gebraucht, wo man sie irgend gebrauchen kann. Freiwilliger Gebrauch einer fremden Sprache ohne Noth, ist immer Ent-

äußerung der Nationalität für den Augenblick. Der Deutsche, der Französisch, der Englisch spricht, muß während dessen aufhören, Deutscher zu seyn, so weit er es kann. Er muß Französisch, Englisch denken, wenn er nicht schülerhaft sprechen will. Sey es auch nur vorübergehend; das oft Wiederkehrende wird zur Gewohnheit. Die Einführung der Französischen Sprache in die officiellen Verhandlungen, gegen welche, als sie seit Ludwig XIV. anfing, mehrere Regierungen sich sträubten, dunkel ahnend, daß Herrschaft der Sprache zur Herrschaft des Volks führe, während andere sie sich nachgebend gefallen ließen, war dennoch bei weitem nicht so folgenreich, als die in das Privatleben der höhern Stände. Sie wirkte für die Muttersprache auf eine doppelte Weise sehr nachtheilig. Zuerst, weil dieser dadurch das Mittel zur Ausbildung entzogen ward, welche sie für das gesellschaftliche Leben passend macht. Wo anders, als in dem Kreise der höhern Stände kann sie diese erhalten, die noch so viele große Schriftsteller ihr nicht zu geben im Stande sind? Aber auch deßhalb wirkte jene Einführung nachtheilig, weil überhaupt die Achtung für die Muttersprache dadurch sank. Denn worauf kann diese Achtung mehr gegründet seyn, als auf die Anerkennung ihres praktischen Werths für den Gebrauch, der doch der eigentliche Gebrauch der Sprache seyn soll, wechselseitiger Austausch der Ideen im gesellschaftlichen Verkehr?

Mit der Achtung für die Muttersprache steht ihre Bildung, das zweite Mittel ihrer Erhaltung, in ei-

nem engen Verhältnisse. Es ist unmöglich, daß eine Sprache sinken oder gar untergehen kann, so lange die ersten Geister einer Nation sich mit ihrer Fortbildung beschäftigen. Daß aber diese Fortbildung durch große Schriftsteller geschieht, braucht kaum erst erinnert zu werden. Auf diesem Wege also wird Nationallitteratur das unfehlbare Mittel zur Erhaltung der Nationalität, weil sie das Mittel zur Erhaltung der Sprache ist. In welchem glorreichen Lichte erscheinen also nicht hier jene friedlichen Heroen der Völker? Sie sind es eigentlich, die ihre Fortdauer begründen, fester, als sie durch noch so viele Siege begründet werden kann. Haltet fest an Eurer Litteratur! ist daher die Vorschrift, welche Vernunft und Erfahrung den Nationen zurufen, welche Nationen bleiben wollen. Aber wie dieses Festhalten geschehen solle, ist eigentlich die Frage, auf die es ankommt. Die Nationen des neuern Europas, die eine schon gebildete Litteratur besitzen, sind großentheils voll von Vorurtheilen für dieselbe, zum Nachtheil der Ausländer. Es war nicht so im Alterthum. Die Römer, die Sieger der Griechen, erkannten dennoch willig in ihnen ihre Meister, und wurden ihre Schüler; auf diesem Wege bildeten sich, — wem wäre es unbekannt? — die unsterblichsten ihrer Dichter. Die Zeiten der Nachahmung in der Litteratur scheinen für die Völker des neuern Europas vorbei zu seyn; man ist ihrer müde geworden; selbst die Deutschen, sonst vor andern zu ihr geneigt, werden schwerlich diesen Weg, der schon früher sie nicht zum

Ziele führte, aufs neue wieder betreten. Wenn es aber höchst wahrscheinlich ist, daß die Nationen des jetzigen Europa ihren nationalen Charakter in ihrer Litteratur nicht verläugnen werden, — wäre es nicht um so viel wünschenswerther, daß sie, ihre Vorurtheile ablegend, sich verständigten, sich richtiger wechselseitig würdigten? Es giebt, scheint es, dazu nur Ein Mittel: die Ueberzeugung, daß jedes gebildete Volk auch nur zunächst der Richter seiner eigenen Litteratur seyn kann. Allerdings stehen uns Urtheile auch über die Werke der Fremden frei; nur nicht das Urtheil: weil sie nicht so sind, wie die unsrigen, so sind sie ohne Werth. Beschränkt sich gleich die Litteratur einer Nation nicht auf ihre Poesie, so ist doch allerdings vorzugsweise von dieser die Rede. Was ist aber Poesie ihrem Wesen nach, als Ausdruck der Empfindung durch die Sprache? Weichen aber die Nationen in ihrer Art zu empfinden, von einander ab; so folgt auch daraus von selbst, daß diese Verschiedenheit sich auch in dem Ausdruck derselben, in ihrer Poesie, zeigen werde, wofern sonst diese wahre Nationalpoesie, nicht blos conventionelle poetische Form ist. Ein Schriftsteller unserer Zeit, von zweien der ersten Nationen gekannt und geschätzt, hat dieses vortrefflich bei derjenigen Empfindung gezeigt, welche vor allen andern der Poesie Nahrung gab, bei der Liebe. Die kleine Schrift, wovon wir sprechen *), wenn sie gleich nur einen

*) Sur la manière essentiellement différente, dont les

beschränkten Gegenstand zu umfassen scheint, führt doch zu viel größern Resultaten, als man auf den ersten Blick vielleicht glaubt. Sie giebt uns den Schlüssel zu der Verschiedenheit des innersten Charakters der Deutschen und Französischen Poesie. Es wird hier klar, daß diese Verschiedenheit gar nicht etwa blos in gewissen conventionellen Formen, nicht etwa in der Beobachtung gewisser Regeln liege, über die man disputiren, und die man allenfalls nach Uebereinkunft abändern könne. Der Grund liegt viel tiefer; die Poesie der Völker ist verschieden, weil die Völker selbst verschieden sind. Es ist unmöglich, daß die Werke eines Corneille oder Racine, wären sie auch mit allem Zauber ihrer Sprache in die unsrige übertragen, jemals den Deutschen Geist fesseln können. Wir finden zwar darin schöne Sachen in schönen Versen gesagt, die aber nie jene Bewegung und Rührung in uns hervorbringen, welche wir von dem Trauerspiel erwarten; denn sie treffen das Deutsche Gemüth nicht. Es ist aber eben so unmöglich, daß die Werke unserer ersten Tragiker, sollten sie auch allen drei Einheiten auf das vollkommenste ein Genüge leisten, auf das Französische Publikum eine gleiche Wirkung äußern, wie die der ihrigen. Hat man es doch nicht einmal gewagt, die edelsten und erhabensten Schöpfungen des Deutschen Dichtergeistes in der Jungfrau und den Piccolominis ohne die wesentlich-

Poètes français et les Allemans traitent l'amour; par Mr. Ch. Villers.

sten Veränderungen ihm darzubieten; und was ist aus diesen Umarbeitungen geworden? Und beschränkt sich diese Verschiedenheit etwa blos auf die dramatische Poesie? Ist es nicht dasselbe bei der epischen? Konnte die Henriade auf Deutschem, konnte der Messias und der Oberon auf Französischem Boden gedeihen? Ist es nicht dasselbe bei der lyrischen? Sind wir hier nicht arm, wo unsere Nachbaren reich sind, und wiederum reich, wo sie arm sind? Das Lied, die eigentlichste Volkspoesie, ist Beiden gemein; aber wie verschieden ist sein Charakter? Wenn sich in dem Französischen die Lustigkeit, oft die Frivolität ausspricht, so ist es in dem Deutschen das Gemüth und die Empfindung. Die Nationen müßten erst ihre Gefühle austauschen, wenn sie ihre Lieder austauschen sollten. Sind Französische Gedichte mehr diesseits des Rheins gelesen worden, als Deutsche jenseits, so folgt daraus noch nicht, daß sie der Nation mehr zusagten. Man las sie weniger aus Neigung, als zu andern Zwecken; man las sie, um die Sprache zu lernen; man las sie — um sagen zu können, daß man sie gelesen habe.

Sollte nicht auf diese Anerkennung der ursprünglichen Verschiedenheit der Nationalpoesie, insofern sie aus der Verschiedenheit der Nationalanlagen und Charaktere hervorgeht, die Billigkeit der Völker in der wechselseitigen Schätzung ihrer Litteratur gegründet werden müssen? Nicht darnach wird der Werth einer Litteratur gemessen, wenigstens nicht unbedingt gemessen werden können, wie sie der andern Nation ge-

fällt; sondern vielmehr darnach, wie sie für ihre eigene Nation paßt. Als Bürger's Leonore erschien, wußte man sie auch auswendig von der Elbe bis zur Donau. Darum war sie vortrefflich, und hätten alle Kritiker der Welt das Gegentheil demonstrirt. Es mag seyn, daß die Französischen Tragiker nie bei uns einheimisch werden können; wir wollen darnach nicht den Werth bestimmen, den sie mit Recht für ihre eigene Nation haben. Aber dieselbe Gerechtigkeit müssen wir auch von der andern Seite fordern. Die Urtheile der Fremden, noch dazu so oft ohne diejenigen Vorkenntnisse gefällt, ohne welche hier gar nicht einmal geurtheilt werden kann, ohne Kenntniß der Sprache, können und dürfen uns nicht irre machen. Um desto wichtiger ist es daher, daß eine richtige Schätzung unserer eigenen Litteratur durch eine gerechte Kritik unter uns Wurzel fasse. Es ist nicht der Ort hier zu zeigen, was eine solche Kritik überhaupt sey; aber das kann nicht laut genug gesagt werden, welchen großen Einfluß sie auf die Erhaltung des Nationalgeistes in der Litteratur haben könne und habe. Bei Völkern, die schon seit geraumer Zeit so entschieden ihre Classiker besitzen, wie dieses bei einigen der gebildeten Nationen Europas der Fall ist, ist dieser Einfluß zwar nicht unbedeutend, aber viel weniger erheblich, viel weniger gefährlich. Die anerkannten Heiligthümer wagt hier die Kritik so leicht nicht anzugreifen; weil sie im voraus weiß, die Angriffe würden vergeblich seyn; und wenn sie es thut, so geschieht es mit Behutsamkeit, wohl

selbst unter der Masse des Lobes. Cervantes, Tasso, Racine, vermag keine Kritik mehr in den Augen ihrer Nationen herabzusetzen; selbst nicht eine gerechte Kritik. Aber wie ganz anders ist der Fall bei der Deutschen Nation, die zwar nicht weniger ihre Classiker hat, aber doch, da sie noch nicht die Feuerprobe der Jahrhunderte bestanden, — wie sollen wir sagen, so glücklich oder unglücklich ist, — sie noch nicht in dem eminenten Sinn zu haben als jene Völker? Denn wie hoch man auch bei diesen die Vortheile davon zur Festigkeit des Geschmacks anschlagen mag, so ist es doch nicht weniger gewiß, daß jene Vergötterung ihrer Classiker, die sie für unübertreffbar, ja sogar für unerreichbar erklärt, das stillschweigende Bekenntniß des Stillstandes, oder vielmehr des Sinkens ist. Der Glaube bei einer Nation, das Vortrefflichste sey schon erreicht, es sey so gut als umsonst, es zu übertreffen, es nur erreichen zu wollen, ist ein bleiernes Gewicht, dem Flügel des Genies angelegt. Es muß sich selber im voraus sagen, es habe nicht auf freie Anerkennung des Werths seiner Werke zu hoffen. Stände auch Racine unter einem andern Namen aus dem Grabe wieder auf, und dichtete eine Athalie, — umsonst! sie würde nicht den Ruf der alten Athalie erhalten!

Das oft so laut gepriesene Glück von Nationen, in jenem eminenten Sinn ihre Classiker zu haben, ist daher in Wahrheit ein sehr zweifelhaftes Glück. Ihr seyd geworden, kann man zu ihnen sagen, was Ihr werden könnt; denn Ihr gesteht es

selbst. Ihr lebt von dem Ruhme Eurer Väter. Wir glauben noch nicht den Gipfel erstiegen zu haben, aber wir streben ihn zu ersteigen. Wir suchen uns eigene Lorbeeren zu erringen; und Dem werde der Kranz, dem er gebührt. Aber freilich: Dem werde der Kranz, dem er gebührt — was schließt diese Forderung nicht in sich? Wie viel wichtiger erscheint da die Kritik, wo das Urtheil der Nation durch sie erst bestimmt werden soll? Wie viel mehr kann sie hier schaden, wenn sie ihrem hohen Zweck entgegen handelt? Wenn blindes Vergöttern des Mittelmäßigen, wenn absichtliches Herabwürdigen des Vortrefflichen, wenn kaum noch die Meister die Augen schlossen, ja noch bei ihren Lebzeiten, ihr Geschäft wird? Ist eine solche Kritik unter solchen Verhältnissen nicht wahrer Verrath an der Nation, wahrer Verrath des Edelsten was sie besitzt?

Poesie, Litteratur, wesentlich an die Sprache eines Volks geknüpft, sind darum sein Eigenthum. Aber ganz anders ist es mit der höhern wissenschaftlichen Bildung. Diese, an keine bestimmte Sprache gebunden, wenn sie sich gleich irgend einer zu ihrem Vehikel bedienen muß, ist Gesammteigenthum der Menschheit, insofern sie einen Werth darauf legt. Was Shakespear's Dichtergeist schuf, gehört zunächst den Britten, was Newton's Tiefsinn erfand, gehört allen unterrichteten Völkern. Nicht ohne Ursache hatte daher Europa für diese wissenschaftliche Cultur eine allgemeine Sprache angenommen, und bei allen Vortheilen, welche die Veredlung der Muttersprachen

haben mag, ist die Vernachlässigung der gelehrten Sprache dennoch ein nicht zu berechnender Verlust. Durch ihre Allgemeinheit hörte das Nationelle da auf, wo es aufhören soll, und das wahre Gesammteigenthum der gebildeten Nationen sonderte sich davon ab und ward allgemein. Der Ersatz dafür ist jetzt in der größern Verbreitung lebender Sprachen zu suchen. Mittel zum Austausch ihrer Kenntnisse werden die Völker unsers Welttheils freilich immer finden; allein dieser Austausch wird weniger schnell, wird weniger allgemein seyn.

Ein ganz anderer Gesichtspunkt zeigt sich also, wenn wir den Werth der Nationen in Rücksicht ihrer wissenschaftlichen, und wenn wir ihn in Rücksicht ihrer ästhetischen Bildung schätzen. Aus der ersten geht unmittelbar ihre universalhistorische Wichtigkeit hervor; aus der letztern, insofern sie sich in den Werken ihrer Sprache ausdrückt, (denn von denen der bildenden Künste reden wir hier nicht), zunächst ihre nationelle. Welterobernden Barbaren bleibt der Fluch der Geschichte; den durch Wissenschaft gebildeten Völkern die Achtung und der Segen auch der spätesten Nachwelt.

Wissenschaftliche Ausbildung ist also zwar für ein Volk nicht unmittelbare Stütze der Nationalität; allein indem sie seinen Antheil an dem edelsten Gemeingut der Menschheit bestimmt, bestimmt sie zugleich seinen Rang in der Reihe der Völker für Gegenwart und Zukunft. Bedarf es eines weitern Beweises, welchen Werth ein aufgeklärtes Volk, seiner

politischen Selbstständigkeit beraubt, auf seine wissenschaftliche Bildung legen muß? Es bleibt durch sie das Salz der Erde; es hat in ihr die Bürgschaft seines ewigen Ruhms; also seiner Achtung; und daher seiner Fortdauer. Es vermochte durch sie oft mehr, als irgend eine Berechnung hoffen ließ; es hat durch sie unblutige Siege erfochten, glorreicher und dauernder als die auf dem Schlachtfelde. Gewiß, es gehört zu den erhebenden Anblicken, zu sehen, welche Triumphe so oft die Wissenschaften über Sieger, selbst sogar über rohe Sieger, davon getragen haben! Ist es doch (um nicht von Europa zu sprechen) das häufig wiederkehrende Schauspiel in den Geschichten Asiens, rohe Eroberer zu erblicken, die über gebildete Völker herfallen, welche sie nicht blos zu unterjochen, sondern vernichten zu wollen scheinen. Aber nicht lange haben sie über sie geherrscht, so erhält das Edlere der Menschheit das Uebergewicht; es öffnet sich ihnen eine neue Welt; sie fassen Sinn dafür; sie achten die Besiegten; sie werden ihre Schüler. Es sey genug, statt Vieler nur an Ein Beispiel zu erinnern, an das der Araber. Hervorgebrochen aus ihren Wüsten, begeistert durch den Fanatismus einer Religion, die, in dem Koran alle Weisheit findend, jede andere Wissenschaft verachtete, huldigten sie dennoch bald den Kenntnissen der Besiegten, und verschmähten es nicht, ihre Schüler zu werden. So haben sie selber ihr Andenken in der Geschichte geehrt, und noch nennt die Nachwelt mit Ehrfurcht die Namen so vieler mächtigen Herrscher, die in den Künsten des Friedens weit mehr

als in denen des Kriegs ihren Ruhm suchten und fanden.

Welche Gründe des Muths für die Besiegten, aber auch welche Verpflichtungen für sie, gehen aus diesen Betrachtungen hervor? Es ist klar, ihr Schicksal ruht meist in ihrer Hand. Nur das kann ihnen genommen werden, was seiner Natur nach vergänglich ist. Aber nicht in diesem liegt die Nationalität. Nicht äußere Formen, — auch ohne äußere Gewalt den Veränderungen der Zeit unterworfen, — bilden diese; sie liegt tiefer; in dem innersten Wesen unserer geistigen Anlagen und ihrer Entwickelung. Zu diesem unsichtbaren Tempel bahnt kein Schwerdt den Weg; er wird heilig gehalten, so lange Ihr ihn selbst heilig haltet; Ihr tragt selber die Schuld, wenn er entweiht wird!

II.

II.

Versuch
einer
Entwickelung
der
Folgen der Kreuzzüge
für Europa.

Eine
vom National-Institut von Frankreich gekrönte
Preisschrift.

Ausgearbeitet im Herbst 1807.

[Es war im Sommer 1806 als in Paris von der dritten Classe des National-Instituts die folgende Preisfrage aufgegeben ward:

Examiner quelle a été l'influence des croisades sur la liberté civile des peuples de l'Europe, sur leur civilisation, et sur les progrès des lumiéres, du commerce et de l'industrie?

Wohl bekannt mit ihren Schwierigkeiten, hätte ich mich schwerlich zu der Beantwortung derselben entschlossen; hätte nicht das Zureden meines verstorbenen Freundes, von Villers, mich dazu bewogen; indem er sich mir zum Uebersetzer anbot. So entschloß ich mich zu der Arbeit, die sofort von meinem Freunde ins Französische übertragen, und so dem National-Institut vorgelegt ward. Sie ward in der öffentlichen Sitzung vom 1. Juli 1808 gemeinschaftlich mit der eingesandten Abhandlung eines Französischen Gelehrten, des Herrn Maxime de Choiseul Daillecourt, gekrönt; und erschien zugleich Deutsch als dritter Theil meiner kleinen historischen Schriften; Göttingen 1808; und Französisch in Paris: Essai sur l'influence des croisades sur l'Europe, par *A. H. L. Heeren*, traduit de l'Allemand par *Charles Villers*, chèz Treutel et Würz 1808. Sind übrigens gleich seit jener Zeit mehrere Geschichten der Kreuzzüge erschienen, unter denen die vom Hrn. Prof. Wilken den ersten Platz einnimmt; so ist mir doch noch bisher keine ähnliche Auseinandersetzung ihrer Folgen bekannt geworden.]

Einleitung.

Allgemeine Ansicht der Kreuzzüge.

Die Begebenheiten, welche auf das Schicksal des menschlichen Geschlechts am meisten gewirkt, welche dasselbe im Großen geleitet und bestimmt haben, waren von jeher die Wanderungen der Völker. Der Mensch, an seinen väterlichen Boden geheftet, ohne Verbindung mit dem Auslande, sieht hier nur eine beschränkte, ihn umgebende Natur. Sie mag ihn reichlich oder kärglich ernähren, sie mag ihn zu einer mühsamen oder geringen Arbeit auffordern, immer bleibt der Kreis der Gegenstände, die sie ihm darbieten kann, und mit ihm der Kreis seiner Ideen und seiner Einsichten nur eng; selbst wenn er auch den ganzen Umfang ihm giebt, den er unter solchen Umständen ihm geben kann. Aber diesem väterlichen Boden entrissen, in fremde Länder, in fremde Himmelsgegenden versetzt, eröffnet sich ihm eine neue Welt; sein Gesichtskreis erweitert sich, ohne es vor-

her geahnet zu haben, selbst gegen seinen Willen, ändern sich seine Ansichten, seine Sitten, seine Lebensart; weil die Natur, mächtiger als er, ihn dazu zwingt. Wer daher die Geschichte der Bildung der Menschheit im Ganzen übersieht, wird es nicht bezweifeln, daß es großentheils diese Veränderungen der Wohnsitze der Völker waren, welche ihren Gang leiteten und bestimmten.

Aber diese Völkerwanderungen, wie wir sie mit einem allgemeinen Namen benennen wollen, geschahen unter verschiedenen Formen, weil sich diese nothwendig mit der Lebensweise der Völker veränderten. Es ist eine einseitige Ansicht, wenn man sie, wie gewöhnlich geschieht, nur blos Barbarenvölkern beilegen will. Auch halb, auch ganz cultivirte Völker wandern; aber sie wandern jedes auf seine Weise.

Die Lebensart eines Barbaren-Volks, das sich von der Jagd oder der Viehzucht nährt, bei dem noch kein Landeigenthum des Einzelnen eingeführt ist, ist allerdings für die Wanderungen gewissermaßen am geschicktesten. Den Nomaden fesselt nichts an sein Vaterland; er findet es wieder in dem andern Lande, sobald es nur Weiden für sein Vieh enthält. Mag es daher Mangel, mag es wahrer oder vermeinter Druck seyn, der ihn antreibt, er wird nicht lange anstehen, sein Land zu verlassen, und sich neue Wohnsitze in der Fremde zu suchen. Als die große Horde der Kalmücken sich von der Russischen Herrschaft gedrückt glaubte, brach sie auf, und zog nach

der Chinesischen Tartarei *), wo sie noch jetzt umherzieht. Der Nomade, von seinen Heerden, unter seinen Gezelten lebend, ohne Häuser, ohne eigene Ländereien, nur im Besitz beweglichen Eigenthums, führt, wenn er wandert, Alles mit sich, sein Weib, seine Kinder, seine Heerden, seine Habe, — was könnte er zurücklassen? Seine Züge, selbst seine Kriegszüge, sind daher Völkerwanderungen im eigentlichen Sinn. Sie blieben aber auch nicht bloße Wanderungen, sie führten ganze Nationen in den bleibenden Besitz von entfernten Ländern; und diese Wanderungen waren es, die, indem sie zu Eroberungen wurden, die Schicksale von Europa in frühern Jahrhunderten, die von Asien in frühern und spätern, — und wer mag es sagen, inwiefern nicht auch die von Afrika und Amerika? — bestimmt haben. Aus ihnen gingen große und mächtige Reiche hervor. Aber in seinen neuen Wohnsitzen, von einer reichern Natur, oft von sehr gebildeten Völkern umgeben, kann der Barbar nicht bleiben, was er war. Die neue ihn umgebende Welt wirkt auf ihn ein; er vermag es nicht lange, ihrem Zauber zu widerstehen; neue Genüsse, die er kennen lernte, schaffen ihm neue Bedürfnisse, die er nur befriedigen kann, indem er seine Lebensweise verläßt. So war der Gang der Cultur der Germanischen, der Arabischen, der Mongolischen Völker. In ihren Wäldern, in ihren Sandwüsten, in ihren Steppen wären sie ewig geblieben,

*) Im Jahr 1771.

was sie waren; aber als sich die ersten auf die fruchtbaren Gefilde Galliens und Italiens, die andern auf die reichen Ebnen von Aegypten, von Mogreb, von Spanien und Syrien, die letztern auf China und Hindostan warfen, veränderten sich die Nationen mit den Ländern; und an den Ufern des Guadalquivir und des Ganges, des Nils und des Hoangho, blühte eine Cultur unter ihnen auf, von der sie selber keine Ahnung gehabt hatten.

Wanderungen dieser Art finden freilich nicht mehr bei Völkern leicht statt, welche schon das Nomadenleben verließen, und, in Städten und Ortschaften wohnend, den Besitz des Landeigenthums unter sich eingeführt hatten. Der Anbau des eigenen Bodens erzeugt und vermehrt die Liebe zu demselben; und wollten sie auch diese besiegen, so hält sie der Besitz von anderer unbeweglicher Habe, von ihren Wohnungen und Gebäuden, zurück. Nur Einzelne können davon sich trennen, nicht ganze Völker; selbst gewaltsame Unterdrückung, die den Nomaden so leicht entfliehen macht, besiegt bei ihnen die Anhänglichkeit an den väterlichen Boden nicht; sie tragen sogar, wo es seyn muß, eher das harte Joch der Knechtschaft und Leibeigenschaft, ehe sie diesen verlassen. Aber die Liebe zum vaterländischen Boden ertödtete darum bei den edlern Völkern, die weder unter der Sclaverei noch den Verführungen der Sinnlichkeit erlagen, nicht die Gefühle für Ruhm und für große Unternehmungen. Eine andere, eine der glänzendsten Erscheinungen zeigt sich vielmehr! Eine Periode folgt bei jeder

solchen Nation; — man könnte sie ihr Jünglingsalter nennen, — die durch kühne Unternehmungen, die durch Heldenthaten glänzt. Es wird zu eng im väterlichen Lande, der Durst nach Thaten, der Durst nach Ruhm erwacht, unterstützt durch das Gefühl des Muths und der Kraft, beflügelt durch die Phantasie. Sie mahlt ihr die Bilder ferner Länder, ferner Meere, als würdige Schauplätze großer Thaten; der Enthusiasmus lebt auf, und greift um sich; der einzelne Held findet bald Schaaren von Begleitern, bereit, sein Glück und seine Gefahren mit ihm zu theilen. Dieser Geist der Abenteuer ist es, der diesen Zeitraum bei allen diesen Völkern charakterisirt; er trieb die Griechen nach Colchis und Troja, die Normannen nach Neapel und Sicilien, die Franken nach dem Orient. Nur verschieden geformt, wie die Verhältnisse des Orts und der Zeit es mit sich brachten, aber immer sich gleich erscheint er in seinen Hauptmerkmahlen. Auch er erzeugte Wanderungen der Völker, wenn nicht mit ihren ganzen Familien, wenn nicht mit aller ihrer Habe, darum nicht weniger wichtig. Oft aber blieben sie dennoch als Eroberer in dem fernen Lande; oder kehrten die Schaaren der Krieger auch zurück, — sie waren nicht mehr dieselbigen. Ihr Gesichtskreis hatte sich erweitert; sie hatten viel erfahren; sie hatten es gesehen, nicht Alles sey so wie zu Hause, nicht Alles brauche so zu seyn! Waren es auch nur Erzählungen, die sie zurückbrachten, — bereicherten sie dadurch nicht schon den Kreis der Ideen ihrer Landsleute? Waren es aber fremde

Producte, die sie dem väterlichen Boden anvertrauten, waren es Werke der Industrie, deren Verfertigung sie zu lehren vermochten, war es gar ein dauernder Verkehr, welchen sie mit dem fernen Lande begründeten, — welche Folgen mußte dieß Alles nicht für sie selber haben?

Aber dieser Zeitraum der jugendlichen Fülle der Kraft hat seine Grenzen. Die Herrschaft der Phantasie endigt bei Nationen so wie bei Individuen, wenn bei dem Fortgange der Zeit die Herrschaft der Vernunft an ihre Stelle tritt. Umsonst würde man es versuchen, in einem solchen Zeitraum das Volk noch zu ähnlichen Unternehmungen zu entflammen, als in dem vorigen möglich waren. Die Zeit der Abenteuer, der romantischen Unternehmungen ist vorbei, und kehrt nicht wieder; aber andere Ursachen erzeugen dennoch ähnliche Wirkungen. Mit den Fortschritten der Cultur sind neue Bedürfnisse erwacht, die nur durch die Verbindung mit fernen Ländern gestillt werden können; der Handelsgeist ist aufgelebt; die Liebe zum Gewinn wird ein nicht weniger mächtiger Sporn, als vorher der Enthusiasmus es gewesen war; aber die Unternehmungen, zu denen sie treibt, nehmen, wie sich von selbst versteht, eine andere Gestalt an. Der Verkehr mit fernen Ländern erfordert dort die Stiftung von Niederlassungen. Colonieen bilden sich, und Schaaren von Emigranten strömen hinüber; sey es um den Boden zu bauen, um Pflanzungen zu errichten; sey es um sich durch den Handel mit den Producten der Natur und des Kunstfleißes zu

bereichern. Diese Wanderungen gebildeter Völker, wenn gleich nicht auf einmal, sondern allmählig ausgeführt, sind für die Geschichte nicht weniger wichtig, ja oft noch wichtiger als die ersteren. Sie legen den Grund zu neuen Staaten, in ihnen bilden sich allmählig Nationen, und die hier errichteten Gebäude sind um desto dauerhafter, je langsamer und je tiefer ihr Fundament gelegt war. Ist es nöthig, von ihnen noch weiter zu sprechen? In einem Zeitalter, wo die größten Hoffnungen für die Zukunft auf sie gegründet sind, und ein nicht geringer Theil von den Schicksalen der Menschheit an sie geknüpft zu seyn scheint?

Diese allgemeine historische Ansicht wird hinreichen, den Gesichtspunct zu bestimmen, aus dem der Gegenstand, dem diese Untersuchung gewidmet ist, betrachtet werden muß. Auch die Kreuzzüge gehören zu den Völkerwanderungen in jenem weitern Sinne des Worts; und in welche Classe derselben sie zu setzen sind, lehrt die obige Untersuchung. Sie waren die Frucht von dem erwachten Heldengeist und der Religiosität der fränkisch-germanischen Nationen; die Heldenperiode des Christianismus. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, dem Gesichtspuncte ihres Zeitalters, verschwindet von selbst der so oft ihnen gemachte Vorwurf sinnloser Unternehmungen, als Folgen des Aberglaubens und der Bigotterie. Dem kalten Raisonnement ist es leicht zu zeigen, daß ein kleines Land nur ein kleines Land sey, daß seine Eroberung mehr kosten werde, als sie eintragen könne.

Aber jenes Zeitalter rechnete anders, und mußte anders rechnen. Der Boden, wo der Keim ihrer Religion zuerst gelegt wurde und aufsproßte, wo ihr Stifter wandelte, der Boden, an den so viele große Erinnerungen geknüpft sind, war stets den Völkern heilig, so lange noch die Religion selber in ihren eigenen Augen ihre Heiligkeit nicht verlor. Der Jude blickt noch jetzt mit Sehnsucht nach dem Lande seiner Väter; der Mahomedaner wendet bei jedem Gebet seine Augen nach den heiligen Oertern, und macht ihre Beschützung zu einer Hauptpflicht des Beschützers seines Glaubens. Konnte es bei den Christen einst anders seyn? Konnten die Heiligthümer, zu denen sie seit Jahrhunderten schon zu wallfahrten gewohnt waren, und zu denen man ihnen den Zugang versperren wollte, in ihren Augen ohne Werth, der Weg zu ihnen ungestraft verschlossen bleiben?

Unstreitig erhalten, aus diesem Gesichtspunct betrachtet, die Kreuzzüge jenen ehrwürdigen Charakter, der ihrem Umfange und ihrer Größe angemessen ist; aber das hohe historische Interesse, welches ihre Geschichte für alle Jahrhunderte wichtig macht, erreichen sie weniger durch sich selbst, als durch ihre Folgen. Die Entwickelung von diesen ist es, welche das National-Institut zum Gegenstande der Preisaufgabe machte; ein würdiges Gegenstück zu der, welche vor wenigen Jahren die Veranlassung ward, über die Folgen der Reformation ein Licht zu verbreiten, das uns diese große Weltbegebenheit erst in ihrem vollen Glanze zeigte. Der Ver-

fasser dieses Aufsatzes, schon seiner so viel geringern Kräfte sich zu gut bewußt, um nicht einzusehen, wie weit er hinter jenem großen Muster zurückbleiben muß, sieht sich aber auch noch von andern Schwierigkeiten umringt, welche die Beantwortung jener Frage weniger erschwerten. Die Folgen der Reformation mögen vielleicht noch umfassender gewesen seyn, als die der Kreuzzüge; aber sie lagen weit mehr am Tage. Jene erste Begebenheit selber war unserm Zeitalter um vieles näher; der Zustand des jetzigen Europas entwickelte sich meist aus ihr; die großen Resultate sprangen mehrentheils in die Augen; nicht sowohl ihre Erforschung als ihre Würdigung, ihre Darstellung war die Hauptsache. Die Begebenheit, deren Folgen hier entwickelt werden sollen, liegt um Jahrhunderte zurück; sie gehört selber noch ganz dem Mittelalter an; nur das tiefe Studium von diesem kann uns in den Stand setzen, sie richtig aufzufassen und zu würdigen. Aber wenn schon die Erforschung dieser Unternehmungen selber so viel schwerer ist, wenn sie nicht blos die Bekanntschaft mit den Abendländischen Schriftstellern voraussetzt, sondern unerlaßlich auch die der Byzantiner, und in einem gewissen Grade auch der Araber erfordert, — wie viel größere Schwierigkeiten legt erst die Darstellung ihrer Folgen in den Weg! Sie liegen nicht klar am Tage; nur wenige, und nicht die wichtigsten springen von selber hervor; sie entwickelten sich erst langsam, selbst den Zeitgenossen und gleichzeitigen Annalisten unbemerkt, die daher ihrer auch am wenigsten erwähnen; ja, was

die größte Schwierigkeit macht, sie verschmelzen sich in dem Laufe der Jahrhunderte mit andern Ursachen, wodurch es selbst oft bei denjenigen, die gewiß durch die Kreuzzüge veranlaßt wurden, doch schwer, ja oft unmöglich ist, zu bestimmen, wie viel auch andere Begebenheiten darauf wirkten, und dem Vorwurfe der Einseitigkeit und der Kurzsichtigkeit zu entgehen. Und doch waren diese Folgen unermeßlich! Doch umfaßten sie den Occident und den Orient, von den Ufern des Tajo bis zu denen des Nils und des Euphrats! Doch bestimmten sie die Schicksale ganzer Völker und Reiche! Doch bereiteten sie für die Nachwelt die wichtigsten Veränderungen vor, welche in den Verfassungen, in dem gesellschaftlichen Zustande späterer Jahrhunderte vorgehen sollten! Wäre es auch zu viel gesagt, daß unsere jetzigen gesellschaftlichen Einrichtungen und Verhältnisse aus ihnen hervorgegangen seyen, wer mag es doch leugnen, daß sie nicht wenig darauf eingewirkt haben? Welches Feld für die Untersuchung eröffnet sich hier, aber auch welche Schwierigkeiten, welche Dunkelheiten!

Die Geschichte der Kreuzzüge selber ist es nicht, welche das National-Institut forderte; es entging den einsichtsvollen Urhebern der Frage nicht, daß diese keineswegs der Gegenstand einer Abhandlung, sondern nur eines Werks seyn könne. Aber eine Darstellung der Natur dieser Züge im Allgemeinen liegt dennoch nicht nur innerhalb des Gebiets der Untersuchung, sondern ist auch durchaus nothwendig, wenn die Untersuchung selber deutlich werden soll. Sie

wird daher der Gegenstand dieser Einleitung seyn, sie wird den Grund des Gebäudes ausmachen, das wir aufzuführen haben. Wir werden aber diese Ansicht der Kreuzzüge uns verschaffen, wenn wir sie aus dem dreifachen Gesichtspunct, ihrer Dauer, ihres Umfangs, und ihrer Einrichtung kennen lernen.

I. Dauer und Chronologie der Kreuzzüge.

Es ist für die Folgen der Kreuzzüge von der größten Wichtigkeit, sie zuerst in Rücksicht ihrer Dauer und Zeitfolge zu betrachten. Zwar zeigt schon der Name selbst, daß nicht eine einzelne Expedition darunter verstanden werde; aber wenn man ihren Zeitraum sich zu kurz, ja wenn man sie sich auch nur blos als einzelne Züge denkt, so wird man dadurch schon zu falschen Begriffen über ihre Folgen geführt. Denn es waren nicht sowohl diese einzelnen Hauptzüge, welche ihre Wirkungen für die Nachwelt begründeten, es war die diesen ganzen Zeitraum hindurch fortdauernde Communication zwischen dem Occident und Orient, welche sie erzeugte. Rechnet man diesen Zeitraum von dem Anfange des ersten Zugs an, im Jahr 1096, bis zu dem Zeitpunct, wo die Franken ihre letzte Besitzung mit Ptolemais im Jahr 1291 verloren, so umfaßt er beinahe zwei Jahrhunderte. Man erleichtert sich die Uebersicht, wenn man ihn in 4 Abschnitte zerlegt, welche, ihrem Umfange nach sich ziemlich gleich, jeder ungefähr ein halbes Jahrhundert umfassen.

I. Von 1096 bis 1146. Es war im Jahr 1094, als Peter von Amiens, aus dem gelobten Lande zurückkehrend, Pabst Urban II. sich als den Prediger der Unternehmungen zur Befreiung der heiligen Stadt antrug, und von ihm dazu beauftragt ward. Auf den Concilien zu Piacenza *) und zu Clermont **) ward der Entwurf zur Reife gebracht, und das nächste Frühjahr zum Aufbruch bestimmt. Eine allgemeine Erschütterung ergriff den Occident; große Volksschaaren zogen vorauf, und am 15ten August 1096 setzte sich das Heer unter Gottfried von Bouillon in Bewegung. Es nahm seinen Weg durch Ungarn nach Constantinopel, wo damals Kaiser Alexis I. regierte. Nachdem sich hier die Schaaren der Normannen aus Unteritalien mit ihm vereinigt hatten, ging es im März 1097 über den Bosporus, und die Eroberung von Nicäa eröffnete ihm den Weg in das Gebiet von Kilidge Arslan, dem Sultan von Koniah (Iconium). Nicht ohne harte Kämpfe setzte es durch dieses seinen Weg fort, und erreichte Syrien, wo die Belagerung der Hauptstadt Antiochia es aufhielt. Nur durch Verrätherei fiel diese im Junius 1098 in seine Hände; allein kaum in dessen Besitz, wurden die Belagerer die Belagerten. Ein mächtiges Heer, von dem Sultan von Bagdad gesandt, schloß die Kreuzfahrer in Antiochien ein. Der Mangel war bereits auf das höchste

*) Im März 1095.

**) Im November 1095.

gestiegen, als die Verzweiflung ihnen den Sieg verschaffte. So setzten sie ihren Weg — jedoch erst im nächsten Frühjahr — fort, erreichten Palästina, damals eine Provinz des Reichs der Fatimiden in Aegypten, und nach einem fast dreijährigen Zuge wurden am 15ten Juli 1099 die Mauern der heiligen Stadt erstiegen, und das neue christliche Reich gestiftet, zu dessen Herrscher der edle Gottfried ernannt wurde. Schon dieser erste Zug bestand aber anfangs aus mehreren Heer-Schaaren, die nachmals in Constantinopel oder Asien sich vereinigen sollten. Noch vor Gottfried brach ein gewaltiges Heer, meist losen Gesindels, unter Peter dem Einsiedler auf, der wieder einen Theil desselben unter einem Franzosen Gautier mit dem Beinamen sans avoir voraussandte; aber diese Horden wurden zum Theil schon auf dem Wege nach Constantinopel, und darauf so gut wie gänzlich — nur Einzelne entkamen — in Asien aufgerieben. Andere, die ihnen folgten, hatten ein gleiches Schicksal *).

Der Ruf des eroberten Jerusalems entflammte den Enthusiasmus; neue Schaaren strömten zusammen, und bildeten ein Heer, das auf 260000 Mann angegeben wird. Im Frühjahr 1102 brach es auf; allein sein Schicksal war nicht besser als das der vorigen. Fast Alle fielen gleichfalls unter dem Schwerdt des furchtbaren Sultans von Konia, der die vorigen aufgerieben, und das Heer unter Gottfried von Bouillon

*) *Wilh. Tyr.* in Gestis Dei per Francos L. I. II.

lon nur. kämpfend durchgelassen hatte. Was nicht umkam, ward gefangen. Die großen Heerszüge zu Lande hörten jetzt vors erste auf.

Aber die Seezüge waren unterdeß begonnen. Die Genueser waren die ersten, welche, von Muth und Gewinnsucht getrieben, sie unternahmen. Noch vor der Eroberung Jerusalems langte bereits 1098 eins ihrer Geschwader an der syrischen Küste an. Im folgenden Jahre kam eine Venezianische Flotte von 200 Schiffen, die auf ihrer Fahrt — so groß war die Eifersucht — ein Geschwader von Pisa angriff und schlug. Seit der Einnahme der heiligen Stadt nahmen diese Unternehmungen zu. Im Jahr 1104 kam ein neues Genuesisches Geschwader von 70 Galeren, dem im Jahr 1108 ein anderes, eben so starkes, unter den Befehlen zweier Nobili folgte. Eine Venezianische Flotte, von dem Doge selber geführt, von 40 Galeren und 28 größeren Schiffen, langte im Jahr 1123 an. Die Seezüge wurden nun immer gewöhnlicher; nicht alle sind aufgezeichnet; es würde vergeblich seyn, sie aufzählen zu wollen. Unterdessen hatte sich der Umfang des Reichs von Jerusalem gebildet. Es begriff das eigentliche Reich, oder den südlichen Theil, von den Königen unmittelbar beherrscht, und die drei großen Lehen, die Grafschaft Tripolis, und die Fürstenthümer von Antiochien und Edessa, welches letztere sich bis über den Euphrat erstreckte *).

*) *Wilh. Tyr.* l. c. II. p. 908., wo die Grenzen von jedem angegeben sind.

II. Von 1146 bis 1187. Um große Heerszüge zu Stande zu bringen, bedurfte es gewöhnlich außerordentlicher Veranlassungen. Eine solche war der Verlust von Edessa, das im Jahr 1142 von den Saracenen eingenommen ward. Diese Stadt, die Hauptstadt des ersten christlichen Fürstenthums, das im Orient errichtet wurde, ward als die Vormauer des Königreichs Jerusalem angesehen, und ihr Verlust schien nur ein Vorbote des Verlusts der übrigen Besitzungen zu seyn. Daher die Bestürzung, die er im Occident erregte, daher die Aufforderung Pabst Eugen III. zu einem neuen Hauptzuge! Schwerlich hätte jedoch diese solche Wirkungen erzeugt, hätte der Pabst nicht an dem heiligen Bernhard, Abt von Clairvaux, einem der ersten Männer der Zeit, an persönlichen Verdiensten seinem Vorläufer Peter von Amiens überlegen, einen eben so glücklichen als eifrigen Apostel gefunden. Es bildete sich eine neue große Expedition, da sowohl König Ludwig VII. von Frankreich als Kaiser Conrad III. das Kreuz nahmen. Sie gaben das erste Beispiel von Souveräns, die nach dem heiligen Lande zogen. Der Kaiser war der erste, der im Mai des Jahrs 1147 aufbrach. Er nahm denselben Weg, den Gottfried von Bouillon genommen hatte, und erreichte Constantinopel, wo damals Kaiser Emanuel Comnenus regierte. Allein indem er durch Vorderasien seinen Weg fortsetzte, ward er, wie es heißt durch die Verrätherei der Griechen, irre geführt, und der größte Theil des Heers fand seinen Untergang in dem An-

griffe des Sultans Masud von Iconium. Mit dem geringen Ueberrest konnte sich der Kaiser nur mit Mühe zu dem nachfolgenden Heere des Königs von Frankreich retten. Ludwig VII. war kurz nach Conrad aufgebrochen, und auf demselben Wege nach Vorderasien gelangt. Er hütete sich aber, in das Innere dieses Landes einzudringen, sondern hielt sich mehr an den Küsten. Auch er erreichte indeß Syrien nicht ohne Kampf und Verlust. Die Eroberung von Damascus war jetzt die Unternehmung, die einmüthig beschlossen und angefangen ward. Aber sie ward schlecht geleitet, die Mißhelligkeiten unter den Christen selber wurden ihnen noch fast gefährlicher als die Feinde, und nachdem die Belagerung mehrere Monate gedauert hatte, sah man sich genöthigt, sie wieder aufzuheben. Ludwig sowohl als Conrad kehrten unverrichteter Dinge nach Europa zurück, und hinterließen das Königreich Jerusalem in einem schwächern Zustande, als sie es gefunden hatten.

Allein kurz nach diesen Begebenheiten ging im Orient selber eine wichtige Veränderung vor, die auf die Kreuzzüge zurückwirkte. Die Dynastie der Fatimiden in Aegypten, einst eine der glänzendsten von allen, die nicht nur dieses Land, sondern außer einem großen Theile von Afrika auch Syrien beherrscht hatte, ward gestürzt, und im Jahr 1163 durch den Feldherrn des Sultans von Damascus, Nureddin, vernichtet, dem schon 1171 sein Neffe Saladin folgte. An die Stelle der Caliphen (so nannten sich die Fürsten aus dem Hause der Fatimiden, da sie von dem

Caliphat zu Bagdad sich losgerissen hatten), traten jetzt Sultane. Saladin, einer der hervorstechendsten Charaktere jenes Zeitalters, besaß alle die glänzenden Eigenschaften, die dem Stifter einer Dynastie unentbehrlich sind; er verband mit dem Heldengeist nicht nur jenen Edelmuth, der diesem erst seinen rechten Glanz ertheilt, sondern auch jenen Sinn für Cultur, der zuweilen auch in dem Halbbarbaren so mächtig sich regt. Er erneuerte die Ansprüche Aegyptens auf Syrien und Palästina. Einem so glücklichen und mächtigen Eroberer würde ein so kleines Reich wie das von Jerusalem ohnehin nicht widerstanden haben, wären ihm auch nicht innere Zwiste zu Hülfe gekommen. Im Jahr 1187 zog Saladin als Sieger in Jerusalem ein, und die Stadt kam seitdem nicht wieder, als nur einmal auf kurze Zeit, in die Hände der Christen. Doch blieben ihnen noch die Ueberreste des Reichs, besonders die Gebiete von Tripolis und Antiochia, und der Titel eines Königs von Jerusalem war also noch kein ganz leerer Titel.

III. Von 1187 bis 1246. Der Ruf von Saladins Eroberungen hatte bereits vorher den Geist des Occidents wieder aufgeregt; und schon waren Unternehmungen beschlossen. Als aber vollends die Nachricht von dem Verluste der heiligen Stadt sich verbreitete, flammte der Enthusiasmus höher auf, als selbst im Anfange der Kreuzzüge. Die Zeitumstände waren günstig; Frankreich und England hatten oder erhielten damals neue Beherrscher, kaum dem Jünglingsalter entwachsen, und voll Durst nach glän-

zenden Thaten; jenes in Philipp August, dieses in Richard I. Auf dem deutschen Kaiserthron saß zwar ein Greis, aber die Kraft des Mannes hatte Friedrich I. auch im Alter nicht verlassen, und die Erinnerungen der Jugend (er hatte selber dem Kreuzzuge unter Conrad III. beigewohnt) belebten sie. So fand der Aufruf des Pabstes Gregor's des Achten, und als er vor der Ausführung starb (1189), seines Nachfolgers Clemens III. leichten Eingang; und eine so allgemeine Rüstung begann im Occident, wie man sie noch nie gesehen hatte. Die Beherrscher der drei Hauptreiche, Deutschlands, Englands und Frankreichs, entschlossen sich, persönlich ihre Heere hinzuführen; und doch hatten diese vereinten Anstrengungen, wenn auch zum Theil besser geleitet wie die vorigen, keineswegs die Folgen, die man erwartet hatte. Kaiser Friedrich I., der zuerst aufbrach, nahm mit seinen Deutschen den alten Weg über Constantinopel. Er erreichte Kleinasien; aber er selber fand hier durch einen Unglücksfall sein Ende, da er in einem Flusse ertrank *), und sein Heer ward so geschwächt, daß nur ein geringer Theil desselben das heilige Land sah. Glücklicher war der Zug der beiden Könige, weil er besser eingerichtet ward. Man hatte die Vortheile des Seetransports bereits einsehen gelernt. An der Französischen und Genuesischen Küste schifften sie sich ein, brachten den Winter in Sicilien zu, und erreichten im Frühjahr

*) 10. Juni 1190.

1191 nach einander das gelobte Land, nachdem Richard I. sich noch unterwegs in den Besitz der Insel Cyprus gesetzt hatte; seitdem ein eigenes christliches Königreich *). Zwar lebte, schon bald nach ihrer Ankunft an der Syrischen Küste, auch unter ihnen der Geist des Mißtrauens und der Zwietracht auf; doch ward, noch ehe Philipp August in eben diesem Sommer nach Frankreich zurückkehrte, Eine wichtige Unternehmung gemeinschaftlich ausgeführt, die Eroberung von Acre oder Ptolemais; seit diesem Zeitpunct, bis zur gänzlichen Beendigung der Kreuzzüge, das Bollwerk der Christen im Orient. Auch nach dem Weggange Philipp August's blieb Richard I. noch in Palästina, und erndtete im Kampfe mit Saladin, den er zu einem zehnjährigen Waffenstillstande brachte, hohen ritterlichen Ruhm. Seine Unfälle auf seiner Rückreise 1192, die ihn auf zwei Jahre in die Gefangenschaft stürzten, sind aus der Geschichte bekannt.

Der durch diese großen Züge einmal wieder erweckte Geist der Abenteuer konnte so schnell nicht wieder ersterben. Der Sohn und Nachfolger Friedrich's I., Kaiser Heinrich VI., wollte in die Fußstapfen des Vaters treten (1196), indem er den Bitten des Pabstes Cölestin des III. nachgab. Eine Menge deutscher Fürsten, geistliche und weltliche, mit denen sich bei ihrem Durchzuge auch Ungarn ver-

*) Richard I. trat sie an den Titularkönig von Jerusalem, Veit von Lusignan, ab.

einigten, unternahmen den Zug, und wählten den Weg zu Lande, indem der Kaiser selber wegen seiner besondern Angelegenheiten nach Sicilien ging, und dort seinen Tod fand. Aber der Theil der Armee, den er mit sich führte, ward zur See hingesandt. Die Einnahme von Sidon und ein Paar andern Städten war Alles, was durch diese Truppen ausgerichtet ward.

Allein von unendlich wichtigern Folgen war eine, wenige Jahre nachher 1203 ausgeführte Unternehmung, die, statt die Befreiung Jerusalems zu bewirken, die Eroberung der Hauptstadt des Morgenländischen Reichs veranlaßte. Eine zahlreiche Schaar theils Fränkischer, theils Venezianischer Krieger hatte sich zu einem Zuge nach dem gelobten Lande vereinigt, als ein vertriebener Prinz des Byzantinischen Hauses ihre Hülfe ansprach. Die Aussicht nach Beute und Erweiterung des Handels war für sie einladender als die der Befreiung des heiligen Grabes. Sie folgten der Einladung, steuerten nach dem Bosporus, eroberten, plünderten, verbrannten Constantinopel, stürzten den Thron der Byzantiner um, und errichteten ihn wieder, um Franken darauf zu setzen. Sieben und funfzig Jahre *) dauerte die Fränkische Herrschaft in Constantinopel, bis die Eifersucht unter den Franken selber den Thron wieder für die Byzantiner errichtete. Man hätte erwarten sollen, daß diese Veränderung für die Unternehmungen der

*) Von 1204 bis 1261.

Kreuzfahrer glücklich gewesen wäre. Allein die fränkischen Kaiser des Orients, auf einem schwankenden Throne, der nur Trümmer zu seiner Grundlage hatte, konnten sich kaum selber behaupten; was hätten sie für die Eroberung des heiligen Landes thun können? Man hatte außerdem die Vortheile des Seewegs kennen lernen; die folgenden Züge wurden auf diesem ausgeführt.

Vorzüglich waren es die Päbste, welche diese betrieben. Indem sie den Fürsten in einem gelegenen Zeitpunct das Versprechen eines Kreuzzugs ablockten, bestanden sie nachher darauf als auf einer heiligen Pflicht. So sah sich König Andreas II. von Ungarn zu einem Zuge verpflichtet, der 1217 ausgeführt ward, aber ohne bleibende Folgen war. Desto wichtiger wurde der Zug, den Kaiser Friedrich II. 1228 unternahm. Nach langem Zögern sah er sich endlich dazu durch den Pabst Gregor IX. genöthigt, dem es freilich nicht um die Eroberung der heiligen Stadt, sondern um den Sturz des gefürchteten Kaisers zu thun war. Allein seine hinterlistigen Anschläge wurden zu Schanden; der edle Fürst entging nicht nur den Fallen, die ihm gestellt waren, sondern setzte sich selbst wieder in den Besitz der heiligen Stadt, und vereinigte mit den Kronen, die er schon trug, jetzt auch die von Jerusalem, auf die er schon vorläufig durch eine Heirath sich die Ansprüche verschafft hatte. Allein ein dauernder Besitz war nicht gedenkbar, als er 1229 selber das heilige Land wieder verließ; ein zehnjähriger Stillstand sollte ihn si-

chern; nach dessen Ablauf sich zwar Tibaut I., König von Navarra, Graf von Champagne, begleitet von vielen Französischen Großen, zu einem Zuge berufen fühlte *), der aber durch Zwist und Ungeschicklichkeit gänzlich mißlang.

Wenn diese Unternehmungen aus den Häfen des Mittelmeers gemacht wurden, so hören wir dagegen auch von andern, die, in den Deutschen und Flandrischen Häfen der Nordsee ausgerüstet, die Fahrt um Europa machen mußten, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Im Jahr 1190 wurde durch die Bremischen und Lübeckschen Kreuzfahrer im heiligen Lande der Deutsche Orden gestiftet. Im Jahr 1219 kam Wilhelm, Graf von Holland, mit einer beträchtlichen Flotte, verband sich auf Cypern mit dem König Andreas von Ungarn und andern Anführern, und machte den Entwurf zu einer neuen Unternehmung, indem man Damiette in Aegypten einnahm. Zwei Jahre **) behaupteten sich hier die Christen; als sie aber tiefer in das Land eindringen wollten, wurden sie umringt, und mußten froh seyn, nur durch eine Capitulation sich zu retten, in der sie alle ihre Eroberungen aufgeben mußten.

IV. Von 1246 bis 1291. Der Enthusiasmus, der die Heere der Kreuzfahrer nach Palästina trieb, schien schon zu ersterben, als er in der Brust eines Fürsten sich wieder entzündete, der fähig war, auch

*) Im Jahr 1240.

**) Von 1219 bis 1221.

Andere zu begeistern. Der heilige Ludewig schließt die Reihe der Helden, die jene Unternehmungen führten, auf eine seiner würdige Weise. Nicht frei von dem herrschenden Fehler seiner Zeit, einer mißverstandenen Religiosität, war er doch der erste Mann seiner Zeit. Gleich groß als Held und als König, gleich liebenswürdig als Mensch! Nicht auf fremden Antrieb, nicht auf Anliegen des Pabstes, aus eigenem Entschluß faßte er den Entwurf eines Kreuzzugs, und führte ihn aus. Die Vorbereitung, die Anordnung, die Ausführung — Alles bezeichnete den außerordentlichen Mann! Umgeben von der Blüthe seines Volks schiffte er im Junius des Jahrs 1248 nach Cyprus, und hier ward der weitere Entwurf zur Eroberung Aegyptens gemacht, ohne welche nach militärischen Grundsätzen, wenn auch vielleicht nicht die Einnahme, doch die Behauptung des heiligen Landes unmöglich blieb. Die Eroberung von Damiate *) schien seine Hoffnungen zu begünstigen; ihre Vereitelung, seine weitern Schicksale, sind allgemein bekannt. Auch im Unglück nie vergessend, daß er König sey, zwang er selbst seine Feinde zur Bewunderung. Selbst nach seiner Befreiung gab er seinen Vorsatz, das heilige Land zu sehen, nicht auf, und verließ es erst, als die Pflicht ihn in sein Reich zurückrief **). Allein auch nach seiner Rückkehr er-

*) 4. Juni 1249.

**) Im Mai 1254 nach der Nachricht von dem Tode seiner Mutter Blanca, der er die Regentschaft anvertraut hatte.

starb die Lieblingsidee seiner Jugend nicht, und schon dem Alter nahe unternahm er einen zweiten Zug, der, vermuthlich durch falschen Rath verkehrt geleitet, als er Tunis einnehmen wollte, ihm das Leben kostete *).

Während Ludewig's Anwesenheit in Aegypten hatte sich hier eine Revolution ereignet, die für den Besitz des heiligen Landes entscheidend wurde. Saladin's Haus wurde gestürzt, und die Herrschaft der Mammelucken-Sultane hatte sich gebildet, die über zwei Jahrhunderte bis zur Türkischen Einnahme 1517 dauerte. Sie wurden Eroberer, und die Besitzungen der Christen in Palästina ihr Ziel. Tripolis, Tyrus, Berytus kamen der Reihe nach in ihre Hände, und mit Acre oder Ptolemais fiel im Jahre 1291 zugleich das letzte Bollwerk und das letzte Ueberbleibsel des christlichen Reichs auf dem Continent von Asien.

Diese, bei ihrer unvermeidlichen Trockenheit vielleicht schon zu lang gerathene, chronologische Uebersicht kann zwar die Zahl und die Folgen der Hauptzüge lehren, allein sie erschöpft darum noch den Gegenstand nicht. Auch in den Zwischenzeiten zogen Schaaren, oft von Kriegern, oft von Wallfahrtenden, oft von beiden zugleich — nach dem heiligen Lande. Der Occident glich in diesen beiden Jahrhunderten einem aufgeregten Meer, das zwar zu Zeiten durch heftige Stürme aufgejagt wird, aber auch, wenn sie

*) 25. Aug. 1270.

sich legen, sich nie ganz in Ruhe befindet. Wenn schon seit Jahrhunderten vorher diese Wallfahrten Sitte gewesen waren, selbst in den Zeiten nicht aufgehört hatten, als man nur mit Gefahr die heiligen Oerter besuchen konnte, wie sehr mußten sie nicht zunehmen, seitdem diese in den Händen der Christen sich befanden, und die Straße gebahnt war, auf der man zu ihnen gelangte? Hat auch die Geschichte keine genaue Zahl der Wallfahrtenden uns aufbewahrt, so zeigen doch schon einzelne Angaben, so zeigen schon die Einrichtungen der geistlichen Ritterorden, die zu ihrem Schutz und zu ihrer Verpflegung bestimmt wurden, wie lebhaft dieß Bedürfniß gefühlt, und wie groß die Zahl derselben gewesen seyn müsse. Man nehme hinzu, daß, seitdem der Handelsverkehr mit dem Orient entstand, seitdem nicht blos der Landweg die Straße der Communication blieb, sondern auch das Mittelmeer es wurde, jene friedliche Verbindung sich eröffnete, die, wenn sie auch weniger glänzende Expeditionen veranlaßte, sie darum desto häufiger und unausgesetzter veranlaßte. Man nehme endlich hinzu, daß dort jenseits des Meers ein christlicher Staat sich gebildet hatte, dessen Bürger, aus Europa dorthin versetzt, hier einheimisch geworden waren, und schon zur Stillung ihrer Bedürfnisse eine beständige Verbindung mit ihrem Vaterlande nicht entbehren konnten. Wenn man diese Umstände übersieht, so wird das obige Resultat daraus klar genug hervorgehen, daß es viel weniger die einzelnen großen Züge waren, welche die unten zu

entwickelnden Folgen herbeiführten, sondern daß man vielmehr diese beiden Jahrhunderte hindurch sich die Communication mit dem Orient fortdauernd denken muß, nur mit dem einzigen Umstande, daß sie in gewissen Zeitpuncten mehr, in andern weniger lebhaft war. In einem solchen Zeitraum aber von zwei Jahrhunderten, — was konnte eine so fortgesetzte Communication entfernter Völker nicht wirken? Was konnte sie nicht schon in diesem Zeitraum selber, was vollends in der folgenden Reihe der Jahrhunderte zur Reife bringen?

II. Geographischer Umfang der Kreuzzüge.

Wenn diese Dauer der heiligen Kriege sie schon zu einer der folgenreichsten Weltbegebenheiten machte, so geschah dieses noch mehr durch ihren Umfang, und die Menge und Verschiedenheit der daran Theil nehmenden Völker. Wenn man ihre Wirkungen berechnen will, ist es durchaus nothwendig, sich auch hierüber im voraus zu verständigen, um so mehr, da in den gewöhnlichen Angaben manches schwankend ist. Man erblickt leicht die innern Kreise in dem aufgeregten See, die entferntern werden weniger deutlich, und wo die Grenzen der Bewegung waren, entdeckt das Auge nur mit Mühe. So auch die Wirkungen der Kreuzzüge! Viele Völker wurden durch sie, die einen mehr, die andern weniger in Bewegung gesetzt. Sie lassen sich unter die drey Classen begreifen: 1. Die der Franken, unter der

wir alle christliche Völker des westlichen Europas umfassen; 2. die der Griechen; und 3. die der Saracenen, oder der Mohamedanischen Bewohner Aegyptens, Vorderasiens und Syriens, bis zum Euphrat und Tigris hin.

I. Die Franken. Wenn gleich die meisten christlichen Nationen von Westeuropa an den heiligen Kriegen Antheil nahmen, so geschah es doch mit großem Unterschiede. Die geographische Lage ihrer Länder mußte diesen schon erzeugen; allein es ist auch nicht zu verkennen, daß der Nationalcharakter nicht weniger wirkte. Wo konnte sich dieser auch mehr als hier zeigen, bei Unternehmungen, wo die größere oder geringere Empfänglichkeit für den Enthusiasmus entschied? Daher war gleich die erste Wirkung bei den Franzosen und Lothringern so groß. Das erste eigentliche Heer, unter den Auspicien von Gottfried von Bouillon, bestand fast blos aus Franzosen und Lothringern, wie die Namen der Heerführer lehren, die mit den Schaaren ihrer Reisigen kamen. Erst in Griechenland gesellten sich zu ihnen die Normannen aus Unteritalien; die Zahl der Deutschen und eigentlichen Italiener war so gering, daß jene auf sie herabsehen konnten *). Die große

*) Die Annalisten der Kreuzzüge schildern zwar die erste durch Peter von Amiens erregte Bewegung als ganz allgemein; auch begehren wir nicht zu leugnen, daß bei den zusammengelaufenen Schaaren, die Peter der Einsiedler und Walther ohne Habe führten, sich viele Deutsche befanden; aber gegen die pomphaften Beschrei-

Masse der Deutschen Krieger wurde erst bei den folgenden Zügen rege. Sie zogen mit ihren Kaisern, nicht aus Zwang, sondern freiem Willen, wie die Heerszüge von Conrad III., Friedrich I., und selbst auch von Friedrich II. zeigen. Wieder war es ein anderes Interesse, das die Italiener hintrieb, das des Handels und Gewinns, das der Natur der Dinge nach erst allmählig recht lebendig werden konnte. Die Zahl der Italienischen Großen und Ritter, die an den Kreuzzügen Antheil nahmen, blieb daher (mit Ausnahme der Normannen) beschränkter im Verhältniß gegen die große Menge der Individuen aus dem Bürgerstande, welche hinüberströmten.

bungen jener Chronisten werden wir noch öfterer unser Mißtrauen zu äußern haben; und die Verschiedenheit der Wirkungen auf die Völker nach ihrem Charakter bleibt darum nicht minder groß. Ein sprechendes Bild davon, was die Deutschen betrifft, entwirft der Annalista Saxo ap. *Eccard* Corp. Hist. medii aevi T. I. p. 579. „Als die Deutschen, ohne die Ursachen dieses „Zugs zu wissen, so viele Schaaren von Reutern und „Fußvolk, so viele Haufen Bauern, Weiber und Kin„der bei sich durchkommen sahen, verspotteten sie die„selbigen als Wahnwitzige von einer unerhörten Thor„heit, indem sie ihr Vaterland verließen, um anstatt „nach etwas Gewissem, nach einem ungewissen ver„heißenen Lande mit gewisser Gefahr zu haschen, ihren „Gütern entsagten, und nach fremden trachteten." Der Deutsche National-Charakter, ernst und sich gleich bleibend, bewährte sich in den damaligen so gut wie in den neuesten Revolutionen.

Ganz anders war endlich wiederum die Theilnahme der Engländer motivirt. Bei dem Anfange der Kreuzzüge herrschte hier noch das von Wilhelm dem Eroberer kaum dreißig Jahre früher gegründete Feudalsystem in seiner ganzen Strenge. Die Englischen Großen standen also in voller Abhängigkeit von ihren Königen. Auch hier wird nicht geleugnet, daß Brittische Krieger sich bei den ersten Kreuzheeren befanden (die Verbindung mit der Normandie erzeugte dieß von selbst); allein der lebhaftere Antheil an diesen Zügen entstand erst ein Jahrhundert nach ihrem Anfange, als Richard I., begleitet von einem großen Theile seiner Vasallen, nach dem gelobten Lande zog.

Diese vier Hauptvölker des westlichen Europas, Franken nebst Lothringern und Flandrern *), Deutsche, Italiener und Engländer sind es, welche die Heere der Kreuzfahrer eigentlich bildeten. Der Antheil der übrigen, der Ungarn, der nordischen Völker und Spanier war zu gering, als daß er eine große Wirkung hätte hervorbringen können. Die Ungarn, noch selber nicht lange zum Christenthum getreten, konnten durch die Händel, in welche sie gleich anfangs mit den durchziehenden Kreuzfahrern geriethen, nicht schnell zu der Theilnahme entflammt werden. Erst in spätern Zeiten unternahm ihr König Andreas II., wie oben erinnert, einen Zug, der ohne bedeutende Folgen blieb. Der Antheil der Bewohner

der

*) Daß die Lothringer politisch zum Deutschen Reiche gehörten, kommt hier nicht in Betracht.

der Nordischen Reiche, wenn er auch nicht ganz geleugnet werden kann, war zu unerheblich *); und die Spanier, welche die Saracenen bekämpfen wollten, fanden deren genug in ihrem eigenen Lande. Allerdings wirkten aber eben deshalb die Kreuzzüge auf sie zurück, wie wir unten zeigen werden; allein ihr erster und großer Wirkungskreis bleibt im Occident auf die vorher erwähnten Länder, auf Frankreich, Deutschland, Italien und England beschränkt, wiewohl bei jedem von diesen wieder auf verschiedene Weise.

II. Die Griechen. Von dem Anfange bis zum Ende der Kreuzzüge waren die Griechen auf das tiefste in diese Unternehmungen verflochten; allein auf eine ganz andere Weise, als sie es gehofft und

*) Wenn die bedeutende Theilnahme der Nordischen Völker, d. i. der Schweden, Dänen und Norweger, an den Kreuzzügen geleugnet wird, so schließt dieß weder die Unternehmungen einzelner Abenteurer, noch viel weniger aber Wallfahrten, selbst von Personen aus den königlichen Familien, aus, die nach dem gelobten Lande geschahen. Daß aber keine bedeutende Theilnahme an den Zügen statt fand, wird von den Schweden ausdrücklich von ihren ersten Geschichtschreibern eingeräumt. Man sehe: *Lagerbring* Svea Rikes Historia II, p. 233. und Rühs Geschichte von Schweden I, S. 101. — Die wenigen Data über Dänemark und Norwegen sind gesammelt von Münter: Beiträge zur Kirchengeschichte S. 355., und führen zu demselben Resultat.

gewollt hatten. Sie wurden nicht der thätige und der gewinnende, sondern der leidende Theil, und dennoch gehörten sie zu den Urhebern und ersten Beförderern derselben. Das Byzantinische Reich sah mit Bedauern, daß ihm seine Provinzen in Asien theils schon lange genommen waren, theils fortdauernd genommen wurden. Das heilige Land selbst gehörte mit dem übrigen Syrien einst diesem Reiche an; aber auch die Länder von Vorderasien wurden durch die vorrückenden Seldschuckenhorden ihm entrissen. Sie selber wieder zu erobern, erlaubte der Zustand, erlaubte die notorische Schwäche des Reichs nicht. So nährten die Byzantinischen Kaiser die Hoffnung, daß die Völker des Occidents es thun würden, und waren kurzsichtig genug zu glauben, daß sie es für sie thun würden *). Bei dem geringen Verkehr, der zwischen Constantinopel und dem Abendlande vor jenen Zügen statt fand, hatte man dort von diesem Lande selbst, von seiner Macht, von der Natur der Unternehmungen, die ausgeführt werden sollten, sehr falsche Begriffe. Aber schon der erste Kreuzzug öffnete hier die Augen! Mit Erstaunen und mit Furcht sah man die gewaltigen Schaaren der Krieger herströmen; schon gleich damals hörte man von gefährlichen Entwürfen, die von dem Normann Boëmund

*) Daher jene Forderung von Alexius I., auf der er mit so großer Hartnäckigkeit bestand, daß die Kreuzfahrer, ehe er sie nach Asien übersetzen ließ, ihm den Eid der Treue schwören sollten.

nicht gegen die Saracenen, sondern gegen Constantinopel geschmiedet wurden; noch ehe die christlichen Heere nur Asien betraten, bereute man schon die Aufmunterungen, die sie herbeigerufen hatten. Seiner Schwäche sich bewußt, nahm man zur Hinterlist seine Zuflucht; aber die Zwiste brachen gleich bei dem ersten Zuge in Thätlichkeiten aus, — und das Vertrauen war nun auf immer dahin. Die Kreuzfahrer hatten geglaubt, in den Byzantinern Verbündete und Brüder zu finden; sie fanden argwöhnische Freunde, und glaubten bald nur Verräther in ihnen zu sehen. Aus diesem unglücklichen Umstande entwickelte sich die ganze nachmalige so folgenreiche Reihe widriger Verhältnisse, die in Verbindung mit den einladenden Reichthümern und der Pracht der Hauptstadt des Morgenlandes endlich die schreckliche Catastrophe derselben herbeiführte, deren nie genug zu beklagende Folgen für Kunst und für Litteratur wir unten weiter darstellen werden. Für die allgemeine Einleitung reicht es hin, hier zu bemerken, daß das Verhältniß zwischen den Franken und den Griechen von dem Anfange dieser Expeditionen an die ganze Periode hindurch immer dasselbe blieb, ein gespanntes, und öfterer ein offenbar feindliches Verhältniß. Es lagen davon die Ursachen auch nicht blos in den getäuschten politischen Erwartungen und Hoffnungen; der Charakter der Nationen und die Grade ihrer Cultur waren viel zu verschieden, als daß eine enge Vereinigung hätte statt finden können. Die Griechen, das durch Wissenschaften und Litteratur bei weitem gebil-

detere Volk, sahen auf die Krieger des Occidents als Barbaren herab, deren man nur auf eine schickliche Weise sich zu entledigen suchen müsse; diese dagegen, auf ihren Muth und ihr Schwerdt vertrauend, verachteten jene als feige Weichlinge; aber zugleich fühlten sie es, daß sie an Schlauheit und gewandter Politik ihnen nachstanden. So wurde Verachtung und Mißtrauen die Grundlage ihres Betragens, und was konnte daraus anders entspringen, als ein unauslöschlicher Haß, die stete Frucht der wechselseitigen Verachtung der Nationen. Gleichwohl machte es die geographische Lage des Byzantinischen Reichs und seiner Hauptstadt den dortigen Herrschern unmöglich, den Strom jener Züge von sich abzuleiten, nachdem er einmal seine Richtung erhalten hatte; das wankende Gebäude jenes wunderbaren Staats, der Jahrhunderte kränkelte, ohne je gesund zu seyn, und doch ohne zu sterben, erlag endlich jener Gewalt, und doch nur um noch einmal aus seinen Trümmern wieder aufzustehen.

III. Die Saracenen. Wenn die Kreuzzüge mehrere Völker des Occidents in Bewegung setzten, so wurden nicht weniger mehrere Nationen des Orients von ihnen getroffen, die man, insofern sie sich zum Islam bekannten, unter der unbestimmten Benennung der Saracenen begreift. Ohne uns in ein genaueres Einzelne der damaligen Völkerkunde Asiens einzulassen, das unserm Zweck fremd ist, darf es aber nicht unbemerkt bleiben, daß unter jenem Namen zwei Hauptvölker, — damals die herrschenden Völker

Asiens, — begriffen, und nur zu oft verwechselt werden, welche durch ihre Abkunft nicht weniger als durch ihre Cultur verschieden waren; die Araber und die Türken, oder, wie der Zweig von ihnen hieß, der hier besonders in Betrachtung kommt, die Seldschucken *). —

Bereits 460 Jahre vor dem Anfange der heiligen Kriege hatten die erstern — die Araber — den Lauf ihrer Eroberungen begonnen, und mit einer Raschheit und Schnelligkeit fortgesetzt und vollendet, wie kein anderes Volk in der Weltgeschichte. In dem Laufe weniger Decennien hatten sie, gleich einem ausgetretenen Strom, dem Niemand einen Damm entgegensetzen kann, erst die nahen, bald auch die fernen Länder dreier Welttheile überschwemmt; schon am Ende des siebenten Jahrhunderts umfaßte ihr unermeßliches Reich die Welt vom Indus und Oxus bis zu den Ufern Mauritaniens am Atlantischen Ocean. — Noch im ersten Viertheil des folgenden fügten sie zu diesen das fruchtbare Spanien, und würden, über die Pyrenäen vordringend, auch vielleicht ganz Südeuropa unterjocht haben, hätte nicht das Schwerdt der Franken unter Karl Martell

*) Außer diesen Völkern treten zwar auch die Mongolen unter Dsingischan und seinen Nachfolgern bereits als Eroberer in der Periode der Kreuzzüge in Asien auf; allein für das westliche Asien wurden sie erst seit der Eroberung Bagdads 1258 durch Hulaku, Dsingischan's Enkel, gegen das Ende der Kreuzzüge furchtbar; wir glauben sie daher übergehen zu können.

ihnen ein Ziel gesetzt. Diese ungeheure Ländermasse, die unter dem Namen des Kalifats Ein Reich anfangs bildete, mußte bald in mehrere zerfallen. Menschliche Kraft hatte hingereicht, ein solches Gebäude zu errichten; sie konnte aber nicht hinreichen, es zu stützen. Der Sturz der Ommiaden durch die Abbassiden *) veranlaßte die erste große Spaltung; allein bald bildeten sich in den verschiedenen Provinzen einzelne Reiche oder Dynastieen, und diese Trennung, wenn gleich die Quelle vieler Kriege, ist doch im Ganzen wohlthätig für die Cultur der Nation gewesen. Wäre Aegypten, wären Mogreb und Spanien als bloße Provinzen des Kalifenstaats das geworden, was sie als eigene Reiche unter den Fatimiden **) und den Spanischen Ommiaden wurden? Aber wenn gleich die Geschichte der Dynastieen der Araber durch die Geschichtforscher geordnet, die ihrer Kriegszüge und Eroberungen uns durch ihre eigenen Annalisten größtentheils aufbewahrt ist, so ist doch diese Nation gerade von ihrer interessantesten Seite, von der Seite ihrer Cultur, noch am wenigsten geschildert; und doch ist es gerade diese, welche uns hier am meisten interessirt, wo die Frage

*) Im Jahr 750.

**) Unter allen Arabischen Dynastieen ist für die Geschichte der Kreuzzüge die der Fatimiden die wichtigste. Zwei Jahrhunderte hindurch, von 959 bis 1171, herrschte dieß Haus in Aegypten, und größtentheils in Syrien und Palästina.

beantwortet werden soll, welches die Rückwirkung von der Bekanntschaft und von dem Umgange mit diesen Nationen für die Occidentaler war und seyn konnte? Allerdings müssen wir hier das Bekenntniß vorausschicken, daß es noch unmöglich ist, dieses auf eine irgend genügende Weise zu thun, so lange die großen Schätze ihrer Litteratur ungekannt in dem Staube der Bibliotheken modern. Außer einigen Annalisten und Geographen, einer Sammlung von Erzählungen, Fabeln und wenigen Poesieen, — was ist von ihnen gedruckt? Und doch ist gerade dieses die größte und fühlbarste Lücke, die in der Weltgeschichte, insofern sie die Geschichte der Bildung der Menschheit darstellt, sich vielleicht findet. Die Geschichte des sogenannten Mittelalters, in dem gewöhnlichen Sinn, nach welchem sie die Entwickelung der Feudalverfassungen der Völker des westlichen Europas enthält, was ist sie weiter, als nur die Rückseite des Gemähldes, von dem die Arabische Welt die glänzende Vorderseite darbietet? Was war die Monarchie Karl's des Großen gegen die seines Zeitgenossen Harun des Gerechten? Was die Schätze, der Handel, der Kunstfleiß des damaligen Occidents, im Verhältniß gegen die des Orients? Was damals Aachen und Paris gegen Basra und Bagdad? Was die Kenntnisse, die Gelehrsamkeit der Mönche gegen die vielseitige Bildung der Arabischen Gelehrten? Wie sehr aber auch in manchen Rücksichten die Araber unsere Bewunderung verdienen, so hüte man sich doch, diese Bewunderung zu übertreiben! Die Na-

tion hatte eine ausnehmende Empfänglichkeit für Cultur. Wo sie in den eroberten Ländern sich niederließ, eignete sie bald die Kenntnisse und die Litteratur der besiegten Völker durch Uebersetzungen ihrer wissenschaftlichen Schriftsteller — Dichter und Annalisten hatte sie selber — sich zu. Aus dem Syrischen, dem Griechischen, auch vielleicht dem Lateinischen wurden die vorzüglichsten Werke in ihre Sprache übertragen. Aber wenn gleich reich an Gelehrten, und besonders an Compilatoren, scheint sie doch arm an großen schöpferischen Geistern gewesen zu seyn. Wir hören von keinen großen Erfindungen, von keinen wichtigen Bereicherungen der Wissenschaften, die sie selber gemacht hätte. Nicht darin scheint also ihr Ruhm zunächst zu suchen; allein sie wurden deshalb für die Verbreitung der Cultur nicht weniger wichtig. Indem sie die Kenntnisse, die Erfindungen und die Kunstfertigkeiten der besiegten Völker sich zu eigen machten, indem sie damit zugleich — zum Besitz des großen Welthandels gelangt — einen unermeßlichen Verkehr verbanden, der nicht nur die großen Continente von Südasien und Nordafrika bis in das Innerste seiner Sandwüsten hinein, sondern auch den ganzen Indischen Ocean — wo man selbst auf den entlegensten Inseln bis zu den Molucken hin, wenn nicht in den Völkern selber, doch in ihrer Religion die Spuren davon erhalten findet, — umfaßte, wurden sie das Band zwischen den Nationen, blieben sie nicht blos die Verführer ihrer Waaren, sondern wurden

auch die ihrer Kenntnisse und Kunstfertigkeiten. Wie viele Gegenstände des täglichen Gebrauchs verdanken wir nicht auf diese Weise den Arabern? Unser Papier, unsere Zahlen, unsere Färbewaaren — und wie vieles andere — erhielten wir es nicht durch sie? Wie viele Namen der Dinge in unseren Sprachen, besonders der Deutschen, tragen, uns selber schon unkenntlich geworden, nicht noch das Gepräge des Arabischen Ursprungs *)? — Dieß giebt uns den Gesichtspunct der Wichtigkeit der Araber für die Cultur der Völker überhaupt, besonders aber auch für den Einfluß, den die Bekanntschaft mit ihnen für die Abendländer, für ihre Fortschritte in der Civilisation und in den Kunstfertigkeiten haben konnte.

Wenn aber gleich Arabische Cultur im ganzen Orient lebte, so waren doch um die Zeit, als die Kreuzzüge anfingen, in den meisten Ländern des westlichen Asiens die Araber nicht mehr eigentlich das herrschende Volk. In vielen ihrer Dynastieen hatten sich Fremde, auf den in den Asiatischen Staaten gewöhnlichen Wegen, da sie aus Sclaven Hofbediente und Vezirs wurden, und den schwachen Fürsten die Gewalt aus den Händen rissen, selber zu

*) Ein wesentlicher Gewinn für die Geschichte der Cultur würde es seyn, wenn ein Orientalist davon die Erläuterung übernähme. Wie groß die Ausbeute seyn würde, lehren Beckmann's Beiträge zur Geschichte der Erfindungen sowohl als der Waarenkunde hinreichend.

Herren gemacht, und auf diese Weise waren bereits ohne Gewalt der Waffen einige Türkische Dynastieen, wie die der Tuluniden, der Ischididen, vor allen aber der Gasnaviden in Chorasan entstanden. Allein etwa 60 Jahre vor dem Anfange der Kreuzzüge trat der, unter dem Namen der Seldschucken bereits erwähnte, Theil der Türken als Eroberer unter seinem Sultan Togrulbek in Asien auf. Wie ursprünglich alle Turkomanen hatten auch die Seldschucken in den Ländern östlich vom Caspischen Meer, Mawrannahar und el Sogd nomadisirt, als sie unter ihrem neuen Oberhaupt über den Oxus gingen, Chorasan überschwemmten, und furchtbar vordringend bereits 1055 sich Bagdads, des Hauptsitzes des Chalifats, bemächtigten. Diese Stadt wurde seitdem die Hauptstadt ihres Reichs; ihre Sultane, die als Bekenner des Islam dem Chalifen seine Macht als Oberhaupt der Religion gern gönnten, ließen sich von ihm den Titel der Emirs al Omra geben, und behaupteten unter demselben ein gewaltiges Reich, das sie noch immer durch Eroberungen zu erweitern strebten. Die westlichen Länder Asiens waren das natürliche Ziel derselben, und schon während der Eroberungen lösten sich die Bande, welche die eingenommenen Länder eigentlich zu Einem Reiche verbinden sollten. In Vorderasien entstand das Sultanat von Ikonium, das die östliche Hälfte dieses Landes umfaßte, und dessen Beherrscher den Kreuzfahrern von dem Anfange ihrer Unternehmungen an den hartnäckigsten Widerstand lei-

steten, und so viele Tausende derselben dem Tode opferten. In Palästina hatten sich Seldschuckische Emirs schon 1076 Jerusalems bemächtigt und es zwanzig Jahre behauptet *); und der von ihnen gegen die Pilgrimme verübte Druck war es eben, der die Idee der Kreuzzüge mit voller Kraft aufleben machte, anderer kleinen Herrschaften, die sie errichteten, zu geschweigen. War aber gleich bei dem Anfange der Kreuzzüge die politische Einheit des Seldschucken-Reichs schon verschwunden, so beherrschte der Emir al Omrah, oder der Sultan von Bagdad, doch ein mächtiges Reich, und die Stelle jener Einheit ersetzte die der Religion, da ein gleicher Haß gegen die Christen Alle belebte. Es war vielleicht hohe Zeit, dem weitern Vordringen dieser Völker einen Damm entgegenzusetzen, wenn Europa, wenn vor Allen Constantinopel, das durch seine Schätze und Reichthümer die Eroberungssucht lockte, vor ihren Angriffen gerettet werden sollte; die um so gefährlicher waren, da die Seemacht der Araber, ihrer Glaubensgenossen, das Mittelmeer beherrschte. Dieß bewirkten die Kreuzzüge; indem die Errichtung eines, wenn auch nur schwachen, aber mit Anstrengung vertheidigten Königreichs in ihrem Lande einen Ableiter ihrer Angriffe bildete; und zugleich die, wie unten gezeigt werden wird, dadurch entstehende Seemacht der Italienischen

*) Im Jahre 1096 war es ihnen wieder von den Aegyptischen Chalifen den Fatimiden entrissen, und also bei der Ankunft der Kreuzfahrer eine Aegyptische Stadt.

Seestädte, diesen allmählich die Herrschaft des Mittelmeers verschaffte. Von der Cultur jener Nation braucht übrigens nicht die Rede zu seyn. Was sie hatte, hatte sie von den Arabern angenommen. Aber wenn gleich einzelne ihrer Fürsten Wissenschaften kannten und schätzten, so scheint doch ihre Cultur im Ganzen, so wie die der jetzigen Osmanen, nur eine Cultur des Luxus gewesen zu seyn.

Dieser ethnographische Umriß des Gebiets der Kreuzzüge, — wenn wir uns so ausdrücken dürfen, — bestimmt von selber nicht nur ihren eigenen Umfang, sondern auch den ihrer Folgen. Um aber zu der Entwickelung von diesen fortgehen zu können, bleibt uns noch ein dritter Punct dieser Einleitung übrig, nämlich eine Schilderung ihrer Einrichtung, sowohl in Rücksicht der Wege, als der Bestandtheile und Organisation der Armeen. Daß diese Erläuterung einen wesentlichen Theil der Grundlage der Hauptuntersuchung ausmacht, wird schwerlich eines Beweises bedürfen.

III. Einrichtung und Organisation der Kreuzzüge.

Die Wege, auf welchen die Züge nach dem heiligen Lande geschahen, waren von doppelter Art, theils zu Lande, theils zur See. Die zu Lande, wenn sie auch nicht immer ganz dieselben waren, stießen doch stets in Einem Punct zusammen, in Constan-

tinopel. Die große Straße *) ging hier längs den Ufern der Donau, und zwar meist längs ihren südlichen Ufern. Hatten die Schaaren der Fränkischen oder der Deutschen Krieger sich in ihrem Vaterlande gesammelt, so führte sie ihr Weg durch Oesterreich zu den Ungarischen Grenzen. Nur durch Verträge konnte die weitere Straße hier eröffnet werden. Die Ungarn, zwar zum Christenthum gebracht, aber noch fast ein Nomadenvolk, unter ihren eigenen Königen, waren mißtrauisch gegen die Fremden, und hatten Ursache dazu, denn nicht selten kam es, auch nach geschlossenem Vertrage, zu blutigen Scenen. War der Weg durch Ungarn zurückgelegt, so gelangte man zu den Grenzen der Bulgaren. Nach einem langwierigen blutigen Kampf, nach öfterm Wechsel war zwar dieß Volk, das schon seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts seine dortigen Wohnsitze hatte, seit 1010 von den Griechen unterjocht. Aber wenn gleich ihr Land eine Provinz des Griechischen Reichs war, so war der Zug durch dasselbe doch nicht weniger unsicher, als durch das der Ungarn, da ihr unbändiger Geist nicht leicht an Zucht und Ordnung zu gewöhnen war. So erreichte man die Grenzen von Thracien oder Romanien, wo die Städte Philippopolis und Adrianopolis die Hauptplätze des Wegs waren, und schon im

*) Man findet sie am besten angegeben bei Gelegenheit des Zuges von Conrad III. in *Wilh. Tyr.* in Gestis Dei per Francos II., p. 902.

voraus den Occidentalern ein Bild von der Pracht und den Reichthümern der Hauptstadt des Morgenlandes zeigten. In ihr vereinigten sich, wie schon bemerkt, alle Landrouten, auch die, welche etwa von Italien her über das Adriatische Meer durch Griechenland gingen. Constantinopel selbst war gewöhnlich ein längerer Ruheplatz. Die Verhältnisse mit dem Byzantinischen Hofe, mochten sie günstig oder ungünstig seyn, und die Bedürfnisse der Reise machten dieß immer fast in gleichem Grade nothwendig. Hier war es, wo den Kreuzfahrern zuerst eine neue Welt sich öffnete, eine Welt, die sie anstaunten, aber die sie nicht faßten. Welche Hauptstadt des Abendlandes — (Rom und Italien hatten nur wenige gesehen;) — hätte mit der des Orients die Vergleichung aushalten können? Jene Pracht der Gebäude, der Kirchen und der Palläste, jene Menge der Kunstwerke, aus der halben Welt zusammengeschleppt, jener Reichthum der Geräthschaften, jener Anblick der Schätze Asiens, die hier aufgehäuft lagen, waren wohl dazu geschickt, jene Empfindungen zu erregen. Aber noch mehr waren es die Menschen selber, die sie in Verwunderung setzen mußten. Sie sahen sich in der Mitte eines hochpolicirten Volks, bei dem neben einem glänzenden Luxus in Geräthschaften und Kleidern auch ein conventioneller Ton des Umgangs sich gebildet hatte, von dem man im Abendlande nichts wußte. Welcher Abendländische Ritter, hätte er auch die Sprache erlernt, würde sich wohl in den langen Titeln gefunden haben, mit

denen die Großen des Hofs und des Reichs geschmückt waren? Wie schwer ward es ihnen, nur das Ceremoniel bei der Vorstellung am Hofe zu beobachten *)? Aber im Gefühl ihrer Uebermacht, sahen sie mehr mit Stolz und Verachtung, als mit Bewunderung und Beifall, auf alle diese Herrlichkeiten herab. Sie hätten sie gern als Beute besessen; aber die Cultur der Nation sich selber zu eigen zu machen, fiel ihnen nicht ein. Nur langer Umgang konnte und mußte hier endlich etwas wirken. — Der Uebergang über den Bosporus versetzte sie endlich nach Asien; die Grenzen des Byzantinischen Gebiets waren hier schon beschränkt; kaum hatten sie Bithynien erreicht, so betraten sie auch schon das Gebiet der Sultane von Ikonium, deren Dynastie, erst 1242 durch die Mongolen gestürzt, sich bis gegen das Ende der Periode der Kreuzzüge behauptete. Die gewöhnliche Straße führte, über die Grenzplätze Nicäa und Nikomedia, in das Innere Vorderasiens durch Lykaonien nach Syrien (wiewohl man bald mehr zur Linken, bald zur Rechten abbog); wo die Hauptstadt Antiochia, schon seit 1098 in den Händen der Christen, einen neuen Ruheplatz darbot. Hier waren die großen Gefahren bestanden; man befand sich in dem Umfange des Reichs von Jerusalem, und es bedurfte noch eines Zugs von 10 bis 12 Tagen, bis man in den Zin-

*) Eine recht lebendige Schilderung solcher Audienzen giebt *Anna Comnena*. Alexias XIV. p. 435. ed. Par.

nen der heiligen Stadt das gewünschte Ziel der Reise erblickte.

Die Wege zur See waren eben so früh, und gewissermaßen schon früher gewöhnlich, als die zu Lande; aber bei der mäßigen Anzahl von Schiffen, in deren Besitz die Seestädte Italiens bei dem Anfange der Kreuzzüge sich befanden, konnten sie nicht sogleich die Straße der Armeen werden. Schon lange vor dem Anfange dieser Züge waren sie aber häufig die Straßen der Pilgrime gewesen, und die Bürger von Amalfi, welche sie zuerst eröffneten, hatten daran auch schon früh einen Handel geknüpft, der durch Privilegien gesichert war, welche die Beherrscher von Aegypten ihnen gegeben hatten *). Von den übrigen Seestädten Italiens waren die Genueser, welchen aber bald die Venezianer folgten, die ersten, welche die Schifffahrt nach dem heiligen Lande sich zueigneten. Die einmal geöffnete Bahn ward nun nicht verlassen, um so weniger, da die Gewinnsucht immer mehr antrieb, sie zu besuchen; und bei den folgenden Expeditionen wurden nicht selten selbst ganze Armeen, wie die von Richard I. und Philipp August, aus den Italienischen nicht nur, sondern auch den Französischen Häfen hinübergesandt. Jaffa und Akre, seitdem dieses in den Händen der Christen sich befand, waren die gewöhnlichen Landungsplätze.

So wenig auch diese Uebersicht der Wege an und für sich die Folgen der Kreuzzüge darlegen soll, so wird

*) *Wilh. Tyr.* in Gest. D. II. p. 934.

wird sie doch dazu beitragen können, sie gleichsam ahnen zu lassen. Nie hätten sich diese so entwickeln können, als sie es thaten, wären sie bloße Seezüge gewesen; hätte nicht der Weg durch so viele Länder und Völker neue Ansichten geweckt; aber auch nie hätten sie das werden können, wären nicht die Seereisen mit ihnen verbunden worden, aus denen doch vielleicht die wichtigsten Resultate für die Nachwelt hervorgingen. Zu der Beendigung dieser Einleitung bleibt nun aber noch übrig, auch die innere Einrichtung und Zusammensetzung der Heere kennen zu lernen, die nach dem gelobten Lande zogen. Welchen Einfluß auch diese auf die Folgen hatte, wird die Untersuchung selber darlegen.

Die Natur dieser Expeditionen mußte von den kriegerischen Unternehmungen unserer Zeit sehr verschieden seyn, da sie in ein Zeitalter fallen, wo noch in keinem der Staaten des westlichen Europas der Anfang zu stehenden Heeren, im neuern Sinne des Worts, gemacht war. Wenn deshalb die Züge weniger regelmäßig waren, so wirkten sie dafür desto mehr auf die Masse der Nationen, und von dieser Seite betrachtet interessiren sie uns hier vorzüglich. Es war zwar natürlich, daß die allenthalben herrschenden Einrichtungen des Feudalsystems die Bildung der Armeen bestimmten; aber sie bestimmten nicht Alles. Die Kreuzzüge waren Unternehmungen, die der Enthusiasmus nur möglich machte, und Unternehmungen dieser Art formen sich nicht nach den Regeln des Gewöhnlichen. Wenn die Nachrichten

er anders, als der Agamemnon des Heers, das neben ihm in seinen Tancreden, Raymunden und Boëmunden seine Achille, Diomede und Ulysse zählte? Anders war es, wie späterhin die Könige und Kaiser selber die Heere führten. Allerdings war es auch hier größtentheils Ehre und Enthusiasmus, welche ihre Gefä[illegible]en zu den Waffen riefen; aber die Pflicht hatte doch daran einen gewissen Antheil; und als Oberlehnsherren verstand es sich von selbst, daß ihnen ein Oberbefehl gebührte, der zwar noch immer von dem strengen Commando der neuern Zeit sich unterschied, aber doch weniger schwankend als der von Gottfried von Bouillon war. Diese Bildung der Kreuzheere hatte die doppelte Folge, daß zuerst ihre Hauptstärke aus Reuterei bestand, und darnach eigentlich geschätzt wurde. Nicht mit Unrecht, denn eben dadurch waren sie ihren Feinden gewachsen, bei denen derselbe Fall statt fand. Aber auch ferner, daß es gerade der edelste Theil der Völker war, der an jenen Unternehmungen den lebhaftesten Antheil nahm. Es war die Blüthe des Adels und der Ritterschaft, die sich vor andern dazu berufen fühlte, und den Kern der Armeen bildete. Aber auch die Geistlichkeit blieb nicht ohne Antheil. Auch sie, nicht ungewohnt in jenen Zeiten das Schwerdt zu führen, konnte dazu nie einen größern Beruf als gerade in diesen Kriegen fühlen, welche der Religion zu Ehren geführt wurden. Päbstliche Legaten und Bischöfe sowohl als niedere Geistliche in Menge erschienen bei allen jenen Heeren; konnte man doch bei dem ersten

Zuge selbst anfangs die Idee fassen, einem Geistlichen den Oberbefehl anzuvertrauen *)! So umfaßte also jene große Revolution alle Stände; und daraus ergiebt sich schon von selbst das Resultat, daß sie auf alle zurückwirken mußte.

Diese allgemeinen Ansichten jener Unternehmungen, von denen eine weitere Ausführung gegen den Zweck dieses Aufsatzes seyn würde, werden uns als Vorbereitung der Untersuchung ihrer Folgen dienen. Es geht aus ihnen schon hervor, daß diese sich nicht blos auf den Occident, sondern auch auf den Orient erstreckten. Allein durch eine weise Bestimmung hat das National-Institut die Untersuchung nur auf den erstern beschränkt. Es hat durch diese Bestimmung nicht nur die Beantwortung erleichtert, sondern der ganzen Untersuchung auch das praktische Interesse gegeben, welches sie für unser Zeitalter wichtig machen muß. Wie jene Unternehmungen auf den ganzen gesellschaftlichen Zustand der Völker des Abendlandes, in Rücksicht der bürgerlichen Freiheit und Civilisation, der Aufklärung, des Handels und der Gewerbe zurückgewirkt haben, soll gezeigt werden. Sollte es dem Verfasser, ringend mit den Schwierigkeiten, die er oben dargelegt hat, und die vielleicht dazu geeignet sind, ihm diejenige Nachsicht zu gewähren, welche die Natur der Frage erheischt, dennoch gelingen, sie in ein hinreichendes Licht zu setzen,

*) Dem Bischof **Adhemar**, als päbstlichen Legaten. *Wilh. Tyr.* l. c. p. 641.

um den Wünschen des National-Instituts ein Genüge zu leisten, so würde er hoffen, zu der Geschichte der Cultur von Europa einen nicht ganz unwürdigen Beitrag geliefert zu haben. Die drei Abschnitte, in welche diese Untersuchung zerfallen muß, sind durch die Frage selber schon dargelegt. Der erste wird die Folgen für die Civilisation und bürgerliche Freiheit, der zweite für den Handel und die Industrie, der dritte für die Kenntnisse und Einsichten zu entwickeln suchen. In jedem derselben wird zuerst eine Schilderung des Zustandes von Europa in dieser Rücksicht zunächst vor dem Anfange der Kreuzzüge gegeben; und demnächst an diese die Entwickelung der Veränderungen, welche durch dieselben darin bewirkt wurden, angereiht werden.

Erster Theil.

Politische Folgen der Kreuzzüge.

Erster Abschnitt.

Schilderung des politischen Zustandes von Europa zunächst vor dem Anfange der Kreuzzüge *).

Wenn gleich Europa in den Jahrhunderten des Mittelalters fortdauernd in mehrere Reiche getheilt

*) Eine sehr ausführliche, nur zu zerstückelte, Schilderung des Zustandes von Europa vor dem Anfange der Kreuzzüge hat *Mailly* in seinem geistreichen, aber leider! nicht beendigten, Werke geliefert: Esprit des Croisades. T. I. II. — Der Verfasser hat geglaubt, das Ganze unter allgemeine Gesichtspuncte zusammenfassen zu müssen, um jener Unbequemlichkeit zu entgehen. — Wenn übrigens hier und in der Folge von Europa die Rede ist, so versteht es sich von selbst, daß darunter das westliche Europa, und von diesem zunächst die vier Hauptländer, Frankreich, Deutschland, Italien und England, begriffen werden; ohne daß jedoch die übrigen gänzlich ausgeschlossen sind.

war, so gab es dennoch Ein Band, das diese nicht nur umschlang, sondern selbst sie zu Einem großen Weltreiche zu vereinigen strebte, das der Römischen Hierarchie. Eine Schilderung des politischen Zustandes würde also immer von dieser ausgehen müssen; wenn auch nicht gerade in dem Zeitpunkt, wovon hier die Rede ist, ein anderer Umstand dieß unerlaßlich machte. Etwa zwei Decennien vor dem Anfange der Kreuzzüge nämlich war in dieser Hierarchie eine Veränderung gemacht, die nicht nur sie selber wesentlich umformte, sondern auch in alle Staatsverhältnisse so tief eingriff, daß die beiden Jahrhunderte der Kreuzzüge hindurch die Politik fast ausschließend durch sie geleitet und bestimmt ward. Aber auch die Kreuzzüge selber standen nicht nur mit dieser Revolution in engen Verhältnissen, gingen gewissermaßen daraus hervor, sondern die Idee zu ihnen keimte auch zuerst in dem Kopf des Urhebers von jener auf; und wenn er auch verhindert ward, sie auszuführen, so bereitete er doch Europa auf die Ausführung vor.

Dieser außerordentliche Mann war der Pabst Gregor der VII. Wenige Menschen sind so verschieden beurtheilt worden wie Er *); und doch scheint

*) Es ist auffallend, daß Gregor VII. oft von Katholiken eben so gemißhandelt ist (man sehe z. B. Geschichte des Hildebrandismus Leipzig 1787. 2 Th.), als er von Protestanten gepriesen ist. Man sehe: Hildebrand als Pabst Gregor VII. und sein Zeitalter; aus den Quellen dargestellt von Joh. Voigt. 1815;

das Urtheil über ihn weder sehr schwer noch sehr ungewiß zu seyn, da wir in der unschätzbaren Sammlung seiner Briefe, worin er sich auf das offenste darlegt, dazu die hinreichendsten Documente besitzen *). In dieser zahlreichen Sammlung von Schreiben herrscht vom ersten bis zum letzten so durchaus Ein und derselbe Geist, sie sind alle gleichsam so nur der Ausdruck Einer Idee, der Idee von der höchsten Macht der Kirche, d. i. des Römischen Stuhls, daß es unmöglich scheinen muß, sich in ihrem Verfasser zu irren. Aber die Schwierigkeit liegt darin, daß er als ein ganz anderer Mann erscheint, je nachdem man ihn im Licht seines oder unsers Zeitalters betrachtet; denn derselbe Entwurf, der jetzt ein Verbrechen gegen die Menschheit wäre, konnte damals eine Wohlthat für sie seyn. Ohne Zweifel fordert aber die historische Gerechtigkeit das Erstere.

Sein Zeitalter war, wie er es nicht nur selber **), sondern wie auch die Chronisten es schildern, ein wahrhaft eisernes Zeitalter. Fast alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft hatten sich bei dem Verfall des Feudalsystems gelöst; die Fürsten waren meist ohne Macht; die Großen machten sich so unabhän-

und vergleiche: Planck Geschichte der christlichen Gesellschaftsverfassung, 4ter Band. 1806.

*) Epistolarum Gregorii VII. Libri IX.; am besten in *Labbé* Concilior. T. X.

**) Man sehe die Schilderung Epist. I, 42. und II, 49. Und von Chronisten *Wilh. Tyr.* Hist. l. c. p. 634.

gig, wie jeder konnte; was nicht zu ihnen gehörte, war in der Sclaverei. Gewaltthätigkeiten und Verbrechen jeder Art waren an der Tagesordnung; und die Diener der Religion wurden allgemein beschuldigt, daß sie daran nicht nur Theil nahmen, sondern selbst die Meister darin waren.

Gregor VII. faßte die Idee, der Reformator der christlichen Welt zu werden, indem er sie seiner Herrschaft unterwarf. Er fand in sich die Kraft, aber auch die Einsichten, die dazu nöthig waren. Er gehörte zu der kleinen Zahl der Sterblichen, denen die Vorsehung den seltenen Blick verlieh, ihr Zeitalter in allen seinen Beziehungen zu durchschauen: alle seine Schwächen und alle seine Kräfte zu kennen, und auf diese Kenntniß ihre kühn scheinenden Entwürfe zu bauen. Ihnen wird leicht, was der Menge unmöglich scheint; sie nennt Verwegenheit, was doch nur das Resultat der tiefsten Kenntniß und des festen Willens war. An Gelegenheit, sich jene Kenntnisse zu erwerben, hatte es Gregor VII. nicht gefehlt; denn schon über zwanzig Jahre vor seinem Pontificat *) war er nicht nur in mehreren Ländern in den wichtigsten Geschäften gebraucht, sondern recht eigentlich die Seele der Hierarchie gewesen.

Das Verderbniß des Zeitalters war so groß und allgemein, daß schon zunächst vor Gregor nicht nur das Bedürfniß einer Reform gefühlt, sondern auch der Versuch dazu gemacht war. Aber die weltliche

*) Sein Pontificat dauerte von 1073 bis 1085.

Macht hatte diesen Versuch gemacht; Kaiser Heinrich III. wollte ihn durch die Päbste ausführen lassen, allein der Tod hatte ihn zu früh weggerafft (1056). Eine Reform war also herrschende Idee der Zeit; aber Gregor als Pabst wandte die Art der Ausführung um. Statt Werkzeug in der Hand eines Andern zu seyn, machte er sich selbst zum Herrn derselben.

Er nahm aber bei dieser Reform den höchsten Standpunkt: eine Herrschaft über die christliche Welt zu gründen. Daß sein Ziel kein geringeres als eine Weltherrschaft war, kann Niemand bezweifeln, der seine Briefe gelesen hat*); damit aber ist keineswegs gesagt, daß dieser Plan in allen seinen einzelnen Theilen schon so klar in seinem Kopfe da lag, wie seine Nachfolger ihn auszuführen suchten. Im Gegentheil war es Eine große Idee, die er hinstellte; aus der sich zwar alles Andere entwickeln ließ, woraus er aber selber darum keineswegs Alles sofort entwickelte. Diese Idee ist keine andere, als die: der Pabst ist der Statthalter Christi, und als solcher über alle menschliche Macht erhoben. Von der Wahrheit dieser Idee war er selber so durchdrungen, daß er eben deshalb, indem er selbst die Sprache der Ueberzeugung redete, auch die Welt überzeugte. Mit der Befestigung dieser Idee war aber so gut wie Alles gewon-

*) Fast ist es gleichgültig, welchen seiner Briefe man als Beleg citirt; vor andern vergleiche man VIII. 21.

nen, weil sich Alles daran knüpfen ließ. Wie viel man jedesmal daran knüpfen wollte, mochte man jedesmal überlegen; bei einzelnem Mißlingen war niemals viel verloren, so lange man nur sie selber aufrecht erhalten konnte.

Wie weit sich aber auch in Gregor's Kopfe der nachmals darauf gegründete Plan entwickeln mochte oder nicht, so zerfiel er doch von selbst in zwei Haupttheile: theils unumschränkte Herrschaft in der Kirche, theils Unterwerfung der weltlichen Macht.

Als Gregor VII. den päbstlichen Stuhl bestieg, war zwar der Pabst schon lange anerkanntes Oberhaupt der Kirche; aber es fehlte viel daran, daß er unumschränktes Oberhaupt gewesen wäre. Die Verfassung der Kirche war zwar monarchisch, aber durch die Gewalt der Erzbischöfe und Bischöfe zugleich aristokratisch. Auch stürzte Gregor VII. diese Verhältnisse keineswegs auf einmal um; allein durch seinen Streit über die Investitur und über den Cölibat ward der Grund zu allem Folgenden gelegt.

Sein Investiturstreit ging unmittelbar hervor aus seinem Project einer Reform. Es war herrschende Idee des Zeitalters, und darum auch Gregor's Idee, daß der Hauptgrund des Verderbens in der Verdorbenheit des Clerus liege, und daß von ihm die Reform ausgehen müsse. Schon Heinrich III. hatte damit anfangen wollen. Hauptquelle des Verderbnisses von diesem aber war die Simonie, oder der Handel, der mit den Pfründen getrieben ward; nicht weniger

schändlich und schädlich — was ließ sich von Miethlingen erwarten, die ihre Stellen erkauft hatten? — als der Ablaßkram, der Luther'n entflammte *). Eifer gegen die Simonie ist daher auch die Hauptidee, die von Anfang bis zu Ende in Gregor's Briefen lebt. Diese Simonie sollte aber nicht blos abgeschafft, sondern auch die Quelle verstopft werden, aus der sie floß; das Verkaufsrecht der Pfründen — besonders der erzbischöflichen und bischöflichen Stellen — selber. In Frankreich und England wurden diese zwar durch die Wahl der Kapitel besetzt; in Deutschland vergab sie der Kaiser oft geradezu; aber allenthalben wurden ihre Inhaber doch als Vasallen der Fürsten betrachtet (das allgemein gewöhnliche Dienstverhältniß jener Zeit); um so mehr, da fast allenthalben auch Güter-Lehen, die die Fürsten verliehen hatten, mit ihren Stellen verbunden waren. Daher die sogenannte Investitur mit Ring und Stab, eine symbolische Handlung, welche jenes Lehnsverhältniß bezeichnen sollte. Verbot der Investitur

*) Wenn auch Luther das Gebäude stürzte, das Gregor gründete, — waren dennoch nicht Beide Reformatoren? Gleiche Ueberzeugung, gleicher Muth, gleiche zermalmende Kraft bei Beiden; aber der Italiäner verband damit noch eine Schlauheit, und eben deshalb eine Planmäßigkeit, wovon der biedere Deutsche keine Ahnung hatte. Dennoch kam dieser in der Ausführung so weit wie jener. Ist es nicht wieder ein Beweis, daß in großen Revolutionen es viel weniger die List als der Charakter ist, der den Ausschlag giebt?

schloß also schon Aufhebung der Lehnsverhältnisse der Geistlichen von der weltlichen Macht in sich; und wenn Gregor VII. dieß auch nicht geradezu aussprach, so that es dagegen schon Urban II., der die Annahme jedes Lehns von einem Laien den Geistlichen verbot *). In einem Zeitalter aber, wo man sich jedes Dienstverhältniß als Lehnsverhältniß dachte, hieß die Aufhebung der Investitur nichts geringeres als Unabhängigkeit der geistlichen von der weltlichen Macht; Unabhängigkeit der Kirche vom Staat.

Ohne diese Unabhängigkeit, wie konnte Gregor VII. seine Herrschaft über den Klerus gründen, so lange er sie noch mit einer andern Macht theilen mußte? Wenn er sie aber errang, so war damit der erste große Schritt geschehen; er verband damit aber noch einen zweiten.

Dieser zweite Schritt war die Forderung des Cölibats der Geistlichkeit, worauf er unabbittlich beharrte. Wäre diese Idee neu gewesen, so möchte Gregor es schwerlich gewagt haben, sie aufzustellen; vielleicht wäre er gar nicht darauf gekommen. Allein die Vorstellung von Heiligkeit des ehelosen Lebens war durch das Mönchswesen schon lange erzeugt, und auch auf die übrige Geistlichkeit übertragen; allein niemals völlig zur Ausführung gebracht. Gregor

*) Can. 17. Concil. Claremont. a. 1095. ap. *Labbé* X.: p. 508. Ne Episcopus vel sacerdos regi vel alicui laico in manibus ligiam fidelitatem faciat. — Auf eben dem Concilio, wo die Kreuzzüge beschlossen wurden.

setzte sie, trotz des Widerstandes, den er fand, mit eiserner Strenge durch. Daß dieses nicht bloße Politik, daß es Grundsatz, Ueberzeugung bei ihm war, kann man unmöglich bezweifeln, wenn man seine Briefe liest *); aber daß es zugleich Politik war, wird damit nicht geleugnet. Wenn durch den Investiturstreit die Unabhängigkeit der Kirche errungen war, so sollte sie durch den Cölibat erhalten werden. Das ganze Gebäude von Gregor ward aufgeführt, nicht aus Materialien, die er erst schuf, sondern die er vorfand. Eben weil er sein Zeitalter kannte, konnte er die Hülfsmittel nutzen, die es ihm darbot.

Dieß waren die Grundsätze des neuen Systems in Rücksicht des Klerus. Wie viel schlossen sie nicht in sich, das sich erst allmählig daraus entwickelte! War die ganze Fülle der kirchlichen Gewalt in dem Pabst vereinigt, so konnten Erzbischöfe und Bischöfe nichts weiter als Vasallen der Päbste werden. Schon das Verbot der Simonie setzte sie unter die strengste Aufsicht. Wie man seitdem durch die Entscheidung streitiger Wahlen, durch die Ertheilung des Palliums ꝛc. endlich zu jenem Ziele kam, kann hier nicht im Einzelnen durchgeführt werden **). Wer es sehen

*) Wo er in diesen von der Ehe der Geistlichkeit spricht, spricht er davon als von Hurerei. Wie z. B. II, 49. und oft.

**) Man kennt das classische Werk *L. Thomassini vetus et nova ecclesiae disciplina, Lugd. 1705. 3 Voll. fol.* Allein eine historisch-pragmatische Entwickelung des

will, was aus jenen Grundsätzen Gregor's folgte, versetze sich um ein Jahrhundert später in die Periode von Innocenz III.; als die Päbste über alle Stellen, über alle Einkünfte der Kirche nach Gutdünken verfügten, und aus ihren gesetzmäßigen Oberhäuptern ihre Despoten geworden waren.

Gänzliche Trennung der weltlichen und geistlichen Macht, gänzliche Unterordnung der letzten unter den Römischen Stuhl war also das Ziel von Gregor VII., in Rücksicht der Kirche. Welches aber war es in Rücksicht der weltlichen Macht, der Macht der Könige und Fürsten? Sollte sie in gleichen oder vielmehr in untergeordneten Verhältnissen gegen die geistliche stehen?

Wie man auch den Plan von Gregor sich denken mag, so fällt es doch bald in die Augen, daß eine Gleichheit zwischen beiden, wenn auch in der Idee möglich, es doch gewiß nicht in der Wirklichkeit war. Wechselseitige Unabhängigkeit der weltlichen und geistlichen Macht war eben so wenig möglich, als es wechselseitige Unabhängigkeit der gesetzgebenden und ausführenden Macht, das Idol der neuern Zeiten, war. Der Berührungspunkte waren hier eben so viele, und die Conflikte mußten um desto heftiger werden, je mehr das beiderseitige Interesse dabei ins Spiel kam.

Wie

Gegenstandes giebt Planck in der Geschichte der christlichen Gesellschaftsverfassung, 4 Th. 1800 bis 1806.

Wie aber Gregor im Ganzen dieß Verhältniß bestimmt haben wollte, darüber hat er nicht den mindesten Zweifel gelassen. Nicht nur seine Aeußerungen *), sondern seine Thaten geben darauf die Antwort. Sein Grundsatz der Unterordnung der weltlichen Macht unter die geistliche ist klar; nur das kann man auch hier bezweifeln, inwiefern alle Folgen dieses Grundsatzes sich ihm klar entwickelt hatten; denn Gregor wollte keinesweges sogleich Alles praktisch daraus folgern, was sich theoretisch daraus folgern ließ. Daß aber ein großer Kampf mit der weltlichen Macht unvermeidlich war, sah er selber so deutlich ein, daß er ihn ohne Anstand begann, als er auf dem päbstlichen Stuhl sich befestigt hatte. Die Losung dazu gab der Streit über die Investitur, den er ohne alle Schonung mit dem Kaiser, und nur mit geringer Schonung mit Philipp I. von Frankreich führte. Es war aber gar nicht etwa blos dieser Streit selbst, sondern die Art, wie er geführt wurde, der Ton der Superiorität, den Gregor VII. sogleich gegen die Fürsten annahm, und die Disciplin, unter die er sie stellte, welche jene Unterordnung der weltlichen Macht unter die geistliche von selbst gründete. Die Regenten sind die Söhne der Kirche, die von ihrem geistlichen Vater selten gelobt, oft bitter getadelt, und nach Befinden gestraft wer-

*) Man sehe besonders Epist. VIII, 21. Die weltliche Macht soll sich gegen die geistliche nur wie der Mond gegen die Sonne verhalten.

den. Diese Strafen sind das Interdict, und die Lossagung der Unterthanen vom Gehorsam gegen sie, das heißt also, die Absetzung. Das Mittel, sie so wie den Klerus unter der Aufsicht zu erhalten, sind die Legaten (wie einst unter Karl dem Großen die missi regii), die, mit uneingeschränkter Machtvollkommenheit versehen, in päbstlichem Namen sprechen und handeln, und deren Ansehen daher nie etwas vergeben werden darf *). Wenn daher auch Gregor VII. noch den Grundsatz nicht förmlich aussprach und allgemein aufstellte, auf den seine Nachfolger hinarbeiteten, alle Thronen zu Lehen des päbstlichen Stuhls zu machen, so war doch die Sache eigentlich dieselbige, und bei mehreren Hauptreichen ward er auch schon wirklich geltend gemacht. Das Recht der Kaiserkrönung, und Alles, was daran geknüpft wurde, legte dazu den Grund **). Neapel und Sicilien war

*) Das Legatenwesen erhielt zwar seine völlige Ausbildung erst nach den Zeiten Gregor's. Aber der Keim zu allen den unglaublichen Ansprüchen, die daran geknüpft wurden, lag schon in den Forderungen Gregor's. Man vergleiche seine Briefe II, 28. 30. und besonders 40.

**) Daß bei den Publicisten zwar die Kaiserkrone nie für ein päbstliches Lehen galt, und auch im Mittelalter so wenig dafür gelten sollte, daß Pabst Adrian IV. gegen Friedrich I. nur durch die Ausflucht sich helfen konnte, daß sein Ausdruck Beneficium so viel heiße als Benefactum, ist bekannt. Aber ist der Streit mehr als ein Namensstreit? War nicht die Kaiserkrone so gut wie ein päbstliches Lehen; wenn wir sehen, wie der Pabst so oft darüber disponirte?

von den normännischen Fürsten förmlich als Lehen des Pabstes erhalten worden *). Ueber die Reiche von Ungarn **), von Spanien ***), so wie über Corsika ****), wurde schon geradezu das Eigenthumsrecht des Pabstes behauptet. Der Kaiser, wie der König von Frankreich, wurden mit dem Bann belegt, und der erste nur nach einer Buße aufgenommen, wobei der Pabst seine Härte selber eingesteht †). Nur gegen Wilhelm I. von England sprach Gregor in einem gelindern Ton ††), weil er sehr wohl wußte, wie viel und wie wenig er wagen durfte. Aber keines auch der entlegensten Reiche, so weit nur die Herrschaft des Kreuzes ging, blieb ausgeschlossen von seinem Plan. An die Könige von Dänemark †††) und Schweden ††††) sind seine Briefe gerichtet. Er vergiebt ohne alles Bedenken den Russischen Thron an einen Sohn des Großfürsten Demetrius †††††), und meldet es seinen Eltern. Auf die Vereinigung der Griechischen, der Armenischen Kirche waren seine Blicke

*) Im Jahr 1057. Hieß auch Robert Guiscard nur Herzog von Calabrien und Apulien, so war doch Sicilien ihm auch schon im voraus ertheilt.

**) *Gregor.* Epist. II, 13. 63.

***) *Gregor.* Epist. I, 7. IV, 28.

****) *Gregor.* Epist. V, 4.

†) Epist. IV, 12.

††) Man vergleiche V, 19. VII, 23.

†††) Epist. II, 51.

††††) Epist. VIII, 11.

†††††) Epist. II, 74.

gewandt. Selbst die Trümmer der Kirchen in Afrika entgingen ihm nicht; ein Brief in ihren Angelegenheiten an den Herrscher von Marokko gerichtet, ist einer der interessantesten in seiner Sammlung *).

Es konnte Gregor'n selber, da er erst im reifern männlichen Alter zum päbstlichen Thron gelangte, unmöglich entgehen, daß ein so gewaltiges Gebäude, als er errichtete, von ihm nicht vollendet werden konnte. Wer kennt nicht den Widerstand, den er fand, besiegte, und dem er doch, wenn gleich ungebeugt, für seine Person erlag **)? Aber sein Bau, wenn gleich durch ihn, war doch nicht auf ihn errichtet; er hatte eine festere Grundlage, den herrschenden Geist des Zeitalters. So wenig als dieser schnell sich ändern konnte, war es auch möglich, daß jener Bau plötzlich zusammenfiel; es bedurfte nur entschlossener Baumeister, die ihn fortführten. An diesen fehlte es nicht, und konnte es nicht leicht fehlen. Der päbstliche Stuhl, durch Wahl besetzt, konnte nicht leicht von einem Kraftlosen eingenommen werden; weil unter jenen Stürmen die Wäh-

*) Epist. III, 21. Ein Dankbrief dafür, daß der König Anzir erlaubt hatte, daß ein christlicher Bischof für sein Reich in Rom consecrirt werden durfte. "Sie „verehrten ja alle Einen Gott, nur auf verschiedene „Weise."

**) Er starb bekanntlich, von Heinrich IV. verjagt, im Exil 1085. Erst in den letzten Unglücksjahren lernt man die ganze Größe und Ueberzeugung des Mannes kennen.

lenden selber es empfanden, daß sie Männer von Muth und hoher Kraft bedurften. Gregor bildete sich eine Schule, die nicht ausstarb; und wenn auch ein Schwächerer zuweilen die Tiara erhielt, so lebte der Geist doch fort, der in einem Corps, wie das der Römischen Curie — so wie einst des Römischen Senats — sich erzeugen mußte.

So war also die Herrschaft über die Christenheit das Ziel der päbstlichen Politik. Ward gleich das von Gregor angefangene Gebäude nie in allen seinen Theilen gänzlich vollendet, so fehlte doch wenig daran; und Innocenz III. war es, der, etwas über ein Jahrhundert nach Gregor *), es dieser Vollendung am nächsten brachte. Wiederum dauerte es fast ein Jahrhundert, daß es in seiner ganzen Stärke da stand, bis Philipp der Schöne von Frankreich es zuerst **) mächtig erschütterte.

Die beiden Jahrhunderte der Kreuzzüge sind also die Jahrhunderte des Kampfs der geistlichen und weltlichen Macht; eines Kampfs, der einzig in der Geschichte ist, weil er ein Kampf, nicht sowohl der Waffen, als der Talente war. Oefterer stritt man um die Weltherrschaft, aber so wie die Gregore und Innocenze auf der einen, die Heinriche und Friedriche auf der andern Seite, doch niemals! In welchen Verhältnissen standen aber im

*) Sein Pontifikat dauerte von 1198 bis 1216.

**) Durch die Verlegung des päbstlichen Stuhls nach Avignon 1304.

Allgemeinen die Kreuzzüge zu jenen Entwürfen der päbstlichen Allgewalt?

Daß sie in einem gewissen Verhältnisse dazu stehen sollten, wird Niemand bezweifeln, der weiß, daß der Entwurf dazu von Gregor nicht nur gemacht, sondern auch die Ausführung mit Eifer von ihm betrieben, wenn gleich nicht vollendet ward. Der Druck, unter dem gerade in seinem Zeitalter die in Jerusalem herrschenden Seldschucken-Emirs die Christen hielten *), gab die Veranlassung dazu. Er forderte den Kaiser Heinrich IV., er forderte die Deutsche Nation dazu auf; er sey schon, schreibt er, eines Heers von 50000 Mann gewiß; und sey bereit, sich selber an die Spitze zu stellen **). Allein sein kühner und thätiger Geist paßte das Ganze sogleich seinem großen Hauptplan, Ausdehnung der Herrschaft über die ganze christliche Welt, an. Indem er dem Byzantinischen Kaiser seine verlornen Provinzen wieder eroberte, sollte dieser dafür die Griechische Kirche dem Römischen Stuhl unterwerfen. Ja! seine Aussichten reichten noch weiter. Durch die Erweiterung seiner Herrschaft nach Asien hoffte er auch die Armenier zu gewinnen. So sollten also die Kreuzzüge eins der Mittel zu der Gründung seiner Weltherrschaft werden. Daß sie aber auch noch zu ganz andern Zwecken sich gebrau-

*) Von 1076 bis 1096 stand, wie bereits oben bemerkt, Jerusalem unter ihrer Herrschaft.

**) *Gregor.* Epist. II, 31. 37.

chen ließen, daß die Auffindung einer Form, unter welcher das Oberhaupt der Kirche auch ihr Militär-Oberhaupt wurde, zu etwas Großem führen konnte, dieß konnte einem Kopfe, wie der seinige war, wohl unmöglich entgehen. Wie weit er hier indeß sah, läßt sich nicht bestimmen, weil die Geschichte uns keine Aufschlüsse darüber erhalten hat. Es mag selbst seyn, daß, weil sein Geist sich bei jenen Entwürfen am meisten gefiel, er auf das übrige weniger geachtet habe. Seine Hoffnungen wurden freilich durch die Kreuzzüge nicht erfüllt. Aber wie viel sie dennoch zu der Vollendung des von ihm errichteten Gebäudes beitrugen, werden wir bald unten weiter entwickeln, wenn wir das Zeitalter auch noch von seinen andern Hauptseiten kennen gelernt haben werden.

Weltliche Macht; Gewalt der Fürsten.

In allen Germanischen Staaten von Europa *) war dieselbe Grundlage der Verfassung, das Feudal-system, herrschend geworden. Dieses System, in seinem ganzen Umfange, und in seiner ganzen Strenge genommen, ist ein militärisches System; wie es unter Völkern sich ausbilden wird, die viele Kriege führen, und wenig oder gar kein Geld besitzen, Soldaten zu bezahlen. Die gegebenen Ländereien vertreten

*) Wir verstehen darunter alle diejenigen, welche in der Völkerwanderung durch Völker Germanischen Ursprungs gestiftet wurden.

die Stelle des Soldes; die Inhaber von diesen sind dafür zum Dienst verpflichtet. Sie bilden also zusammen gewissermaßen ein stehendes Heer, das in der völligsten Abhängigkeit von dem Oberlehnsherrn stehen soll. Allein wenn auch ein solches System in einem Reiche anfangs in seiner ganzen Strenge eingeführt wird, so trägt es doch aus mehreren Ursachen den Keim der allmähligen Auflösung unausbleiblich in sich. Der hier ertheilte Sold selbst führt bei dem Ackerbau zu einer Beschäftigung, die, wenn sie auch nicht an und für sich den kriegerischen Muth schwächt, doch ein Interesse weckt, das die Leistung von Diensten im Kriege für Andere keinesweges zu einer erwünschten Sache macht. Dazu kommt das so natürliche Streben, die erhaltenen Lehen nicht nur selber zu behalten, sondern sie auch für seine Nachkommen zu sichern, woraus die Erblichkeit derselben hervorging. Man nehme hinzu, daß die Macht einzelner großer Vasallen vielleicht so wächst, daß sie sich stark genug fühlen, den Oberlehnsherrn zu trotzen; während diese durch das beständige Weggeben von Lehen, wozu die Zeitumstände, wozu das Bedürfniß, sich in unruhvollen Zeiten Vertheidiger zu erkaufen, sie nöthigen, immer ärmer und zugleich also kraftloser werden; man lasse endlich schwache Regenten, oder gar eine Reihe schwacher Regenten sich folgen, — und jener Verfall des strengen Feudalsystems, indem es in sich selber sich auflöst, ist unausbleiblich. Die Macht der Vasallen wird in gleichem Grade wachsen, als die der Oberlehnsherren zerfällt. Sie werden dem Namen

nach abhängig bleiben; aber diese Abhängigkeit wird sich endlich auf einige Ceremonien beschränken; sie werden sich der Rechte so viel als möglich anmaßen, selbst diejenigen, welche eigentlich nur Souveränitätsrechte seyn sollten, Gesetzgebung, Gerichtsbarkeit in ihrem ganzen Umfange, das Recht Geld zu prägen, Verträge zu schließen, Kriege zu führen.

Daß alle diese Erscheinungen in den Reichen Germanischen Ursprungs sich zeigten, ist aus der Geschichte des Mittelalters allgemein bekannt. Aber um die Zeit, als die Kreuzzüge begannen, war doch der Zustand in den wichtigsten derselben, in dem Deutschen Reiche, in Frankreich und England, sehr verschieden. Eine ausführliche historische Entwickelung der innern Geschichte dieser Reiche liegt außerhalb den Grenzen dieser Abhandlung; allein die Darlegung dieser Verschiedenheit, und die Angaben der Ursachen, die sie erzeugt hatten, scheint uns für die weitere Untersuchung unentbehrlich zu seyn, wenn der Einfluß der Kreuzzüge darauf sich deutlich darstellen lassen soll.

Wer sich etwa um ein Jahrhundert vor dem Anfange der Kreuzzüge in den Zeitpunkt zurückversetzt, als das Capetingische Haus in Frankreich der Dynastie der Karolinger folgte *); und einen vergleichenden Blick auf dieses Reich und auf das Deutsche wirft, würde schwerlich die Entwickelung von beiden erwartet haben, die in der That erfolgte, und wodurch

*) Im Jahr 987.

in Frankreich die königliche Macht fortdauernd stieg; während sie in Deutschland endlich zu einem Schattenbilde wurde. Er erblickt auf dem Französischen Throne in den nächsten zwei Jahrhunderten eine Reihe von Königen, von denen, wenn sie auch nicht ohne Charakter waren, doch kein einziger ein Mann von großer Kraft und hohem Geiste genannt zu werden verdient. Dagegen sieht er auf dem Deutschen Throne in eben diesem Zeitalter eine Reihe der gewaltigsten Männer. Als der Französische erst wieder errichtet ward, schien der Deutsche durch die großen Fürsten des Sächsischen Hauses, Heinrich I. und Otto den Großen, der an seinem Sohn Otto II. einen nicht weniger kraftvollen Nachfolger hatte, schon befestigt zu seyn. Das nach dem Untergange dieser Dynastie folgende Fränkische Haus, das dem Reiche in steter Folge von dem Vater auf den Sohn in dem Raume Eines Jahrhunderts *) vier Kaiser gab, begann schon mit der thätigen Regierung Conrad's II., die aber durch seinen Sohn Heinrich III. **), der ganz dazu geeignet schien, einen Thron zu befestigen, noch übertroffen ward. Die Herrschaft seines Nachfolgers Heinrich IV. ***), des Zeitgenossen Gregor's, war nicht ohne tiefe Demüthigungen; aber sie gab nicht nur ein Exempel, was Schwäche sey, sondern sie regte auch einen Kampf auf, der große

*) Von 1024 bis 1125.
**) Von 1039 bis 1056.
***) Von 1056 bis 1106.

Kräfte entwickelte. Allein die glorreichste Periode, das Jahrhundert der Hohenstaufen *), sollte noch folgen. Selten herrschte ein Fürst mit solcher Kraft als Friedrich I. Barbarossa **). Wenigen öffnete die Zukunft eine so glänzende Aussicht für sein Geschlecht, als ihm durch die Heirath seines Sohnes und Nachfolgers Heinrich VI. ***) mit der Erbin von Neapel und Sicilien eröffnet ward. Artete die Unbiegsamkeit des Vaters bei diesem in Grausamkeit aus, so herrschte er auch nur wenige Jahre, und gab der Nachwelt in dem einzigen Sohn, den er hinterließ, einen mehr als hinreichenden Ersatz für seine Schuld. In Friedrich II. †) sollte das glänzendste Gestirn aus dem Hause der Hohenstaufen seinem Jahrhundert noch aufgehen. Wer vereinte in jenem eisernen Zeitalter so wie er die glänzenden Talente des Helden, des Fürsten, des Staatsmanns, mit dem zarten Sinn für Humanität, für Wissenschaft, für alle Künste des Friedens? Wer reicht im ganzen Mittelalter überhaupt an ihn ††)? Und doch erbte der Heldengeist auch noch jetzt weiter auf den Sohn und den unglücklichen Enkel fort. Conradin endigte auf dem Blutgerüst nicht weniger rühmlich,

*) Von 1137 bis 1254.

**) Von 1152 bis 1190.

***) Von 1190 bis 1197.

†) Seit 1212 bis 1250.

††) (v. Funk) Geschichte Kaiser Friedrich II. Züllichau 1790. — Der große Fürst fand glücklicherweise seinen Plutarch!

als er auf dem Schlachtfelde hätte endigen können; er gewann die Theilnahme und die Bewunderung aller Jahrhunderte *). Das große Haus der Hohenstaufen sollte auch seine Größe im Untergange nicht verleugnen!

Wer hätte, bei einer solchen Fürstenreihe auf dem Deutschen Kaiserthrone, nicht hier viel eher als in Frankreich die Ausbildung und Befestigung einer unumschränkten Monarchie erwarten sollen? Aber wenn auch der Wechsel der Kaiserhäuser durch ihr Aussterben, wodurch die Form eines Wahlreichs hier vorzüglich erhalten ward, die eine Hauptursache ist, welche dieses verhinderte; so lag eine andere, gewiß nicht weniger wichtige, gerade in dem hohen Geist jener Fürsten. Voll von dem Gefühl ihrer Würde, die man als die erste der Christenheit unter den weltlichen betrachtete, riß dieses Gefühl, verbunden mit jenem Geist, sie zu colossalischen Entwürfen hin, unter denen die Vereinigung Italiens mit dem Deutschen Reiche oben an steht. Wenn dieses Projekt nicht nur durch die geographische Scheidewand der Alpen, sondern noch weit mehr durch die gänzliche Verschiedenheit des Charakters beider Nationen erschwert ward, so erzeugte es auch bei denen, die sich dadurch am meisten gefährdet glaubten, den Päbsten, einen Widerstand, der der Kraft, mit der man es ausführen wollte, angemessen war. Sie empfanden es, daß die unumschränkte Herrschaft der

*) Am 29. Oct. 1268.

Kaiser in Italien, vielleicht gar Errichtung einer erblichen Herrschaft, das Ende der ihrigen sey. Das Geschick führte aber auf den heiligen Stuhl eben so außerordentliche Männer, als den Kaiserthron füllten. Diese fanden in Gregor VII., in Innocenz III. und IV., und mehreren Päbsten, die nur um Eine Stufe unter diesen ersten Heroën der Hierarchie stehen, Gegner, die an Kraft ihnen glichen, an Politik ihnen meist überlegen waren. Um die Zeit, als die Kreuzzüge begannen, war dieser Kampf durch Gregor VII. bereits angefangen; seine Verbindungen mit der Markgräfin Mathildis, vor allem aber mit den Normannen in Neapel, sicherten ihm neben den geistlichen auch weltliche Waffen. Bald kam der auflebende Freiheitsgeist der Lombardischen Städte hinzu, den die Päbste unterhielten. Aber als unter Friedrich I. der Mannsstamm des Normännischen Hauses zu Grunde ging, gelang es ihm, die Erbin Neapels und Siciliens mit seinem Sohn zu vermählen; und seinem Hause die Aussicht auf ein Erbreich in Italien zu eröffnen *). Nun ward die Ver-

*) Im Jahr 1186. Wenig Heirathen sind so traurig folgenreich in der Geschichte geworden, als die von Heinrich VI. mit der Schwester des Königs Wilhelm II. von Sicilien, Constantia, der bereits 1189 durch seinen Tod ihm dort die Nachfolge eröffnete. Wie ganz anders möchte die Geschichte von Deutschland seyn, wären die Hohenstaufen dadurch nicht in Projekte verwickelt worden, die ihre Größe gründen sollten, und ihren Sturz vorbereiteten!

einigung dieser Erbländer mit Deutschland der Lieblingsentwurf des Hauses; aber auch dessen Vereitelung das Hauptziel der päbstlichen Politik. Furchtbarer wie je flammte nun der Kampf wieder auf, und füllte unter mannigfaltigem Wechsel die Regierungsperiode von Friedrich II., bis endlich mit dem Sturz des Hohenstaufischen Hauses den Päbsten der Sieg blieb. Oft schon beschrieben, und selbst vortrefflich beschrieben, erwartet die Geschichte desselben doch noch immer ihren Tacitus!

Ganz anders war unterdeß der Gang der Dinge in Frankreich gewesen. Die Reihe der ersten Capetinger, bis auf Philipp August hin, litt nicht an der Krankheit der Genialität. Keine kühne Entwürfe keimten in ihren Köpfen; also bildete sich auch kein heftiger Widerstand. Aber ihre erste Sorge war, den Thron ihrem Hause zu erhalten, und die gütige Natur ließ es diesem nie an Erben fehlen. Sechs Regierungen hindurch sorgte der Vater dafür, daß ihm schon bei seinen Lebzeiten der Sohn zum Nachfolger bestimmt wurde; bis Philipp August es nicht mehr für nöthig fand, da Niemand die erbliche Nachfolge mehr bezweifelte. So wurde das Französische Reich unter den Capetingern allmählig zum Erbreich, und wie viel war nicht schon dadurch gewonnen! In der neuen Dynastie bildete sich aber auch allmählig von selber eine Hauspolitik, deren natürliche Tendenz die Abhängigkeit der mächtigen Kronvasallen war. Man begriff wohl, daß sich diese nicht erzwingen ließ; und wenn man auch, wo es seyn mußte, den

offenbaren Kampf mit einzelnen von ihnen nicht scheute, so wurde doch weit mehr durch Benutzung der Zeitumstände zur Einziehung erledigter Kronlehen, zur Ausdehnung der königlichen Gerichtsbarkeit u. s. w. gewirkt. Der Stamm der Monarchie trieb seine Wurzeln allmählig, aber auch desto tiefer und desto fester.

Bei dem Anfange der Kreuzzüge war die Macht der Herrscher im Deutschen Reich unter Heinrich IV. und in Frankreich unter Philipp I. zwar fast auf gleiche Weise beschränkt; aber mit dem Unterschiede, daß sie in Deutschland im Sinken, in Frankreich im Steigen war. In beiden Reichen waren die Besitzer der großen Lehen, die Herzöge und mehrere Grafen, gewissermaßen erbliche Fürsten; wiewohl man deshalb den Begriff unserer Fürsten auf sie nicht übertragen darf. Wie fast alle öffentliche Verhältnisse im Mittelalter sich allmählig von selber bildeten, Niemand an geschriebene Constitutionen dachte; so auch die ihrigen, aber doch auch nicht ohne Unterschied in Frankreich und im Deutschen Reich. In Frankreich hielten die Könige fest an dem Grundsatze, daß erledigte Kronlehen an die Krone zurückfielen, und von ihr nach Gefallen eingezogen oder wieder an Andere vergeben werden könnten; ein Recht, das ihnen auch niemals streitig gemacht ward. Aber außer dem Fall der Erledigung oder der Felonie, disponirten sie nicht nach Gutdünken darüber. Die Erbfolge ging hier daher gewöhnlich ungestört in der Familie fort; und die großen Kronvasallen, unter denen die Herzöge von der Normandie, von Guienne, von

Burgund; die Grafen von Toulouse, von Vermandois, von Champagne u. a. oben an stehen, können insoweit als erbliche Fürsten betrachtet werden, welche in ihren Ländern damals noch dieselben Rechte ausübten, wie der König in den seinigen, da fast alle eigene Besitzungen der Capetinger auch vormalige Kronlehen waren. In dem Deutschen Reiche war das Verhältniß der Könige und der mächtigen Vasallen viel weniger bestimmt. Auf der einen Seite waren die Ansprüche der Fürsten größer, da die häufigen Wahlen diese lebendig erhielten; auf der andern waren aber auch die Könige viel weniger geneigt, ihren Ansprüchen zu willfahren; und trugen kein Bedenken, Versuche zu machen, ihre Macht in ihre früheren Schranken zurückzudrängen. So entstand jenes schwankende Verhältniß, das meist durch den persönlichen Charakter der Könige, nicht aber durch feste Grundsätze, bestimmt wurde. Die mächtigen Vasallen der Krone, Herzoge, Markgrafen u. a. hießen und waren Fürsten (principes); aber sie waren doch so wenig eigentliche Landesherren, als bloße Beamte, wie vormals unter den Merovingern und Karolingern; sie waren ein Mittelding zwischen beiden, das schwer zu beschreiben ist. Eben aber weil ihre Macht so unbestimmt war, konnte sie nachmals so groß werden *).

In

*) Es war die Indolenz Heinrich's IV., welche unter seiner Regierung die Verhältnisse der Kronvasallen zum Nach-

In Italien, wo die Macht der Kaiser nur dann etwas galt, wenn sie selber sie mit einem Heere geltend machen konnten, bereiteten sich theils große Veränderungen vor, theils waren sie schon eingetreten. In der Lombardei, wo zuerst ein mächtiger Bürgerstand sich bildete, strebten die Städte, unter ihnen vor allen Mayland, schon mächtig empor; und bald fand man in Rom es seinem Interesse gemäß, sie zu begünstigen. In dem mittlern Theile suchten die Päbste seit Gregor VII. ihre Herrschaft zu befestigen und zu erweitern, wozu die Schenkung der Markgräfin Mathildis die glänzendsten Aussichten eröffnete; wie schwankend auch noch lange Zeit die Macht der Päbste in der Stadt Rom selber blieb. Allein die Hauptstütze ihrer Macht hatten sie sich in Süditalien an den Normannen verschafft. Auch hier war das gemeinschaftliche Interesse, sich dem Ueber-

Nachtheil der kaiserlichen Macht so sehr änderte. Sein Sohn und Nachfolger Heinrich V. machte einen vergeblichen Versuch, sie wieder in ihre Schranken zurückzubringen. Als unter den Hohenstaufen das Welfische Haus so gewaltig stieg, wurde zwar durch den Fall Heinrich's des Löwen dessen Macht gebrochen; aber da Italien das Hauptziel ihrer Politik war, da sie dazu der Hülfe ihrer Deutschen Vasallen bedurften, so stieg, besonders unter Friedrich II., und die Bewilligungen, die er 1231 einräumte, die Macht von diesen dennoch zu wahren Landesfürsten; und welche Folgen alsdann der Untergang des Hohenstaufischen Hauses hatte, ist aus der Geschichte hinreichend bekannt.

gewicht der Deutschen Kaiser zu widersetzen, das Band der Vereinigung; freilich ein gefährliches Band, da jede Verbindung mit so kühnen und gewandten Eroberern, als Nachbaren, ihre Gefahren haben mußte. Schon vor dem Anfange der Kreuzzüge waren sie Herren nicht nur von fast ganz Unteritalien, sondern auch bereits von Sicilien, das sie den Arabern entrissen, und so wie Calabrien und Apulien als päbstliche Lehen, anfangs unter dem Titel von Herzögen von Calabrien und Apulien und Grafen von Sicilien, besaßen, bis demnächst diese sämmtlichen Länder zu Einem Königreiche Sicilien vereinigt wurden *). Nirgends herrschte so wie bei ihnen der Geist der Abenteuer; aber die strengen Lehnsverhältnisse erzeugten zugleich eine Subordination, welche ihre Fürsten doppelt furchtbar machen mußte. Keine Unternehmung schien ihnen zu kühn; und die Kreuzzüge selber wurden von ihnen gleich anfangs als ein Mittel zu der Ausführung eines Plans betrachtet, der schon früher von ihnen entworfen war, dem Sturz des Byzantinischen Reichs, und der Eroberung Constantinopels.

Um eben die Zeit, als die Normannen ihre Besitzungen in Unteritalien ausbreiteten, hatten sie auch unter ihrem Herzog Wilhelm dem Eroberer, dreißig Jahre vor dem Anfange der Kreuzzüge, 1066, ihre Herrschaft in England gegründet. Auch hier hatte der Sieger die Feudalverfassung in ihrer ganzen Strenge eingeführt, indem er eine große Anzahl un-

*) Von Roger II. im Jahr 1130.

mittelbarer Kronlehen errichtete, die er unter seine Normännischen Begleiter vertheilte. Zwar war bereits auf ihn 1087 sein Sohn Wilhelm II. gefolgt; allein keine Vasallen hatten hier in der kurzen Zeit so sich heben können, daß sie es gewagt hätten, der königlichen Macht zu trotzen. Auch gegen die Ansprüche der Päbste hatte sich Wilhelm I. zu schützen gewußt; und sein Sohn und Nachfolger stand ohnehin im Ruf des Pfaffenfeindes. In keinem andern Reiche des westlichen Europas war also die königliche Macht so groß, als sie es in England war; und sie würde noch weit mehr haben befestigt werden können, hätten nicht die innern Verhältnisse mit der Normandie, deren Herrschaft mehrentheils in den Händen der Könige blieb, sie in die Französischen Händel verflochten, und sie so oft bewogen, ihre besten Kräfte diesen aufzuopfern.

Von Spanien war der größere und schönere Theil in den Händen der Saracenen; der kleinere nördliche, in dem seit der Theilung von König Sanctius Mayor *) sich die beiden größern Reiche Castilien und Aragon anfingen zu bilden, in den Händen der Christen. In beiden wurden die Könige durch einen mächtigen Adel beschränkt; aber in Aragon blieb doch die Macht von beiden mehr im Gleichgewicht, da sie in Castilien endlich zu einem bloßen Schattenbilde ward. Allein außerdem unterschieden sich die beiden Reiche auch noch dadurch, daß Aragon nicht

*) Im Jahr 1035.

nur ungetheilt blieb, sondern sich auch fortdauernd durch Eroberungen von den Arabern vergrößerte, da hingegen Castilien einen großen Theil der Periode der Kreuzzüge hindurch *) in die beiden Reiche von Castilien selbst, und Leon zerfiel, und außerdem Portugal als eigenes selbstständiges Reich sich gänzlich davon trennte **).

In dem Norden von Europa hatten die drei Reiche Dänemark, Norwegen, Schweden, jedes seinen eigenen König. In Dänemark war zwar, kurz vor dem Anfange der Kreuzzüge, mit dem Schwestersohne Canut's des Großen eine Dynastie zum Thron gelangt, die fast vier Jahrhunderte dauerte †); "aber" — sagt ein berühmter Geschichtforscher ††) — "welche Zeiten mögen die der zwei „ersten Jahrhunderte, — (des Zeitalters der Kreuz„züge) — gewesen seyn? Von 16 Königen, die „während desselben regierten, starben 9 eines wider„natürlichen Todes; und die glänzendsten Regierun„gen hinterließen blos in der Titulatur der Däni„schen Könige ein Erinnerungsmerkmal! — In Nor„wegen war die Anarchie noch größer, weil die Suc„cession noch unbestimmter war. Denn was natür-

*) Von 1157 bis 1230.

**) Seit 1239.

†) Von 1076 bis zur Erhebung des jetzt regierenden Oldenburgischen Hauses 1447.

††) Spittler Handbuch der Staatengeschichte. Zweite Ausgabe. II. S. 529.

„liche und was eheliche Söhne seyen, konnte man „nicht eher unterscheiden, bis die christlichen Kirchen„gesetze recht in Gang kamen; und langhin war die „Feuerprobe das ganz gewöhnliche Mittel, durch das „auch die Kronprätendenten ihr Recht zu erhärten „suchten." Was endlich Schweden betrifft, so war die Periode der Kreuzzüge die, in welcher das Christenthum hier seinen völligen Sieg errang. Allein auch als dieß geschehen war, brauchten die Schweden, um mit Ungläubigen zu kämpfen, nicht nach Asien zu ziehen; sie fanden diese, so gut wie die Spanier, — nur daß es nicht Mohamedaner, sondern Heiden waren, — in ihrem eigenen Lande. In der östlichen Hälfte desselben zogen die Finnen, ein wildes Nomadenvolk, umher; und bereits 1156 begann Erich der Heilige die Kriege mit ihnen *), die erst nach langem Kampf mit ihrer Bezwingung endigten; und zu gleicher Zeit Eroberungs- und Religionskriege waren. Hätte also auch nicht die geographische Lage die Theilnahme an den Kreuzzügen erschwert, so würden es schon die innern Verhältnisse gethan haben.

Klassen des Adels und Volks, und ihr Verhältniß.

Wenn die Periode der Kreuzzüge durch die Veränderungen merkwürdig ist, welche sie in den Verhält-

*) Rühs Geschichte von Schweden I. S. 88.

nissen der Herrscher, der geistlichen wie der weltlichen, erzeugte, so ist sie es nicht weniger durch die, welche in den Verhältnissen der verschiedenen Volksklassen vorgingen. Aber auch dazu war schon vor dem Anfange der heiligen Kriege Alles vorbereitet; sie waren es auch gar nicht allein, welche jene Veränderungen zur Reife brachten; aber sie haben mächtig darauf eingewirkt, und auch diese Einwirkung wird sich nur dann erst aufklären lassen, wenn wir auf den Zustand, wie er vor dem Anfange jener Expeditionen war, den Blick werden geworfen haben.

Die Masse des Volks theilte sich freilich auch damals in die drei Klassen, des Adels, der Städter, der Bauern. Aber wie verschieden war ihr Zustand von dem der spätern, oder gar der jetzigen Zeit! Darin kamen jedoch alle überein, daß diese Periode ihn veränderte, und meist zum Besten jedes Standes veränderte!

1. Zustand des Adels.

Daß der Adel in den Fränkisch-Germanischen Staaten durch das Feudalwesen seinen Ursprung, oder doch gewiß seine Ausbildung erhalten habe, darin stimmen alle Geschichtforscher überein; aber wann und wie dieses geschehen sey, darüber sind die Stimmen so getheilt *), daß man eine solche Verschieden-

*) Die Untersuchung über die Entstehung und Bildung des Adels, welche in Frankreich durch *Montesquieu* Esprit des Loix L. XXXI. und *Mably* Observations sur l'hi-

heit für fast unmöglich halten müßte, wenn man nicht bald sähe, daß oft mehr über Namen als über Sachen gestritten würde. Wer sich unter dem Adel den neuern Geschlechtsadel mit den Geschlechtsnamen, den Geschlechtswappen, und den an das Alter des Adels geknüpften Rechten denkt, kann freilich noch keinen Adel in den Zeiten der Merovinger und Karolinger zugeben; er wird ihn nicht eher als in den Jahrhunderten der Kreuzzüge sich ausbilden sehen. Wer den Begriff des Adels an Lehen und Aemter, die gleichfalls Lehen wurden, knüpfen will, findet ihn um vieles früher schon in jener Periode; wer vollends überhaupt die angesehenen Familien unter dem Volke Edle (nobiles) nennen will, kann den Adel mit Tacitus *) schon aus den Germanischen Wäldern herholen.

Einen Adel in der mittlern der eben angegebenen Bedeutungen gab es vor dem Anfange der Kreuzzüge schon lange in allen Ländern der Germanischen Völker. Es war im Ganzen die Klasse der Nation,

stoire de France T. I. p. 534 sq. besonders angestellt wurde, ist ein Hauptgegenstand der neuern Forschungen in Deutschland geworden; wie die Werke von Meiners, Geschichte der Ungleichheit der Stände; Göttingen 1792.; von Mannert, Freiheit der Franken, Adel, Sclaverei; Nürnberg 1799.; von Hüllmann, Geschichte des Ursprungs der Stände, 1806.; lehren. Ihre Vergleichung würde eine eigene Schrift erfordern.

*) *Tacitus* de M. G. 7. "Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt."

die gestiegen war, während die niedrigere meist in den Zustand der Leibeigenschaft gerieth, die der Lehnsmänner und Dienstleute sowohl der Könige als ihrer Vasallen. Anfangs die weniger geachteten, waren sie die geachtetsten geworden, da die Klasse der freien Güterbesitzer größtentheils verschwunden war. Und da Lehen von Gütern und Aemtern erblich wurden, war auch ihr Rang, ihr Adel also, erblich geworden, ohne daß man in einem Zeitalter, wo Alles von selbst sich ausbildete und fortbildete, durchaus feste Bestimmungen erwarten darf. Auch hatte sich in dieser Klasse selber schon ein Unterschied gebildet, indem der höhere Adel (principes, proceres) von den übrigen unterschieden ward. Wenn auch dieser Unterschied zuerst wohl nur aus dem der unmittelbaren Kronvasallen von den übrigen hervorging, so hoben sich doch unter jenen die mächtigern — sowohl Geistliche (Erzbischöfe, Bischöfe, manche Aebte), als weltliche (Herzöge, Markgrafen, Grafen), so, daß sie dahin kamen, geschlossene Corps zu bilden, wie das der Pairs in Frankreich und England, unter denen auch selbst wohl noch wieder Absonderungen entstanden, wie in dem Deutschen Reich, seitdem die Churfürsten sich über die andern Fürsten erhoben.

Es liegt nicht in dem Kreise dieser Untersuchung, die Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Adels weiter zu verfolgen. Bereits vor dem Anfange der Kreuzzüge bildete er aber nicht nur überhaupt in den Hauptstaaten von Europa die höhere

Klasse der Gesellschaft, sondern es war auch eben um diese Zeit, als er anfing, schärfer wie vorher von den niedern Ständen sich abzusondern. Diese Trennung war eine Folge der Ausbildung des Ritterwesens, durch welches der Adel dem Geist der Zeit gemäß, wo Alles zunftmäßig wurde, gleichfalls eine Art von Zunft bildete, wodurch von selbst jene schärfere Absonderung erfolgen mußte. Die Beantwortung der Frage, wie die Kreuzzüge auf das Ritterwesen einwirkten? wird uns daher unten beschäftigen müssen; aber eben deshalb wird es nothwendig seyn, uns über diese Erscheinung selber hier im voraus zu belehren.

Es ist eine häufige, aber sehr unrichtige Idee, wenn man das Ritterwesen für eine, dem Mittelalter ausschließend eigene, Erscheinung hält *). Allerdings kann man sie zwar einzig insofern nennen, daß sie völlig in derselben Gestalt sich in keiner andern Periode zeigt; aber es ist schon in der Einleitung darauf hingedeutet worden, daß sie dennoch ihrem Wesen nach sich auch in andern Zeiten und bei andern Völkern gezeigt hat. Der Grund dazu liegt tief in dem Innern der menschlichen Natur, und in dem

*) Die innere Organisation der Ritterschaft ist in dem berühmten Werke von *Curny de St. Palaye* Mémoires sur la Chevallerie so vortrefflich erläutert, daß wir glauben, darauf nur zu verweisen zu brauchen. Aber das Historische dieser merkwürdigen Erscheinung im Ganzen ist von ihm nicht erläutert worden.

Gange ihrer Entwickelung, dem zu Folge die Gefühle und die Phantasie früher ihre Herrschaft ausüben, als die Vernunft. Wie wir dieses bei Individuen sehen, sehen wir es auch bei Nationen, die, über den Stand der völligen Rohheit sich erhebend, in jenen Mittelzustand treten, der zwischen diesem und dem der Cultur liegt. Das heroische Zeitalter, das alsdann folgt, findet sich nur bei Halbbarbaren; umsonst würde man es bei wilden, so wie bei völlig policirten Nationen suchen. Aber in jener Periode, wo der Zustand der Gesellschaft so weit vorgerückt ist, daß man nicht mehr blos ängstlich für die physische Erhaltung zu arbeiten braucht; und wo dennoch keine conventionelle Formen das aufgelebte Gefühl der Kraft einengen, entsteht der Sinn für außerordentliche Thaten, der zu außerordentlichen Unternehmungen führt; Unternehmungen, bei denen keine ängstliche Berechnungen des Ausgangs statt finden, sondern die eben durch das Außerordentliche ihren Werth erhalten. Wer die Beispiele davon im Alterthum sucht, versetze sich in das Zeitalter der Simsons, der Athniels bei den Juden; der Jasons, der Achille bei den Griechen; sie werden es ihm an Belegen zu jenen Bemerkungen nicht fehlen lassen.

Die Entstehung eines ähnlichen Zeitalters bei den Nationen des Occidents mußte natürlich dadurch erleichtert und vorbereitet werden, daß durch die Entstehung und Ausbildung des Adels auf die eben angegebene Weise sich die höhere Klasse der Gesellschaft von der niedern schon lange abzusondern angefangen

hatte. Unter dieser höhern Klasse bildete sich unausbleiblich ein eigenthümlicher Geist aus, der zwar, da sie fast keine andere Beschäftigung als die der Waffen kannte, kein anderer als der der rohen Tapferkeit seyn konnte. Aber dieser rohe Geist war einer Veredlung fähig, und veredelte sich wirklich durch den höhern Schwung, den er erhielt, seitdem die Einwirkung anderer Ursachen ihn zugleich milderte und doch belebte.

Wenn gleich nämlich die Ritterzeit nichts anders als das heroische Zeitalter der Fränkisch-Germanischen Nationen war, so unterschied sie sich darum doch von dem Heldenzeitalter anderer Nationen durch gewisse, dem Charakter jener Nationen eigenthümliche, Züge. Schwärmerische Tapferkeit, und der daraus entstehende Hang zu Unternehmungen, die mehr abenteuerlich als groß scheinen konnten, war ihnen mit andern gemein; aber die damit sich verschmelzende schwärmerische Liebe und schwärmerische Religiosität unterscheiden den Fränkisch-Germanischen Heldencharakter von dem der andern Nationen. Die letztere kann in einem Zeitalter nicht befremden, wo die hierarchische Macht sich über die politische erhob, und Religion überhaupt so eng mit der Politik verflochten war; die erstere lag viel tiefer in dem Charakter dieser Völker, bei denen sich schon, als sie noch in dem Stande der Rohheit waren, dennoch eine größere Achtung für das andere Geschlecht zeigt, als bei andern Völkern in ähnlichen Zeiträumen *).

*) Die Beweise davon geben die Schilderungen des *Taci-*

Wenn indeß gleich das Ritterthum sich aus den Grundzügen des Nationalcharakters entwickelte, so bedurfte es dazu doch der äußern Veranlassungen; und diese waren schon vor dem Anfange der Kreuzzüge von verschiedener Art. Wenn es aus der Geschichte desselben ungezweifelt hervorgeht, daß es von Frankreich aus sich über die andern Länder verbreitete, so ist es auch keinem Zweifel unterworfen, daß wiederum das südliche Frankreich die Wiege desselben war. Mehrere Ursachen trugen dazu bei, in diesen Provinzen einen Schimmer von Cultur zu erhalten, als die Nacht der Barbarei das übrige Europa bedeckte, wodurch der rohe Geist der Einwohner, besonders der höhern Stände, hier gemildert wurde. Die Nähe Italiens, und der Verkehr, den Aehnlichkeit der Sprache erleichterte, war davon gewiß die vorzüglichste. Daß eine Seestadt, wie Marseille, in deren Einwohnern von Alters her Griechisches Blut floß, die in der Römerzeit ein Hauptplatz für die geistige Cultur gewesen war, die endlich, wie wir noch unten zeigen werden, in einem selten ganz unterbrochenen Verkehr mit dem Morgenlande stand, dazu auch das Ihrige that, kann nicht bezweifelt werden. Es mag seyn, daß auch die Nachbarschaft der Araber in Spanien auf Südfrankreich wirkte; wiewohl die Verschiedenheit der Sprache und Religion

tus de M. G. 7. 8. War die bei den Germanen von jeher herrschende Monogamie die Ursache, oder vielmehr die Folge davon?

hier eine so scharfe Grenzscheidung machte, daß man diesen Einfluß nicht zu hoch anschlagen darf. Aber auch die innern politischen Verhältnisse dieser Provinzen waren verschieden in manchen Stücken von denen in Nordfrankreich. Bereits im zehnten Jahrhundert rissen sich die Provence und die angrenzenden Länder von Frankreich los, und bildeten ein eigenes, das Neuburgundische, Reich. Das Feudalsystem war hier weniger allgemein und drückend; die persönliche Freiheit war mehr als anderswo erhalten *). Die Fränkischen Annalisten bemerken daher bei mehreren Gelegenheiten, daß sich die Provenzalen durch ihre Kleidung, Rüstung, Lebensart und Sitten auf eine solche Weise auszeichneten, daß sie als das cultivirtere, die nördlichen Franzosen hingegen als das rohere Volk erscheinen **). Wenn also auch hier der Rittercharakter zuerst sich bildete, wenn hier die Waffenspiele, welche zu der ganzen Ausbildung des Ritterwesens nachmals so wesentlich beitrugen, die Turniere, anfingen ihren Glanz zu erhalten, wenn hier die Muse des Ge-

*) *Papon* Hist. générale de Provence II. p. 208. Il y avoit plus des personnes libres en Provence, que dans aucune province; et les revolutions de la monarchie s'y étant fait beaucoup moins sentir; nos villes durent conserver leur administration municipale.

**) *Glaber* ap. *Duchesne* Script. rer. fr. IV. p. 28. Die aus Aquitanien und Auvergne heißen hier (ums Jahr 1000) homines omni levitate vanissimi; moribus et veste distorti.

fangs auflebte, so sind dieß Alles Erscheinungen, welche aus dem Zustande der Gesellschaft sich erklären. Aber insofern der Hang zu kühnen Abenteuern den Rittercharakter bildete, wirkte auch das nördliche Frankreich mächtig darauf ein. Diesen Hang hatten die Normannen schon bei ihrer Ansiedelung in Frankreich mit sich dahin gebracht; und ihre eben so kühnen als glücklichen Unternehmungen gegen nahe und ferne Länder gaben Beweise genug, daß dieser Geist nicht erstarb, sondern immer lebendiger wurde. Vor allen waren es ihre Unternehmungen gegen das südliche Italien gewesen, welche ihm Nahrung gaben. Hier hatten sich kühne Krieger schon zu Fürsten emporgeschwungen; die Entwürfe gegen das Byzantinische Reich zeigten noch glänzendere Aussichten in der Ferne; und die Hoffnung, sich Fürstenthümer oder vielleicht Königreiche zu erobern, — was war dem Normannischen Ritter zu hoch? — welche seit dem Anfange der Kreuzzüge so viele Fränkische Große nach dem Orient trieb, spornte keine andere so mächtig an als eben sie.

Das Ritterwesen war allerdings vor dem Anfange der Kreuzzüge schon entstanden; allein es war erst im Werden. Nur in Frankreich hatte es erst einen gewissen Grad von Ausbildung erhalten; nur hier hatte es seine zunftmäßige Form angenommen; nur hier wurden erst Turniere gefeiert *), welche

*) *Du Cange* Glossar. v. Torneamentum. Die hier angeführten Berichte der Chronisten, daß die Turniere um

zu seiner Ausbildung und Fortdauer so wesentlich beitragen sollten. Die Jahrhunderte der Kreuzzüge waren aber die Periode, wo dasselbe sich auch über die andern Länder des westlichen Europas verbreitete; und wenn gleich der Antheil, den die Kreuzzüge auf diese Ausbildung des Ritterwesens hatten, nicht der einzige Gesichtspunkt ist, aus dem man ihren Einfluß auf den Adel betrachten muß, so ist es doch gewiß der vornehmste.

2. Zustand der Städte und des Landvolks.

Der Zustand der Städtebewohner und des aus ihnen hervorgehenden Bürgerstandes war in den verschiedenen Ländern von Europa sich vor dem Anfange der Kreuzzüge schon ungleich. Der Bürgerstand überhaupt ist an und für sich ein den Feudalverfassungen gänzlich fremder Bestandtheil; und eben deshalb konnte er sich da am ersten bilden, wo die Fesseln dieses Systems am wenigsten drückend waren, und hingegen da am schwersten, wo dasselbe in seiner ganzen Stärke herrschte. Das Erstere war aber der Fall in einem großen Theile Italiens, so wie in dem südlichen Frankreich. In dem erstern war zwar allerdings durch die Longobarden Feudalverfas-

das Jahr 1066 von Gottfried von Previlly erfunden seyen, beweisen immer ihre erste Ausbildung in Frankreich; wenn auch, da sie aus den viel ältern Waffenspielen sich bildeten, eine eigentliche Erfindung nicht angenommen werden kann.

sum eingeführt; aber nie gehörte den Longobarden ganz Italien, nicht einmal ganz Norditalien; nie Rom, nie Venedig; den Exarchat stürzten sie nur, um ihn wieder zu verlieren. Die Herrschaft der Karolinger war in Italien nur schwach befestigt, und endigte bald; noch ungewisser war die Herrschaft der darauf folgenden Könige, die um die Krone sich zankten; und wie wenig die Eroberung der Deutschen Herrscher seit Otto I. eine dauernde Unterjochung der Nation war, ist aus dem Obigen schon klar. Dazu kam auf der andern Seite der nie ganz unterbrochene Handel der Italiänischen Städte, besonders der Seestädte; vor allen des freigebliebenen Venedigs, der aber wieder auf die Landstädte zurückwirkte, wo die Marktplätze waren *). So hatte in mehreren Städten der Lombardei sich ein Bürgerstand wohl nicht erst erzeugt, sondern vielmehr erhalten **), der aber allerdings,

*) So war z. B. Pavia schon unter Karl d. G. der Marktplatz, wo die Venezianer die Waaren und Schätze des Orients rc. feil boten. Man s. *Monach. S. Galli* de Reb. bell. Carol. M. II. c. 27.

**) Man weiß von dem innern Zustande der Städte in Italien vor dem eilften Jahrhundert so wenig Gewisses, weil sich fast alle Urkunden verloren haben. *Muratori* Diss. XVIII. Op. IV. p. 29. Man darf also keine Diplome von Privilegien der Communen erwarten. Daß aber dennoch in den von den Longobarden nicht eingenommenen Städten eine Art von Municipalverfassung statt fand, hat *Muratori* l. c. sehr wahrscheinlich

dings, begünstigt durch die Umstände, schon vor den Kreuzzügen anfing, sich zu heben; wie besonders die Beispiele von Mailand und Pavia, den ersten Städten dieses Landes, es beweisen. Sie fingen schon seit dem Tode von Kaiser Otto II. (983) an, das Haupt zu erheben; im ersten Viertheil des folgenden Jahrhunderts ist schon in manchen der übrigen der Freiheitsgeist erwacht, und erzeugte innere Stürme, die Vorboten der wirklichen Freiheit *). Vorzüglich aber war es das Zeitalter Heinrich's IV., wo den Lombardischen Städten sich die besten Gelegenheiten bei den Unruhen in Deutschland und bei seinen Streitigkeiten mit dem Pabst darboten, ihre Macht zu vergrößern. Gerade also bei dem Anfange der Kreuzzüge waren diese Städte bereits auf einer Stufe, auf der sie schwerlich stehen bleiben konnten. Ganz anders war es dagegen in Süditalien. Die strenge Feudalverfassung, welche die Normannen hier einführten, war nicht nur dem Aufkommen des Bürgerstandes entgegen, sondern diejenigen Städte, welche, wie Neapel und Amalfi, republikanische Verfassungen hatten, verloren sie, als sie nach einander in die Hände der Eroberer fielen **). Indeß hatte sich auf Sicilien die Hauptstadt Palermo unter den Arabern

lich gemacht. In Unteritalien hatten sich bekanntlich Amalfi und Neapel vor der Normannen Herrschaft zu kleinen Freistaaten gebildet.

*) *Muratori* Diss. XLV. Op. T. IX. 2 sq.

**) Unter Roger II., 1138.

bereits so gehoben, daß sie auch unter der Herrschaft der Normannen, wenn auch nicht als freie, doch als reiche, Stadt fortblühen konnte; zumal da die Kreuzzüge gerade hier, wie wir unten zeigen werden, auf den Kunstfleiß besonders zurückwirkten.

Der Zustand der Städte in Frankreich war hinter dem der Lombardei noch sehr zurück; wiewohl auch hier ein Unterschied im Süden und Norden statt fand. Die Städte der Provence (damals politisch von Frankreich getrennt, und dem Reiche Burgund angehörend), unter ihnen aber vor Allen Marseille, hatten aus den oben bemerkten Ursachen durch den Druck des Feudalsystems weniger gelitten. Sie waren allerdings keine freie Städte; auch Marseille stand damals unter seinen Grafen (Vicomtes), die aus Statthaltern der Könige Herren geworden waren; aber bereits im Jahr 1000 war diese Stadt so mächtig, daß sie in Verbindung mit den Genuesern und Pisanern eine Flotte ausrüsten, die der Saracenen schlagen, und ihnen Sardinien entreißen konnte *). Die Städte des eigentlichen Frankreichs scheinen aber noch in der vollkommensten Abhängigkeit von ihren Herren, entweder den Königen selber, in den Provinzen, die diesen gehörten, oder auch von den Vasallen der Könige in dieser ihren Ländern gewesen zu seyn. Statt der alten Municipalrechte und Verfassungen, welche die Römer den Städten einräumten, denen zu Folge sie selber sich ihre Magistrate und Richter wähl-

*) *Ruffi* Hist. de Marseille T. I. p. 52.

ten, waren ihnen von ihren Herren Beamte gesetzt, die in ihrem Namen, und nach ihrer Willkühr, verfuhren. Jeder dehnte seine Macht aus, so weit wie er konnte. Es ist allerdings schon deshalb wahrscheinlich, daß auch hier gewisse Verschiedenheiten Statt finden mochten. Die Hauptstadt, die andern großen Städte, wie Bourdeaux, Rouen u. a., konnten schwerlich in völlig gleicher Lage mit den kleinen Landstädten stehen. Die Natur der Dinge selber schien es mit sich zu bringen, daß sich einige Ueberreste der alten Freiheiten viel eher in ihnen erhalten mußten, da ihre geistlichen und weltlichen Herren sie schwerlich in eine so vollkommene Abhängigkeit setzen konnten, als es mit den kleinen Städten der Fall war *). Allein dieß waren höchstens einzelne Ausnahmen; und wo diese auch Statt fanden, konnten es doch nicht mehr als dürftige Ueberreste voriger Freiheiten seyn. Was daher in den Städten nicht etwa zum Adel oder

*) Die Frage, ob sich in den Französischen Städten Ueberreste der Municipalrechte erhalten haben, ist bejahend beantwortet von *Du Bos* Histoire critique etc. T. III. p. 437 sq.; dagegen verneinend von *Mably* Observations sur l'histoire de France in den Remarques zu Liv. III. c. 7. Allerdings hat der Letztere Recht, insofern von eigentlichen Municipalverfassungen die Rede ist; aber je härter in einem großen Reiche der Despotismus wird, um desto gewisser erhält sich in den großen Städten immer ein Ueberrest der Freiheit, auch ohne republikanische Formen, weil die Masse des Volks ihre Kraft fühlt.

zur Geistlichkeit gehörte, bildete die Masse des Volks, das kein politisches Corps ausmachte, wovon jedoch nicht alle Individuen deshalb in gleichen Verhältnissen zu ihren Herren standen. Ein großer Theil, oder vielmehr gewiß der größere Theil, bestand aus Leibeigenen, allein es gehörten dazu auch diejenigen, welche man als die niedrigste Klasse der Freien ansehen konnte; Krämer, manche Handwerker, die, wenn sie auch sonst zu den Unfreien gehört hatten, doch allmählig sich über diese Klasse erhoben, mochten sie nun entweder ihre Freiheit erkauft oder sie geschenkt bekommen haben *). — Will man überhaupt ein Bild der Städte in Frankreich im 11ten Jahrhundert? Sie waren ungefähr das, was noch in unserm Jahrhundert die Städte in Polen sind.

Die Deutschen Städte mußten meist noch auf einer niedrigern Stufe stehen. Mit Ausnahme einiger wenigen, welche an den Ufern des Rheins und der Donau schon in frühern Jahrhunderten aus den Standquartieren Römischer Legionen entstanden, waren sie spätern Ursprungs; theils erwachsen aus den Hoflägern der Kaiser, wie Frankfurt und Aachen; theils aus den Sitzen der weltlichen, und besonders der

*) Man vergleiche über den Zustand des niedern Volks in den Städten von Frankreich besonders *Moreau* Discours sur l'histoire de France T. XVI. p. 516. etc. Auch Er hat die verschiedenen Verhältnisse der großen und kleinen Städte sehr gut unterschieden; Disc. XIX. T. XV. p. 430.

geistlichen Großen, der Erzbischöfe und Bischöfe, wohin so manche sich zogen, um unter dem Schutz der Religion die Sicherheit zu finden, die der Staat ihnen nicht geben konnte; theils aus der bekannten Einrichtung Heinrich's I., der mit Mauern umgebene Plätze anlegte, oder auch schon vorhandene damit versah, um vor dem Angriff der Ungarischen Reuterschaaren Zufluchtsorte zu haben. Auch ihre Einwohner bestanden großentheils aus Leibeigenen; zum Theil aber auch aus halb und ganz Freien, die Handwerke und Gewerbe trieben, oder auch aus Freigelassenen, die lange nicht viel besser als Leibeigene angesehen wurden. Die höhere Klasse bildeten aber die Dienstmänner entweder der Kaiser, in den Orten, die zu ihren Kammergütern gehörten, oder der geistlichen und weltlichen Großen in den übrigen, zwischen denen wieder, wie sich von selbst versteht, eine große Abstufung statt fand. In manchen dieser Städte mochte die Menge der Einwohner beträchtlich seyn, denn wie Viele trieb nicht gerade der Druck, der draußen herrschte, in ihre Mauern *)? Aber Bürgerrechte und bürgerliche Verfassungen hatten sich noch nicht bilden können, weil noch überhaupt kein Geist der Freiheit in ihnen geweckt war. Erst später lebte dieser auf, als der Handel, der damals noch in keinem

*) Man vergleiche Anton Geschichte der Deutschen Landwirthschaft, II. S. 22 rc., wo man Belege zu dem Obigen gesammelt findet; und Sartorius Geschichte des Hanseatischen Bundes, I. S. 18 rc.

dieser Plätze beträchtlich war, wenn auch einzelne derselben einigen Antheil daran nahmen, mit dem Gefühl des Wohlstandes auch jenen erzeugte.

Die Bewohner des platten Landes, insofern sie nicht zu der Klasse des Herrenstandes gehörten, befanden sich im Ganzen in einem Zustande der Unterthänigkeit, der ihr Loos zu dem traurigsten machte. Der Druck der Lehnsherrschaft mußte zuletzt mit seiner ganzen Schwere auf die niedrigste Klasse fallen, die keine wieder unter sich hatte, an der sie sich erholen konnte. Auch damit wird nicht behauptet, daß ein völlig gleiches Loos der Knechtschaft allgemein gewesen sey. Erstlich mußte schon hier eine Verschiedenheit in den verschiedenen Ländern statt finden, da nicht allenthalben durchaus dieselben Ursachen gewirkt hatten. In Deutschland waren es vorzüglich die Kriege mit den Slavischen Völkern, welche die Leibeigenschaft erhielten und verbreiteten; diese wirkten aber weder in Frankreich noch Italien. In diesen letzten Ländern war sie die Folge der Entwickelung des Feudalsystems; aber diese und der Druck desselben war sich nicht allenthalben gleich. Es ist bereits oben bemerkt *), daß er in dem südlichen Frankreich weniger hart als in dem nördlichen war; und eben deshalb die Zahl der freien Leute hier größer als dort blieb. Aber ferner, welche Abstufung fand nicht in dem Verhältniß selbst der Unfreien statt? Eine Abstufung, daß selbst nicht einmal die

*) S. oben S. 130.

Grenzlinie zwischen beiden genau sich ziehen läßt; wie die Verhältnisse der Ministerialen lehren. Es war eine gewöhnliche Vorstellungsart, sie als Unfreie, als eigene Leute der Fürsten, denen sie dienten, zu betrachten; wenn sie dieses auch nicht im strengen Sinne des Worts waren; und doch hatte sich aus ihnen größtentheils der Herrenstand gebildet. Als Besitzer von Lehen mancherlei Art, war ein Theil von ihnen reich und mächtig geworden, während ein anderer Theil noch in einer Abhängigkeit stand, die selbst seine persönliche Freiheit beschränkte *). Die Verschiedenheit jener Verhältnisse der Unfreien erhellt aus den mancherlei Benennungen, durch welche in den Urkunden die Klassen derselben bezeichnet werden. Die völligen Leibeigenen (proprii homines, Mancipia), die Hörigen (glebae adscripti), die, welche persönliche Dienste zu leisten hatten (liti, litones), die, welche Landbesitzungen gegen Abgaben und Dienste inne hatten (villani), und andere. Schwerlich konnten in Jahrhunderten, wo so wenig auf geschriebenen Gesetzen beruhte, diese Klassen so genau von einander geschieden seyn, wie man nach ihren Benennungen vermuthen könnte; aber was halfen selbst

*) Sowohl hierüber als über die verschiedenen Klassen und Benennungen der Unfreien findet man eine der lehrreichsten Untersuchungen in Anton's Geschichte der Deutschen Landwirthschaft B. II. S. 148 fg. Vergl. C. F. Eichhorn Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte B. II. S. 434.

günstigere Verhältnisse, in denen die Halbfreien standen, wenn nirgends für sie Sicherheit war in die tiefern Klassen herabgestoßen zu werden?

Diese Schilderung des bürgerlichen Zustandes von Europa, wie er vor dem Anfange der Kreuzzüge war, giebt kein einladendes Bild. Es war ein Zustand, der auch nicht durch Befehle von oben herab zu ändern war; die Regenten hatten nicht die Mittel dazu in Händen, und hätten sie sie gehabt, sie würden sie schwerlich haben anwenden wollen. Es ist das Eigenthümliche der Feudalverfassung, daß, je höher jeder steht, er auch um desto mehr bei dem Drucke der Niedern interessirt ist. Nur große moralische Impulse, die dem Geist des Zeitalters einen mächtigen Umschwung gaben, konnten vielleicht Veränderungen bewirken. Wie viel die Kreuzzüge dazu beitrugen, muß die folgende Untersuchung lehren. Wenn wir zuerst ihren Einfluß auf die einzelnen Theile der Gesellschaft werden gezeigt haben, werden wir dadurch von selbst zu allgemeinen Resultaten geleitet werden.

Zweiter Abschnitt.

Politische Folgen der Kreuzzüge.

I. Folgen für die Hierarchie.

Die Frage von dem Nutzen oder Schaden der Kreuzzüge für die Römische Hierarchie ist nicht immer auf gleiche Weise beantwortet worden. Indem man diese Züge als das Mittel ansah, durch welches die Masse der Einsichten in Europa vermehrt, und die Ansichten der Dinge verändert wurden, hat man es den Päbsten als politischen Fehler angerechnet, daß sie Unternehmungen begünstigten, welche den Fall ihrer Herrschaft vorbereiten mußten. Wenn aber auch jener Satz als wahr angenommen wird, so liegt in dieser Beschuldigung doch eine Ungerechtigkeit gegen die päbstliche Politik. Jene Folgen waren zu entfernt, als daß sie innerhalb des Gesichtskreises der Päbste hätten liegen können. Die Politik soll ihre Berechnungen freilich nicht blos auf den nächsten Tag beschränken; allein sie kann sie auch nicht auf Jahrhunderte ausdehnen. Für uns liegt hierin die Verpflichtung, die **nähern** und die **entferntern** Folgen der Kreuzzüge für die Hierarchie zu unterscheiden.

Der Gesichtspunkt, aus dem die nähern Folgen der Kreuzzüge für die Hierarchie betrachtet werden müssen, scheint uns durch das Obige bereits bestimmt worden zu seyn. In welchem Verhältnisse standen sie zu den Entwürfen, welche Gregor VII. und seine Nachfolger zu der christlichen Weltherrschaft machten? Wie wirkten sie darauf ein, inwiefern haben sie sie befördert oder ihnen entgegengewirkt?

Die Zwecke, welche Gregor VII. durch sie zunächst erreichen wollte, wurden zwar, wie schon bemerkt worden, nicht erreicht. Allein wenn man die Folgen für die Römische Hierarchie im Ganzen würdigen will, so frage man die Geschichte: was waren die Päbste zunächst vor, was waren sie zunächst nach diesen Zügen? Ihre Antwort kann darüber keinen Zweifel lassen, ob sie dadurch gewannen? Die Untersuchung kann nur zu zeigen haben, wie es geschah? Die Punkte aber, welche hier in Betrachtung kommen, sind folgende:

1. Die Kreuzzüge beförderten die Erhebung der päbstlichen Macht über die weltliche. Wenn in den Jahrhunderten der Kreuzzüge die Unterordnung der weltlichen Macht unter die geistliche das Eine Hauptziel der päbstlichen Politik war, so konnten keine andern Unternehmungen ihr dabei mehr zu statten kommen, als diese. Es waren Kriege, aber Kriege der Religion zu Ehren geführt; Unternehmungen, welche die weltliche Macht ausführen mußte, aber der Kirche zu Gefallen. Der Pabst war

es, der sie ausführen ließ; und was lag nicht Alles in diesem ausführen lassen? Die Idee, welche bei diesen Zügen zum Grunde lag, war von Anfang an die, daß die ganze waffenfähige Christenheit sich erheben sollte, den Pabst an ihrer Spitze, das heilige Land zu erobern *). Nie konnte sie in ihrem ganzen Umfange verwirklicht werden; nie war es auch nur der Wille der Päbste, daß es geschehen sollte; allein der Gewinn für sie blieb derselbe. Ihre Größe hing ganz davon ab, welche Vorstellung sie von sich herrschend zu machen und zu erhalten wußten. Was konnte aber diese Vorstellung mehr vergrößern, als der neue Glanz, der sie als die Urheber und zugleich als die Leiter dieser Unternehmungen umstrahlte? Waren es nicht Unternehmungen, würdig von Weltherrschern gelenkt zu werden? Waren es nicht die Kräfte eines Welttheils, die aufgeregt wurden, einen andern zu bekämpfen? War es nicht der entflammte Enthusiasmus, der sie aufregte und in Bewegung erhielt? Dieser exaltirte Zustand aber, wie mußte er den Päbsten zu statten kommen? Sie wurden dadurch auf eine ganz neue Weise der Mittelpunkt der christlichen Welt. Es bedurfte dazu nicht erst einer vorbereitenden Politik. Sie wurden unmittelbar dafür anerkannt; und die Lenkung der größten politischen Interessen der Zeit war ihren Händen anver-

*) Man sehe die Erzählungen von den Verhandlungen auf dem Concilio zu Clermont in den Gest. Dei per Franc. T. II., p. 640 sq.

traut. Sie empfanden es sehr richtig, wie wenig es ihrem Vortheil gemäß sey, persönlich die Anführer zu machen; aber sie vergaben sich darum nichts, da sie gleich von Anfang an diese Gewalt den Legaten übertrugen *), die statt ihrer bei den Kreuzheeren zugegen seyn mußten.

Indem die Leitung dieser großen Weltbegebenheiten ihren Händen anvertraut war, so lag schon darin eine Superiorität über die weltliche Macht. In demjenigen, was auf die Anordnung und Ausführung eines Kreuzzugs Beziehung hatte, durften es die Herrscher nicht leicht wagen, sich ihnen zu widersetzen. Freilich konnten in einem Zeitalter, wo es weder stehende Heere, noch Finanzsysteme in dem neuen Sinne gab, die Staatskräfte nicht so wie jetzt zu der Disposition der Regierungen, und also auch nicht der Päbste stehen; aber tiefe Eingriffe in die Macht der Fürsten waren doch unvermeidlich. Waren es nicht die Päbste, die das Kreuz predigen ließen? Waren sie es nicht, welche die Abgaben zu der Ausführung bald selber erhoben, bald den Fürsten von den geistlichen Gütern zu erheben erlaubten? Wurden nicht die Schaaren derer, welche das Kreuz nahmen, durch die Vorrechte, welche die Päbste daran hefteten, gewissermaßen der

*) Gleich bei dem ersten Zuge wurde Adhemar von Puis von Urban II. zu seinem Legaten ernannt. Wenn er nachmals auch nicht als Militäroberhaupt angesehen wurde, so blieb ihm doch die Aufsicht über das Ganze.

Oberherrschaft ihrer Fürsten entzogen, um unter die der Päbste zu kommen *)? Sie hießen Soldaten Christi, d. i. seiner Stellvertreter in Rom; sie waren verpflichtet, ihr Gelübde zu erfüllen; kein Gläubiger in der Heimath durfte sie daran verhindern, und während ihrer Abwesenheit standen sie und ihre Güter unter dem Schutze der Kirche.

Diese Einmischungen in die innere Verwaltung der Staaten und die Rechte der Regenten lagen so in der Natur dieser Züge, und der großen Rolle, die die Päbste dabei spielten, daß sie sich nothwendig schon von ihrem Anfange an entwickeln, wenn gleich nur allmählig entwickeln mußten. Aber noch mehr wuchs das Uebergewicht der päbstlichen Macht, seitdem die Regenten selber einen Antheil an diesen Zügen nahmen. Auf den ersten Blick kann es zwar zweifelhaft scheinen, ob die Autorität der Päbste dadurch nicht eher gefährdet als vergrößert wurde? Wenn Könige und Kaiser selber an der Spitze ihrer Völker zogen, so gebührte auch ihnen der Oberbefehl, und die Macht der päbstlichen Legaten bei den Heeren mußte dadurch verlieren. Allein dieß betraf nur die militärischen Angelegenheiten; und gerade diese waren es, woran den Päbsten am wenigsten lag.

*) Welche Vorrechte Urban II. den Kreuzbrüdern verliehen, wird nicht gesagt. Es bedurfte ihrer nicht bei dem aufgeregten Enthusiasmus. Diese Privilegien wurden erst allmählig erweitert, wie man die Aufmunterungen nöthig fand.

Die wahren Mittel, auf diesem Wege die Abhängigkeit der Fürsten zu gründen, lernten sie bald kennen. Sie lagen in der Unwiderruflichkeit der einmal übernommenen Verpflichtung, die bei dem König so groß wie bei dem gemeinen Krieger war. Der eine wie der andere war von dem Augenblick, wo er das Kreuz nahm, Soldat der Kirche und ihres Oberhaupts; die Erfüllung des Gelübdes konnte mit dessen Bewilligung aufgeschoben, aber nicht aufgehoben werden. Wie nachtheilig auch ein Kreuzzug dem Interesse der Fürsten seyn mochte, — der herrschende Geist des Zeitalters kam den Päbsten zu Hülfe. Seitdem daher einmal Ludwig VII. und Conrad III. das Beispiel von Souveräns gegeben hatten, die nach dem heiligen Lande zogen, unterließen sie es nicht darauf zu bestehen. Man fand wohl die Gelegenheit, einem Fürsten das Versprechen eines Kreuzzuges abzulocken, oder abzudringen. Die geliebten Söhne der Kirche waren freilich keineswegs immer gehorsame Söhne, oft widerspenstig gegen die väterlichen Ermahnungen und selbst gegen die väterlichen Zuchtruthen. Allein dieser Widerstand war es eben, der den Päbsten nur neue Triumphe bereitete. Sie waren vielleicht nachsichtig für den Augenblick; aber nie gaben sie ihre Ansprüche auf.

Man braucht, um sich von der Wahrheit dieser Bemerkungen zu überzeugen, nur einige Blicke auf die Geschichte der einzelnen Hauptstaaten von Europa in dem Zeitalter der Kreuzzüge zu werfen. Bei dem Anfange derselben, wo überhaupt die Idee, daß die

Könige selber sich an die Spitze stellten, noch nicht auflebte, wäre in dem Deutschen Reich dazu, wegen der Verhältnisse, in welchen Heinrich IV. mit dem Pabst stand, keine Gelegenheit gewesen, und sowohl unter ihm als unter seinem Sohn Heinrich V. dauerten die heftigen Streitigkeiten über die Investitur fort, die endlich 1122 beigelegt wurden *). Erst 1146 verlangte der Pabst von Conrad III., daß er persönlich dem Kreuzzuge beiwohnen sollte, jedoch nicht sowohl durch Befehle als Ermahnungen. Es bedurfte erst der Beredsamkeit des heiligen Bernhard, den Kaiser zu einer Unternehmung zu bewegen, die er ungern übernahm. Der Zug von Friedrich I. war, wenn gleich auf den Aufruf des Pabstes, doch freiwillig ausgeführt; und sein Sohn

*) Durch das Wormser Concordat, nach dem Grundsatz des Römischen Hofs geschlossen, sich nie direct etwas zu vergeben. Die Investitur blieb daher dem Pabst; aber der Lehnsnexus der Bischöfe gegen den Kaiser ward doch nicht ganz getrennt, da dem letztern die Belehnung der Regalien mit dem Scepter verliehen ward. So half man sich, weil man einmal Frieden wollte, mit leeren Ceremonieen; der Vortheil war doch, wie der Erfolg gezeigt hat, auf der Seite des Römischen Hofs, weil die Macht des Pabstes damals schon so sehr gewachsen war, daß man sich über einen solchen Lehnsnexus nicht mehr wie in Gregor's VII. Zeiten zu beunruhigen brauchte. Man vergleiche vor Allem Planck Geschichte der kirchlichen Gesellschaftsverfassung B. IV. S. 302 ff.

Heinrich VI. ward vermuthlich nur durch einen frühzeitigen Tod daran verhindert, seinem Beispiel zu folgen. Aber desto mehr mußte es Friedrich II. empfinden, wie die Päbste ein einmal gegebenes Versprechen zu nutzen wußten. Seitdem er im Jahr 1215 schon das Kreuz genommen hatte, hörte man in Rom nicht auf, ihn zu drängen; und sein unversöhnlicher Feind Gregor IX. verband damit noch die strafwürdigsten Pläne gegen seine Person. Die Bewegung, die er Friedrich II. erfahren ließ, wäre ohne Beispiel, würde sie nicht noch durch die berüchtigte Scene zu Canossa übertroffen. Aber Heinrich IV. verdiente sein Schicksal, weil er sich wegwarf; Friedrich II., weder durch das Geschick noch den Pabst gebeugt, fand in der Schmach, die man ihm anthat, die Mittel, sich die Achtung der Nachwelt zu verschaffen.

In Frankreich würden die Verhältnisse, in denen bei dem Anfange der Kreuzzüge sich Philipp I. gegen den Pabst befand, — er war wegen seiner Heirathsgeschichte von ihm excommunicirt — nicht einmal erlaubt haben, daß er an dem Zuge Antheil nahm, wenn er es auch gewollt hätte. Aber bei dem zweiten Hauptzuge zeigt sich auch hier der Einfluß des Pabstes; denn auf das Zureden seines Gesandten, des heil. Bernhard, nahm Ludewig VII. das Kreuz, um ein Vergehen abzubüßen, das er gegen die Kirche sich hatte zu Schulden kommen lassen. Sein Nachfolger Philipp August ergriff das Schwerdt freilich, ohne von dem Pabst dazu genöthigt zu seyn;

aber

aber entwickelte sich nicht aus diesem Kreuzzuge die ganze Reihe seiner nachmaligen Verhältnisse mit dem Römischen Hofe? Die Kriege mit England, in welche er dadurch gerieth, verschafften ihm endlich den Auftrag von dem Pabst, als er den Bann über Johann ohne Land ausgesprochen hatte, zur Ausführung desselben England zu erobern; den der Pabst wieder zurücknahm, sobald Johann sich unterwarf. Aber wie viel demüthigender waren noch die Kreuzzüge anderer Art, worauf wir unten zurückkommen werden, gegen die Waldenser, seine eigenen Unterthanen, die er, wenn er sie auch nicht selber unternahm, doch in seinem Reiche gestatten mußte? Sein Sohn und Nachfolger Ludwig VIII. mußte diese Kriege sogar selber führen, und fand dabei seinen frühzeitigen Tod; und wären nicht schon während der Minderjährigkeit seines Sohns diese Unruhen gestillt, würde nicht wahrscheinlich noch der heilige Ludwig das Schwerdt gegen sein eigenes Volk haben ergreifen müssen, das er gegen die Ungläubigen freiwillig ergriff? So waren es die Kreuzzüge, welche diese ganze Periode hindurch die Verhältnisse der Französischen Könige gegen die Päbste auf eine Weise bestimmten, die offenbar zum Vortheil von diesen war.

Fast nirgends fand die Herrschaft der Päbste bei den Königen mehr Widerstand, und doch wurde sie fast nirgends so drückend, als in England; und auch hier wurden die Kreuzzüge ein Mittel der Abhängigkeit. Die Periode der Regierung Heinrich's III., der Streit, in den er mit seinem Erzbischof Tho-

mas Becket gerieth, und dessen Ermordung *) machen hier Epoche. Der männliche König mußte sich zu einer Büßung verstehen, nicht viel weniger erniedrigend als die vom Kaiser Heinrich IV., und das Versprechen eines dreijährigen Kreuzzugs, und beträchtlicher Summen zur Vertheidigung des heiligen Landes, war eine Bedingung seiner Aussöhnung mit dem Pabst **). Nach langer Zwischenzeit sollte jene Schuld eben abgetragen werden, als der Tod es verhinderte. Allein sein Sohn Richard I. that es. Die Geschichte seiner Unternehmung nicht nur, sondern auch die ganze Reihe von Verhältnissen, die sich daraus zwischen England und Frankreich, aber auch zwischen England und den Päbsten entwickelten, bis sie unter Richard's Bruder und Nachfolger, Johann ohne Land, ihren Zweck erreichten, England zu einem Lehen des päbstlichen Stuhls zu machen ***), ist aus der Geschichte hinreichend bekannt.

2. Die Kreuzzüge beförderten die päbstliche Allgewalt über den Clerus. Der Einfluß der Kreuzzüge auf die Verhältnisse der Geistlichkeit gegen den Pabst konnte schwerlich so groß seyn, als auf die der weltlichen Macht, weil die Päbste der letztern dabei weit mehr als der erstern bedurften. Gleichwohl ist bereits aus dem Obigen klar, daß die Jahrhunderte der Kreuzzüge die unumschränkte Herr-

*) Im Jahr 1170.

**) Im Jahr 1172.

***) Im Jahr 1213.

schaft der Päbste in der Kirche gründeten. Allerdings geschah dieß nicht blos durch jene; allein sie wirkten dennoch darauf ein, theils im Allgemeinen durch die höhere Wichtigkeit, welche sie überhaupt, wie bereits oben bemerkt, der päbstlichen Autorität verschafften, theils auch noch durch besondere Ursachen.

Erstens nämlich haben sie einen bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung des päbstlichen Legatenwesens gehabt, nicht blos durch die bei den Kreuzheeren befindlichen Legaten, sondern auch in Europa selber. Da die Anordnung und Leitung dieser Züge den Päbsten zukam, so gaben sie ihnen von selber die Gelegenheit, Legaten zu senden, entweder um zu den Unternehmungen aufzufordern, oder auch, welches das gewöhnlichste war, um die Abgaben zu den heiligen Unternehmungen zu bewilligen und zu erheben. Wie vollends die Kreuzzüge gegen die Ketzer in Europa selber, gegen die Waldenser, angestellt wurden, so wuchs dadurch aufs neue die Macht der Legaten. Von welcher Wichtigkeit aber die Ausbildung des Legatenwesens, nicht sowohl für die Gründung, als für die Erhaltung der päbstlichen Allgewalt war; wie besonders die Gewalt der Metropolitane und Bischöfe dadurch geschmälert wurde, ist aus der Geschichte der Kirche bekannt genug *). Sie

*) Die Geschichte des Legatenwesens ist ausgeführt in: Geschichte der päbstlichen Nuntiaturen in Deutschland, 1788. 2 Th. Man vergleiche außerdem Planck am a. O. II. S. 639.

kamen nicht etwa als bloße Gesandte, sondern sie kamen, bekleidet mit der ganzen Fülle der päbstlichen Macht, um im Namen des Pabstes zu handeln. Durch sie war Er gleichsam allgegenwärtig; und nie konnte daher der Römische Hof, ohne inconsequent zu seyn, der Autorität seiner Legaten das Mindeste vergeben. Es war aber eben das öftere Senden, wodurch ihre Macht und ihr Wirkungskreis sich erweiterte; und so mußten also Unternehmungen, wie die Kreuzzüge, welche die Gelegenheiten zu Legationen so oft darboten, auch ihre Ausbildung befördern.

Eine zweite Folge der Kreuzzüge auf die innere Organisation des Clerus war zufällig, indem sie die Veranlassung zu der Einführung der bischöflichen Vicarien gaben *). Das canonische Recht will, daß jeder Bischof selber seine Geschäfte versehen, und in seinem Sprengel deshalb residiren soll. Die Kreuzzüge machten darin eine Aenderung auf doppelte Weise; zuerst entstand ein Bedürfniß, da so viele Bischöfe den Zügen zum heiligen Lande selber beiwohnten, deren Stellen in ihrer Abwesenheit zwar ihnen blieben, aber deren Geschäfte unterdeß von Andern besorgt werden mußten. Dazu kam, daß durch jene Züge, da man im Orient Bisthümer errichtete, wovon, als die Länder und Städte selber allmählig wieder in die Hände der Saracenen fielen, nur die bloßen Titel

*) Man vergleiche hierüber die gelehrte Abhandlung von *Just. H. Boehmer* de varia jurium innovatione per expeditiones cruce signatorum. Halae 1740.

übrig blieben, die Episcopi in partibus infidelium entstanden. Die aus ihren Bisthümern Vertriebenen flüchteten nach Rom, und mußten versorgt werden. Gern ergriff man hier die Gelegenheit, sie unterzubringen, indem man sie zu Vicarii generales ernannte.

3. Die Kreuzzüge werden eine Hauptquelle der Bereicherung, sowohl für den Römischen Hof, als für den Clerus überhaupt. Wenn gleich die Finanzen in den Jahrhunderten des Mittelalters nicht die Wichtigkeit als in den neuen Zeiten hatten, so empfand man es doch bald in Rom, daß sie einen Theil der großen Entwürfe ausmachten, mit welchen sich die päbstliche Politik beschäftigte. Wie mannigfaltig die Geldforderungen der Päbste an die Völker und Staaten waren, wie sie seit den Zeiten Gregor's des VII. stiegen, wie sie förmliche Tribute, und wie drückend sie wurden, ist aus der Kirchengeschichte bekannt, und hier nicht der Ort, weiter zu entwickeln. Die Kreuzzüge wirkten allerdings darauf ein, jedoch weniger zum Nachtheil der Laien, als des Clerus selber. Da diese Unternehmungen zum Besten der Kirche ausgeführt wurden, so war es natürlich, daß auch die Kirche einen Theil der Kosten trug. Die Bestimmung der geistlichen Güter, nicht nur der Weltgeistlichkeit, sondern auch der Klöster, die einen Theil ihrer Einkünfte der Befreiung des heiligen Landes zu widmen verpflichtet wurden, ward eines der gewöhnlichen Mittel zur Erhebung der nöthigen Kosten, welche die

Züge erforderten. Indeß lernte der Römische Hof jene Finanzkünste erst allmählig kennen. Die Päbste bewilligten zuerst den Königen und Fürsten gewisse Abgaben von den geistlichen Gütern, die man bei dem Anfange der Kreuzzüge bei dem erwachten Enthusiasmus gern gab; aber die man bald anfing, sehr drückend zu finden: nicht nur durch die öftern Wiederholungen, sondern da man auch begann, das, was anfangs freie Bewilligung gewesen war, als Verpflichtung zu betrachten. In Frankreich wurde dieser Druck bereits unter Ludwig VII. durch die Bewilligungen, die er zu seinem Kreuzzuge sich machen ließ, fühlbar *). Aber noch viel mehr wurde er es durch den sogenannten Saladinszehnten unter Philipp August **), den diejenigen Weltlichen und Geistlichen von ihren Einkünften entrichten sollten, die an seinem Zuge keinen Antheil nahmen, und wogegen besonders die Geistlichkeit ihre Stimme erhob ***). Allein die Päbste blieben nicht blos dabei stehen, den Königen Abgaben und Zehnten zu diesem Behuf zu bewilligen, sondern sie erhoben dieselben auch für sich; und da die oberste Leitung der Kreuzzüge ihnen überlassen war, so gaben diese öfters dazu den Vorwand. Besonders war es Innocenz III., der darin sich

*) Beweise davon findet man bei *Du Chesne* Script. Fr. IV. p. 423.

**) Im Jahr 1188.

***) Man sehe *Math. Paris.* Chron. ad a. 1188. und *Fleury* Hist. de l'Eglise L. 74. §. 15.

auszeichnete *). Es waren aber nicht blos die Geldsummen, welche die Päbste auf diese Weise gewannen; auch noch von einer andern Seite betrachtet, waren ihnen diese Finanzverhältnisse vortheilhaft. Die Jahrhunderte der Kreuzzüge waren zugleich der Zeitraum des Streits über die Immunität der Kirchengüter, der mit abwechselndem Glück von den Päbsten geführt ward. Die Bewilligungen von Zehnten oder andern Abgaben von den geistlichen Gütern, mochten sie zu ihrem eigenen oder der Könige Vortheil gemacht seyn, waren immer eben so viele Instanzen, wodurch sie ihre Ansprüche über die Disposition derselben, das Hauptziel ihrer Wünsche, begründeten. Wer konnte, hatte man einige mal sich diese Disposition gefallen lassen, sie nachher ihnen wieder streitig machen?

Indem die Päbste auf diese Weise die Güter des Clerus besteuerten, und die Kreuzzüge ihnen dazu die Gelegenheit boten, schien der Clerus selber also durch sie zu verlieren. Aber es s c h i e n auch nur so; eben diese Züge waren es, die der Kirche für das, was sie dazu beitragen mußte, wieder einen überreichen Ersatz verschafften. Wenn die großen Güterschenkungen, welche vormals sie bereichert hatten, allmählig aufhörten und aufhören mußten, weil der Werth von

*) So verlangte er von den Cisterziensern 2 p. C. ihrer Einkünfte. *Innocent.* Epist. III. 268. 269. So von den Einkünften Magdeburgs 2 1/2 p. C. Epist. III, 270. u. s. w.

Grundstücken bei den Fortschritten der Cultur so sehr zugenommen hatte, so eröffnete sich dafür durch die Kreuzzüge ein großer Gütermarkt, auf dem die Kirche den Hauptkäufer machte. Als der Enthusiasmus für diese Unternehmungen nicht blos unter dem Volk, sondern auch unter den Großen erwachte, waren Wenige dieser letztern, deren Casse ihren Bedürfnissen entsprach. Wenn man sich erinnert, daß diese Großen nicht blos allein oder mit wenigen Begleitern, sondern mit ganzen Schaaren ihrer Lehnsleute zogen, für deren Unterhalt sie zu sorgen hatten, so wird man sich von der Größe jener Bedürfnisse einen Begriff machen können. Was blieb ihnen also übrig, als ihre Grundbesitzungen zu verpfänden, oder zu veräußern? Auf der andern Seite konnte in einem Zeitraum, wo die Masse des baaren Geldes noch um so viel geringer war, wo es noch keinen reichen Bürgerstand gab, oder er erst anfing zu entstehen, wo die Wucherer der Zeit, die Juden, nie an den Landbau gewöhnt, gerade auf diesem Markt keine Waaren für sich fanden; die Zahl der Käufer nicht groß seyn. Was von baarem Gelde oder edlen Metallen da war, war meist in den Schätzen der Kirchen und Klöster aufgehäuft; wer mochte, wer konnte sie überbieten? Die Folgen davon zeigten sich, und mußten sich zeigen gleich bei dem ersten Kreuzzuge. Die meisten der Heerführer konnten sich nur dazu durch die Veräußerung eines Theils ihrer Besitzungen, oder selbst des Ganzen in den Stand setzen. Robert von der Normandie mußte sein ganzes Herzogthum verpfänden;

und fand einen Darleiher an seinem Bruder Wilhelm II. von England. Gottfried von Bouillon verkaufte einen Theil seiner Besitzungen an die Kirche zu Verdün *), und verpfändete andere an den Bischof von Lüttich **). Nicht nur die meisten der übrigen Heerführer sahen sich mehr oder weniger zu ähnlichen Maaßregeln genöthigt, sondern die Bewegung war auch in Frankreich so allgemein, daß allenthalben bewegliche Güter und liegende Gründe feil geboten und zu niedrigen Preisen weggegeben wurden, um die Kosten zu dem Zuge herbeizuschaffen ***). Wie viele Güter wurden also nicht schon damals geistliche Güter! Jene Bedürfnisse mußten aber, wenn nicht in einem gleichen, doch in einem ähnlichen Grade wiederkehren, so oft neue Züge unternommen wurden; aber auch ohne diese eigentlichen Heerszüge, wie viel mußten nicht die Wallfahrten von einzelnen und ganzen Schaaren fortdauernd unternommen, zu demselben Zwecke beitragen? Dieser große Gütermarkt blieb also ein paar Jahrhunderte offen, und immer vorzugsweise für die Kirche offen; — darf man sich über die unermeßlichen Reichthümer wundern, welche sie sammelte, darf man sich darüber wundern, daß es gerade in diesem Zeitraum war, als die Klagen

*) *Bouquet* SS. rer. Fr. XIII. p. 631.

**) *Du Cange* ad Ann. Comnen. p. 285.

***) Wie allgemein und wie wohlfeil diese Verkäufe gewesen seyen, schildert besonders *Guib. Abb.* in Gest. D. I. p. 481.

über diese unmäßige Bereicherung, und die Folgen, welche sie der Natur der Dinge nach haben mußte, so laut wurden; und weit um sich greifenden Secten den Vorwand zu offener Empörung gegen sie gaben?

4. **Die Kreuzzüge erhoben die päbstliche Macht durch die aus ihnen hervorgehenden Ketzerstrafen und Ketzerverfolgungen.** Die beiden Jahrhunderte der Kreuzzüge zeigten ein Schauspiel, das den vorhergehenden fremd geblieben war. Sie waren der Zeitraum schnell entstehender und weit sich verbreitender Secten, welche die päbstliche Herrschaft, da sie geradezu gegen sie gerichtet waren, mit Gefahren bedrohten, welche ihr bisher unbekannt gewesen waren. Verfolgung der sogenannten Ketzer war bis dahin für die Päbste kein Bedürfniß geworden; die Geschichte nennt in dem zehnten und eilften Jahrhundert wohl Einzelne, die von dem festgestellten Lehrbegriff abwichen; aber so lange diese keine Secten bildeten, so lange ihre Abweichungen nur Lehrsätze betrafen, ohne große praktische Wichtigkeit, so mochten die Bischöfe zwar die Irrgläubigen bestrafen; in Rom kümmerte man sich darum nicht mehr, als die Umstände es etwa nöthig machten *). Aber

*) Das Beispiel von Berengar, dessen Meinungen über das Abendmahl auch noch in neuern Zeiten durch Lessing wieder Aufmerksamkeit erregt haben, giebt einen auffallenden Beweis davon. Man begnügte sich gegen ihn zweimal mit einer Citation nach Rom und einem Widerruf. Planck IV. p. 444.

ganz anders war es, als im zwölften Jahrhundert weit verbreitete Secten, wie die der Catharer, und bald die der Waldenser auftraten; und, indem sie auf die Wiederherstellung der ursprünglichen Formen der Kirche, also auf die Entsagung der weltlichen Reichthümer und der weltlichen Herrschaft drangen, und die Geistlichen nur zu bloßen Lehrern bestimmt wissen wollten, geradezu sich den Entwürfen der päbstlichen Machtvergrößerung, und Allem, was damit zusammenhing, widersetzten.

Inwiefern diese Erscheinungen selber mit den Kreuzzügen zusammenhingen, wird bald unten bemerkt werden; hier werden sie nur aus dem Gesichtspunkt betrachtet, inwiefern sie den Päbsten Veranlassung zu der Vergrößerung ihrer Macht, und der Befestigung ihrer Weltherrschaft gaben. Allein auch hier, — und wie ließ sich das anders erwarten? — bildete die Praxis sich erst allmählig aus. Auf dem Concilio zu Toulouse, das Calixt II. hielt, begnügte man sich noch, die Ketzer nur mit der Strafe des Ausstoßens aus der Kirche zu belegen, und sie der weltlichen Macht zur Bestrafung zu überlassen *). Allein weder diese, noch die nachmaligen, so viel härtern, Strafen vermochten dem Uebel zu steuern; es wuchs vielmehr mit der wachsenden päbstlichen Macht; und nachdem die Päbste schon lange dagegen angearbeitet

*) *Labbé* Conc. Gen. X. p. 857. Concil. Tolos. Can. 3. "Ut Haeretici eorumque defensores ab ecclesia pellantur."

hatten, beschloß Innocenz III. Gewalt zu gebrauchen, indem er einen Kreuzzug gegen die Waldenser predigen ließ.

Die Kreuzzüge selber waren von Anfang an Religionskriege, wenn auch nicht bloße Religionskriege, gewesen, und als solche wurden sie nothwendig die Quelle der Intoleranz. Der Haß gegen die Ungläubigen, wenn man auch zunächst unter ihnen die Saracenen begriff, hatte doch bald sich nicht mehr blos auf diese beschränkt, sondern war auch auf die Juden ausgedehnt; von denen Tausende die Opfer geworden waren *). Die Dauer, die öftere Wiederholung dieser Züge, gab jenem Hasse stets neue Nahrung, und unterhielt ihn, besonders in Europa; denn in Asien lernte man sich wechselseitig selbst durch die Kriege ertragen. Bei einer solchen Stimmung des Zeitalters ward es Innocenz III. möglich, eine Anwendung von den Kreuzzügen in Europa zu machen, die bisher unerhört war, indem er das Kreuz — nicht gegen Ungläubige — sondern gegen eine christliche Secte predigen ließ, die Waldenser oder Albigenser **), und dadurch einen der

*) Schon bei dem ersten Kreuzzuge 1096 erhob sich eine schreckliche Judenverfolgung, deren viele Tausende, besonders in den Städten am Rhein, ermordet wurden, oder aus Verzweiflung sich selbst ermordeten. *Wilh. Tyr.* in G. D. p. Francos II. p. 642.

**) Seit dem Jahr 1208. Albigenser hießen sie von der Landschaft Albigeois, einem ihrer Hauptsitze; Waldenser von einem ihrer Lehrer: Peter Wald in Lyon.

blutigsten Bürgerkriege in Frankreich entzündete, in dessen südlichen Provinzen, besonders der Grafschaft Toulouse, der Hauptsitz dieser Secte war. Wenige Begebenheiten haben so verderbliche, so mannichfaltige und so dauernde Folgen gehabt. Es war leicht, die Ketzerwuth zu entzünden, es war schwer, sie wieder auszulöschen. Sobald einmal die Abweichung von der herrschenden Lehre als ein Verbrechen beglaubigt war, das mit Feuer und Schwerdt gerächt werden mußte, so war dadurch den Päbsten nicht nur eine inquisitorische Gewalt übertragen, die sie mißbrauchen konnten, wie sie wollten; sondern den Strafen war auch kein Ziel und Maaß mehr gesetzt *). Der Ausrottungs-Krieg gegen die Albigenser, mit aller der Wuth geführt, welche der ergrimmteste Fanatismus, die wildeste Rohheit, und zugleich Habsucht und Eroberungssucht nur eingeben können, verwüstete die schönsten Theile Frankreichs mit wenigen Unterbrechungen 21 Jahre lang **), und raffte Hunderttausende

*) Der Scheiterhaufen wurde bereits im 13ten Jahrhundert die gewöhnliche Strafe der Ketzerei. In Frankreich kommt zwar schon 1025 ein Beispiel vor, daß König Robert 10 Chorherren von Orleans wegen Ketzerei hatte verbrennen lassen (*Adhemar.* ap. *Labb.* Bibl. N. II. p. 176.); aber die Sitte des Ketzerverbrennens ward erst seit den Waldenser-Kriegen herrschend, und verbreitete sich nun auch über die andern Länder.

**) Nämlich von 1208 bis zu dem Vergleich zu Paris 1229, in dem Graf Raymund VII. von Toulouse die Waldenser ihrem Schicksal überlassen mußte. Die wü-

von Menschen weg, ohne doch auszurotten, was er ausrotten sollte. Aber auch als er endigte, wirkte doch die Idee fort. Waren es Ungläubige, die unterjocht, die bekehrt werden sollten? — Man unternahm einen Kreuzzug gegen sie, wie gegen die Preußen und Letten. Waren es Könige und Fürsten, die sich den Bann zugezogen hatten, die abgesetzt oder zu Paaren getrieben werden sollten? Man predigte das Kreuz gegen sie *). Die bloße Gewalt ist es nicht, welche die Tyrannei am gehässigsten macht; die selbstbeliebige Anwendung ihrer aufgestellten Grundsätze ist es!

Sobald die Päbste sich die Bestrafung der Ketzer zueigneten, war es natürlich, daß sie sich auch die Untersuchung darüber anmaßten; und so wurden die Kreuzzüge die Quelle der päbstlichen Inquisition. Sie ging zunächst aus dem Kriege gegen die Waldenser hervor, und der Urheber von diesem, Innocenz III., legte auch zu ihr den Grund; indem er nicht blos die alten Ketzerstrafen erneuerte, sondern auch die weltliche Obrigkeit unter den Strafen des Kirchenbanns, und selbst der bürgerlichen Infamie verpflichtete, auf jede Requisition der Kirche sogleich ihr den strafenden Arm zu leihen. Die Inquisition

thendste Verfolgung gegen die Unglücklichen nahm erst jetzt recht ihren Anfang. Ausführliche Erzählung in der Histoire générale de Languedoc T. III.

*) Wie gegen Johann ohne Land, als Philipp II. die Execution des Banns übertragen ward.

selber ward den Bischöfen übertragen; denen die Verpflichtung aufgelegt ward, jeden Ort ihrer Diöcese wenigstens Einmal des Jahrs zu bereisen, und sich die der Ketzerei Verdächtigen angeben zu lassen *). War es gleich unmöglich, die Strafen gegen die Ketzer zu schärfen, so konnte doch der Proceß gegen sie noch geschärft werden; und dieß Verdienst erwarb sich Gregor IX. im Jahr 1229 durch die Schlüsse des Conciliums zu Toulouse **); die, zunächst zwar nur gegen die Albigenser gerichtet, bald doch eine allgemeine Verbindlichkeit erhielten ***). Durch diese Schlüsse wurden in jeden Orten stehende Inquisitionscommissionen errichtet, aus dem Pfarrer und ein paar weltlichen Mitgliedern bestehend, denen die unumschränkteste Vollmacht zur Aufspürung der Ketzereien, bis in das innerste Heiligthum der Familien, übertragen ward. So schien Alles erschöpft zu seyn, was der Despotismus nur erfinden konnte; aber Ein Schritt blieb noch übrig; und er geschah bald. Das Geschäft der Inquisition ward einem eigenen Orden übertragen, dem Prediger- oder Dominikaner-Orden; und damit den Bischöfen, wenn auch nicht gänzlich auf einmal, doch bald, aus

*) Die Belege zu diesem Allen geben die Schlüsse des vierten Lateranensischen Concilii im Jahre 1215. Man vergleiche diese merkwürdigen Actenstücke bei *Labb.* Conc. T. XI. I. p. 140 etc.

**) Man findet sie bei *Labb.* T. XI. I. p. 426 sq.

***) Durch Gregor IX. im Jahr 1233.

den Händen gewunden *). Er war nur abhängig von dem Pabst; seine Commissionen waren also päbstliche Commissionen; und wenn die päbstliche Herrschaft schon allgemein geworden war, so erhielt sie durch diese Einrichtung zugleich den höchsten Grad der Individualität.

Der Einfluß, den die Kreuzzüge auf die Entstehung und Verbreitung dieser Secten hatten, ist schwer zu bestimmen. Es ist ohne Zweifel eine höchst auffallende Erscheinung, daß wir fast zugleich mit den Kreuzzügen auch den Sectengeist aufleben, und schnell sich verbreiten sehen. Gleich in den ersten Jahren des zwölften Jahrhunderts erscheinen und verbreiten sich die Catharer; die um so mehr mit jenen Zügen in Verbindung zu stehen scheinen, da ihre Meinungen einen Orientalischen Ursprung verrathen **).

In

*) Seit den Jahren 1232 und 1233. Die Uebertragung der Inquisition an die Dominikaner geschah nicht auf einmal allgemein, sondern allmählich in den einzelnen Ländern. Bekanntlich war dieser Bettelorden erst gestiftet im Jahre 1216 unter Honorius III.; 6 Jahre nach der Stiftung des Franziskaner-Ordens.

**) Daß um die Zeit der Entstehung der Kreuzzüge sich Secten von Constantinopel nach dem Occident verbreiteten, ist allerdings wahrscheinlich. Die dort entstandenen Bogomilen (*Anna Comn.* Al. L. XV.) scheinen mit den Catharern des Occidents in ihren Meinungen, die Manichäischen Ursprungs gewesen seyn sollen, viele Aehnlichkeit gehabt zu haben. Historisch deduciren

In dem Fortgang des Jahrhunderts breitet sich die Secte der Waldenser, troß der über sie ergehenden Verfolgungen aus. Gleichwohl möchte es schwer seyn, den Zusammenhang dieser gleichzeitigen Begebenheiten offen darzulegen. Die Kreuzzüge waren ihrer Natur nach keineswegs von der Art, daß sie neue dogmatische Meinungen hätten erzeugen, oder geradezu Zweifel gegen die päbstliche Gewalt erregen können. Bei den Ungläubigen, die man zu bekriegen kam, konnte kein Austausch von Religionsideen statt finden, wenn man sich auch politisch ertragen lernte; und selbst zuweilen späterhin sich politische Verbindungen anknüpften *). Mit diesem Allen wird deßhalb

duciren läßt sich aber der Zusammenhang schwerlich; noch weniger der mit den Waldensern, die sicher nicht orientalischen Ursprungs waren. Aber daß gleichzeitige Secten auf einander einwirken, liegt in der Natur der Dinge; und um so mehr mußte dieß hier der Fall seyn, da die Lombardei und besonders Süd-Frankreich die gemeinschaftlichen Hauptsitze dieser Secten im Occident waren. Man sehe indeß über jene Verbreitung *du Plessis d'Argentré* Collectio judiciorum de novis erroribus inde a S. XII. T. I. p. 5. 1728. Die Stellen über die Bogomilen sind mit Fleiß gesammelt in *J. C. Wolfii* Hist. Bogomilorum. Witenb. 1742.

*) Man hat zwar in den neuern Untersuchungen über die Tempelherren gegen sie die Beschuldigung geltend machen wollen, daß sie mahomedanischen Unglauben und Gebräuche bei sich eingeführt hätten (F. Nikolai

der mittelbare Einfluß auf diese Secten nicht geleugnet. Ihr nächster Entstehungsgrund lag aber gewiß in etwas anderm; dieß zeigt ihre Tendenz. Die Ketzereien des Occidents unterschieden sich von denen des Orients fast immer wesentlich darin, daß die letztern sich auf Kirchen-Lehren, die erstern dagegen auf Kirchen-Formen, auf die Hierarchie, bezogen. Gegen die Macht von dieser und den Mißbrauch derselben erhoben sich die Catharer, und noch viel mehr die Waldenser, welche die Herstellung der ursprünglichen Kirchenformen verlangten. Geht nicht hieraus das Resultat hervor, daß es die Anmaßungen des Römischen Hofs im Ganzen waren, welche diesen Widerspruch nicht nur veranlaßten, sondern auch erhielten; daß besonders der Investiturstreit, und die ganze Unterwerfung der weltlichen Macht, zugleich aber nicht weniger die aus dem Obigen deutlich gemachte unmäßige Bereicherung der Kirche, und das aus dieser und dem Cölibat entstandene Sittenverderbniß des Klerus es waren, welche demselben Nachdruck gaben? Insofern die Kreuzzüge diese Pläne des Pabstes befördern halfen, mußten sie schon an sich der Secte zuwider seyn *); wie vollends, als man sie gegen sie

Versuch über den Tempelorden 1782.); allein in den bisher bekannt gewordenen Proceßacten von ihnen hat man, so viel wir wissen, keinen sichern Beweis dafür gefunden.

*) Die Waldenser sprachen gegen die Wallfahrten und die Kreuzzüge nach dem Orient, die sie dem Pabst als eine Todsünde vorwarfen. *D'Argentré* l. c. p. 57.

selber anwandte? Wer wird es auch leugnen, daß sie bei Vielen, die sie mitmachten, die, wie beschränkt sie auch seyn mochten, doch aus dem gewohnten Kreise der Ideen entrückt wurden, die doch sahen, daß manches anders seyn konnte als es daheim war, eine freiere Ansicht der Dinge erzeugten? Wer mag es leugnen, daß, da keine Verfolgungen jene Widersprüche ersticken konnten, sie mit dazu beitrugen, die große Catastrophe vorzubereiten, welche erst drittehalb Jahrhunderte nach ihrer Beendigung die päbstliche Herrschaft zur Hälfte stürzen sollte? —

So konnten also die entferntern Folgen der Kreuzzüge für die Römische Hierarchie sehr verschieden von den nähern seyn. Wenn diese wesentlich zu der Erhebung des Baues beitrugen, wozu Gregor VII. den Grund gelegt hatte; so konnten jene seinen Sturz bewirken helfen. Dieß geschah aber nicht sowohl durch einige zufällige Wirkungen der Kreuzzüge, die allerdings für die Hierarchie sehr nachtheilig wurden *); —

*) So wurde z. B. während der Kreuzzüge und großentheils durch die Kreuzzüge — wegen öfterm Mangel oder auch Gefahr der Verschüttung des Weins — die Communion unter einerlei Gestalt Sitte. *J. H. Böhmer* l. c. p. 30 sq. Darf man deshalb alle Folgen der Entziehung des Kelchs im Abendmahl von den Kreuzzügen ableiten? So wurde der durch die Päbste ertheilte vollkommne Ablaß (indulgentiae plenariae) durch die Kreuzzüge eingeführt, dessen Mißbrauch die Reformation zum Ausbruch brachte; kann uns dieß berechtigen, sie deshalb als Folge der Kreuzzüge anzusehen?

wollte man diese in Anschlag bringen, wo würde der Kreis der Wirkungen sich schließen? — als durch ihre Einwirkung auf den veränderten Zustand der Gesellschaft im Ganzen, der erst durch die weitere Entwickelung deutlich werden kann.

II. Folgen für die Macht der Fürsten.

Wenn die obigen Untersuchungen zu dem Resultat führten, daß die geistliche Macht in den Kreuzzügen eins der Mittel gefunden habe, sich über die weltliche zu erheben, so könnte man sich leicht dadurch schon zu dem allgemeinen Schluß berechtigt halten, daß die Macht der Füsten durch diese Züge überhaupt geschwächt worden sey. Gleichwohl würde dieser Schluß voreilig seyn, da hier nur von dem einzelnen Verhältniß gegen die Hierarchie, nicht von dem gegen die Völker, die Rede war, welches demungeachtet zum Vortheil der Fürsten sich ändern konnte. Man hat indeß Ursache, sehr vorsichtig in dem Urtheile hierüber zu seyn. Wenn man einen Blick auf den Zustand der Hauptmächte von Europa zunächst nach den Kreuzzügen wirft, so erscheint dieser in den einzelnen Reichen sehr verschieden. Ohne Zweifel war in Frankreich die Macht der Könige in der Periode der Kreuzzüge außerordentlich gestiegen; ohne Zweifel war Philipp IV. weit mehr Herr in seinem Reiche, als Philipp I. es gewesen war. Aber wie ganz anders war es in Italien, wie ganz

anders in Deutschland, wo mit dem Fall der Hohenstaufen die kaiserliche Würde zu einem Schattenbilde zu werden schien, dem selbst Rudolph von Habsburg nicht die Kraft wieder geben konnte, die es einst unter den Ottonen belebte. Wie ganz anders war es auch in England, wo man in dieser Periode die Mittel gefunden hatte, durch die magna charta und andere ihr ähnliche Freibriefe die sogenannte Nationalfreiheit zu gründen; die, wenn sie auch wenig mehr als nur die Freiheit der privilegirten Stände war, doch darum nicht weniger dazu beitrug, die königliche Macht zu beschränken? Auf jeden Fall liegt in diesen Bemerkungen hinreichender Grund zur Vorsicht gegen übereilte Urtheile. Auch hier frägt es sich zuerst, inwiefern konnten die Kreuzzüge auf die Macht der Fürsten zurückwirken; die zweite Frage wird sich alsdann leichter beantworten: wie wirkten sie in den einzelnen Hauptstaaten wirklich darauf zurück?

Der Gewinn, den sonst die Fürsten aus kriegerischen Unternehmungen zu ziehen pflegen, die nicht nur den Helden=Glanz um sie her verbreiten, sondern auch eine Militärmacht in ihrem Reich zu ihrer Disposition stellen, konnte wenig oder gar nicht hier eintreten. Bei dem unglücklichen Ausgange, den fast jede dieser Unternehmungen hatte, war jener Glanz wenig blendend; und da der Schauplatz so entfernt war, selbst bei denen, die, wie Richard I., sich ihn zu verschaffen wußten, im Vaterlande wenig bemerkt. Eine Militärmacht aber durch diese Kriege

in dem Innern ihrer Reiche zu gründen, war unmöglich, da jedes Heer, das sie hinüberführten, seiner Bestimmung gemäß sich auflösen mußte, sobald es zurückkam. Konnten also die Kreuzzüge zur Vergrößerung der königlichen Macht etwas beitragen, so konnte es nur mittelbarer Weise geschehen. Folgende Puncte kommen hier aber in Betrachtung:

1. Die Kreuzzüge konnten, indem sie die Veranlassung zu der Erledigung vieler Kronlehen wurden, die Einziehung von diesen, und dadurch die Erweiterung der Kronländer begünstigen. Es war, wie bereits oben bemerkt, vorzugsweise der Adel, der höhere sowohl als niedere, der einen thätigen Antheil an diesen Zügen nahm. Wie viele seiner Mitglieder kamen aber nicht auf dem Wege, oder in den Gefechten ums Leben: wie viele Geschlechter mußten nicht, wenigstens dem Mannsstamm nach, zu Grunde gehen! Wären seit den Zeiten, wo diese Unternehmungen begannen, schon die Geschlechtsnamen allgemeine Sitte gewesen, so würden wir darüber weit genauere Auskunft ertheilen können! allein die Sache ist zu deutlich an und für sich selbst, als daß sie eines Beweises bedürfte. Die Beantwortung der Frage, wie viel die Könige wirklich auf diesem Wege gewonnen, scheint nun zwar blos historisch zu seyn; sie setzt aber in den einzelnen Staaten eine Bedingung voraus, ohne welche an keinen Gewinn zu denken seyn konnte: nämlich daß es Sitte, daß es ein allgemein angenommener Grundsatz der Politik war, daß eröffnete Kronlehen nicht wieder vergeben,

sondern mit den Kronlanden vereinigt wurden. In dem Deutschen Reiche fiel dieses aber von selber weg, durch den Wechsel der Häuser, die den Kaiserthron besaßen. In England wurde während der Kreuzzüge die Macht des Adels viel zu groß, als daß die Könige solche Grundsätze mit Stetigkeit hätten befolgen können *). Es blieb unter den Hauptstaaten von Europa also nur noch Frankreich übrig. Zwar ist es aus der Französischen Geschichte hinreichend bekannt, daß auch hier jenes Princip gar nicht ohne Ausnahme befolgt wurde; zumal da seit den Zeiten des heiligen Ludwig's man den Mittelweg einschlug, eröffnete Kronlehen oft an Prinzen aus dem königlichen Hause wieder zu vergeben. Daß darum aber doch im Ganzen jener Grundsatz herrschend blieb, daß auf diesem Wege hier das Krongebiet allmählig consolidirt wurde, ist dennoch nicht minder ausgemacht. Wie viel gleichwohl die Kreuzzüge dazu beigetragen haben, mit Genauigkeit anzugeben, ist nicht nur schwer, sondern gewissermaßen unmöglich. Nur von den größern Kronvasallen haben wir die Geschichte; wie viele der kleinen

*) Es war zwar eine Folge des ersten Kreuzzugs, daß die Normandie an Wilhelm II. von England kam, da sein Bruder H. Robert sie ihm verpfändete. Allein letzterer kam nach seiner Zurückkunft wieder in ihren Besitz; und die aufs neue mit seinem jüngern Bruder K. Heinrich I. darüber entstandenen Kriege können nicht mehr als Folge des Kreuzzugs angesehen werden.

mögen in den ersten Kreuzzügen umgekommen, ihr Gebiet zum Kronlande geschlagen seyn; von wie manchen, die Geld zu ihren Zügen brauchten, mögen es die Könige käuflich oder pfandweise erstanden haben, ohne daß die Geschichte es aufgezeichnet hat? Es tritt aber noch ein besonderer Umstand hier ein, der jede weitere Nachforschung darüber vergeblich machen würde. In den Englisch-Französischen Kriegen unter Philipp August fiel das Französische Archiv mit den hierauf sich gründenden Urkunden in die Hände der Engländer, die dessen Rückgabe verweigerten *). Ueberhaupt wurde aber erst seit der Regierung dieses Königs das Einziehen eröffneter Kronlehen für die Erweiterung des Krongebiets, und also der königlichen Macht recht wichtig **). Mehrere der Provinzen,

*) Le tresor des Chartres. *Daniel* Hist. de France T. IV. p. 605. Amsterd. 1742. 8. Deßhalb konnten die HH. v. Saint Marthe, aus denen Daniel diese Nachricht nahm, in ihrer Histoire généalogique de la Maison de France auch erst seit Philipp August die Reunionen bemerken.

**) Bekanntlich entstanden während des Kreuzzugs von Ludwig VII., den seine Gemahlin Eleonore von Guienne begleitete, die Streitigkeiten, welche die Trennung dieser Ehe, und die zweite Vermählung der Eleonore mit Heinrich von der Normandie, der bald als Heinrich II. den Englischen Thron bestieg, zur Folge hatten; woraus so große Uebel für Frankreich sich entwickelten. Aber wer die Geschichte jener Ehehändel kennt, wird in dem Kreuzzuge nur eine gelegentliche Veranlassung zum

welche Er zu der Krone brachte, kamen freilich auf andere Weise in seine Hände; wie die Grafschaft Alençon mit Auvergne, wie Evreux durch Kauf, Artois durch Heirath; so wie gegen das Ende seiner Regierung Vermandois durch Schenkung; allein die wichtigsten Reunionen waren doch die Provinzen, welche er den Engländern entriß, und 1203 zu der Krone brachte, das Herzogthum der Normandie, die Grafschaft Touraine, Maine, Anjou, und Poitou *). Auch diese waren zwar keine unmittelbare Früchte der Kreuzzüge, aber gewiß doch mittelbarer Weise. Aus dem Kreuzzuge ging, wie aus der Geschichte bekannt ist, die ganze Reihe der Verhältnisse und Kriege mit England hervor, die Philipp August dazu nutzte, diese wichtigen Besitzungen wieder an Frankreich zu bringen. Die kurze Regierung seines Sohns und Nachfolgers Ludwig's VIII. ist zwar durch keine Reunionen merkwürdig geworden; allein durch die Waldenser-Kriege, an denen er persönlichen Antheil nahm, ward der Grund dazu gelegt. Noch während der Minderjährigkeit sei-

Ausbruch, keineswegs aber die Ursache jener Ehescheidung suchen; die gewiß auch ohne den Kreuzzug, vielleicht nur etwas später, erfolgt wäre. Wir glauben deshalb hier keine weitere Rücksicht darauf nehmen zu müssen.

*) Man sehe die Belege für diese und die folgenden Angaben in dem classischen Werke von Brussel: Abrégé chronologique des grands fiefs de la couronne de France. Paris 1759.

nes Sohns Ludwig's des Heiligen kamen durch den Vergleich von 1212 die Grafschaften Carcassonne, Bezieres und Nismes, an die Krone; und die Vereinigung von Toulouse ward durch die Heirath der Erbin Johanna mit Alfons, dem Bruder des Königs, vorbereitet. Unter keiner Regierung trugen die Kreuzzüge so viel zur Erweiterung des Kronguts bei, als unter der des heil. Ludwig. Die Erledigung der Grafschaften Perche und Maçon wurden, die erste mittelbar *), die andere unmittelbar **) durch die Kreuzzüge herbeigeführt, und beide von ihm eingezogen. Der letzte unglückliche Kreuzzug des Königs gegen Tunis, wo außer ihm selbst auch sein Bruder Alfons das Leben endigte ***), verursachte die Eröffnung der Grafschaft Toulouse, die sein Sohn und Nachfolger Philipp III. mit dem Marquisat der Provence zum Krongute schlug. Wurden auch von dem heil. Ludwig und einigen seiner Nachfolger einzelne dieser eingezogenen Kronlehen, aus einer mißverstandenen Politik, wieder an nachbürtige Prinzen weggegeben, so hatte doch das Krongebiet sich fast verdoppelt; und was noch wichtiger für die Folge ward, das Consolidiren war nun zur Sitte geworden. Die folgenden Könige traten hierin in die Fußstapfen ihrer Vorgänger. Man

*) Mehrere der Stützen dieser Häuser starben in Palästina. *Brunet* p. 126.

**) *Brunet* p. 181.

***) Im Jahr 1270.

werfe nur einen Blick auf die Regierungen von Philipp dem Schönen, von Philipp dem Sechsten, unter denen am meisten Lehen eingezogen wurden, um sich davon zu überzeugen, welche Folgen auch nach ihrer Beendigung die Kreuzzüge in dieser Rücksicht hatten!

2. Außer dieser Vergrößerung des Krongebiets durch eingezogene Lehen, trugen aber die Kreuzzüge nicht blos im Orient, sondern auch in Europa dazu bei, das Gebiet christlicher Fürsten theils zu erweitern, theils ganz neu zu gründen. Das erstere war der Fall in Spanien. Indem Andere die Saracenen im Orient bekämpften, fand man dazu hier in der Nähe Gelegenheit, um so mehr, da es auch hier Heiligthümer gab, zu denen man wallfahrtete, und den Pilgrimmen dahin Schutz zu verleihen suchte *). Wenn gleich daher, wie oben bemerkt ist, die Theilnahme der Spanier an den Zügen nach Palästina gering war, so ließ es sich doch nicht anders erwarten, als daß die Einwirkung auf sie und die innern Verhältnisse ihres Landes desto größer seyn mußte. Indem der Haß gegen die Saracenen allgemein in der Christenheit entflammt, indem ihre Bekämpfung die herrschende praktische Ten-

*) Vor allen St. Jacob di Compostella in Galizien; wo man bereits seit dem neunten Jahrhundert im Besitz der Gebeine des heil. Apostels Jacobus des jüngern, des Schutzpatrons von Spanien, zu seyn sich rühmte.

nes Sohns Ludwig's des Heiligen kamen durch den Vergleich von 1212 die Grafschaften Carcassonne, Bezieres und Nismes, an die Krone; und die Vereinigung von Toulouse ward durch die Heirath der Erbin Johanna mit Alfons, dem Bruder des Königs, vorbereitet. Unter keiner Regierung trugen die Kreuzzüge so viel zur Erweiterung des Kronguts bei, als unter der des heil. Ludwig. Die Erledigung der Grafschaften Perche und Maçon wurden, die erste mittelbar *), die andere unmittelbar **) durch die Kreuzzüge herbeigeführt, und beide von ihm eingezogen. Der letzte unglückliche Kreuzzug des Königs gegen Tunis, wo außer ihm selbst auch sein Bruder Alfons das Leben endigte ***), verursachte die Eröffnung der Grafschaft Toulouse, die sein Sohn und Nachfolger Philipp III. mit dem Marquisat der Provence zum Krongute schlug. Wurden auch von dem heil. Ludwig und einigen seiner Nachfolger einzelne dieser eingezogenen Kronlehen, aus einer mißverstandenen Politik, wieder an nachbürtige Prinzen weggegeben, so hatte doch das Krongebiet sich fast verdoppelt; und was noch wichtiger für die Folge ward, das Consolidiren war nun zur Sitte geworden. Die folgenden Könige traten hierin in die Fußstapfen ihrer Vorgänger. Man

*) Mehrere der Stützen dieser Häuser starben in Palästina. *Brunet* p. 126.

**) *Brunet* p. 181.

***) Im Jahr 1270.

werfe nur einen Blick auf die Regierungen von Philipp dem Schönen, von Philipp dem Sechsten, unter denen am meisten Lehen eingezogen wurden, um sich davon zu überzeugen, welche Folgen auch nach ihrer Beendigung die Kreuzzüge in dieser Rücksicht hatten!

2. Außer dieser Vergrößerung des Krongebiets durch eingezogene Lehen, trugen aber die Kreuzzüge nicht blos im Orient, sondern auch in Europa dazu bei, das Gebiet christlicher Fürsten theils zu erweitern, theils ganz neu zu gründen. Das erstere war der Fall in Spanien. Indem Andere die Saracenen im Orient bekämpften, fand man dazu hier in der Nähe Gelegenheit, um so mehr, da es auch hier Heiligthümer gab, zu denen man wallfahrtete, und den Pilgrimmen dahin Schutz zu verleihen suchte *). Wenn gleich daher, wie oben bemerkt ist, die Theilnahme der Spanier an den Zügen nach Palästina gering war, so ließ es sich doch nicht anders erwarten, als daß die Einwirkung auf sie und die innern Verhältnisse ihres Landes desto größer seyn mußte. Indem der Haß gegen die Saracenen allgemein in der Christenheit entflammt, indem ihre Bekämpfung die herrschende praktische Ten-

*) Vor allen St. Jacob di Compostella in Galizien; wo man bereits seit dem neunten Jahrhundert im Besitz der Gebeine des heil. Apostels Jacobus des jüngern, des Schutzpatrons von Spanien, zu seyn sich rühmte.

denz des Zeitalters wurde, was war natürlicher, als daß die Wirkungen davon sich am heftigsten in Spanien zeigten, wo das religiöse Interesse in einem so hohen Grade durch das politische erhöht wurde? Die beiden Jahrhunderte der Kreuzzüge waren daher der Zeitraum von selten unterbrochenen, und fast immer siegreichen Kriegen der dortigen Christen gegen die Saracenen. Es war im Jahr 1147, als durch den Beistand Deutscher Kreuzfahrer, die auf ihrem Zuge zur See in Portugal landeten, die Stadt Lissabon von König Alphons I. den Arabern entrissen wurde; nachdem er wenige Jahre vorher (1139) durch den großen Sieg bei Durique sein Reich fest gegründet hatte. Von den beiden christlichen Hauptreichen erhielt das von Aragon damals auf dem festen Lande Spaniens seinen vollen Umfang, da gleich in den ersten Zeiten Huesca (1096), Tudela (1114), und ein Jahr nachher Saragossa erobert wurden, und späterhin König Jacob I.*) nicht nur Murcia und Valencia, sondern auch die Balearen einnahm. Aber auch das Reich von Castilien verstärkte und vergrößerte sich nicht weniger. Die drei großen Ritterorden, den in Palästina entstandenen noch im zwölften Jahrhundert nachgebildet, und zu gleichen Zwecken errichtet, die von Calatrava, St. Jacob di Compostella und von Alcantara, wurden damals Stützen des Reichs, so

*) Von 1213 bis 1276. Man sehe Gesch. von Spanien übersetzt von Dieze in der allg. Weltg. von Guthrie und Gray. XII. S. 211 fg.

wie nachmals Stützen der königlichen Macht. Ferdinand III., der Heilige *), der Zeitgenoß des heiligen Ludwig's, war in dem Kriege gegen die Saracenen des Westens glücklicher, als dieser gegen die im Orient. Er entriß ihnen den größten Theil von Corduba, von Estremadura und Jaen; und zu eben der Zeit, wo Ludwig vergeblich in Palästina sich anstrengte, wurde er der Eroberer von Sevilla (1248) und Cadiz (1250), und machte den König von Granada bereits tributär. So erhielten die beiden christlichen Hauptreiche durch den Geist, den die Kreuzzüge weckten, ihren Umfang; und wenn gleich erst spätere Begebenheiten ihre Vereinigung herbeiführten, so war doch der Grund zu der künftigen Größe der Spanischen Monarchie durch die Kreuzzüge im voraus gelegt.

Aber indem diese Kriege dazu dienten, im Westen von Europa die künftigen Schicksale dieses Welttheils vorzubereiten, thaten sie es nicht weniger im fernen Norden und Nordosten. Die Verbreitung Deutscher Herrschaft an den Küstenländern der Ostsee bis nach der Russischen Grenze hin, mit allen ihren mannichfaltigen theils traurigen, theils glücklichen und glänzenden Folgen, ging aus ihnen hervor. Indem die Sitte, das Kreuz gegen Saracenen zu predigen, auch auf andere Ungläubige angewandt ward, wurden die Eroberungen zur Verbreitung des Christenthums in den noch heidnischen Län-

*) Von 1236 bis 1252. S. Dieze a. a. O. S. 120 fg.

dern jener Weltgegend die Folge davon. Preußen, von einem solchen Volke bewohnt, bot einen Schauplatz dazu dar; und die christlichen Herzöge von Masovien folgten den Ermahnungen ihrer Bischöfe, das Evangelium mit Gewalt zu verbreiten. Als sie aber sich bald dahin gebracht sahen, daß ihr eigenes Land den Angriffen der Feinde offen lag, wandte sich Herzog Conrad nach Rom um Hülfe; und erhielt es, daß einem der in Palästina gestifteten geistlichen Ritterorden, dem Deutschen Orden, der damals in Venedig seinen Hauptsitz hatte, das Geschäft des Kriegs gegen die Ungläubigen, den er, seiner Bestimmung gemäß, nicht mehr in Palästina führen konnte, in diesen Ländern übertragen ward. Es ist aus der Geschichte bekannt, wie er seit dem Jahre 1230 diesem Geschäfte sich widmete, und nach einem drei und funfzigjährigen Kampfe *) sich endlich als Herrn des Landes, das ihm im voraus überlassen war, betrachten konnte; aber auch, theils aus Nothwehr, theils aus Eroberungssucht in Kriege mit den Litthauern sich einlassend, noch einen viel längern und blutigern Streit mit diesen zu bestehen hatte. Wie verheerend auch die Folgen jener Kriege für Preußen und seine Bewohner wurden, so bewirkten sie doch auch das Gute, daß der hier gelegte Keim Deutscher Cultur sich entwickelte, und bald herrliche Früchte

*) Von 1230 bis 1283. Man sehe die Erzählung davon in Baczko Handbuch der Geschichte von Preußen B. I. S. 80 fg.

trug. Weil jene Kriege als Kreuzzüge angesehen wurden, so legte man ihnen eben das Verdienstliche bei, das denen nach Palästina beigelegt ward. Zahlreiche Schaaren von Kriegern und Pilgrimmen zogen hin, sich hier den vollkommenen Ablaß zu verdienen, der in Palästina bald nicht mehr zu verdienen war; aber die Niederlassungen, die daraus zwischen den Ufern der Weichsel und des Memel hervorgingen, wurden bleibender und dauerhafter, als die an den Ufern des Jordans. Preußen ward völlig germanisirt; und Städte blühten hier auf, die sich bald zu dem Range der ersten Handelsstädte, als vorzügliche Mitglieder des Hanseatischen Bundes, empor schwingen sollten. "Es war", sagt ein neuerer Geschichtforscher *), "ein schönes reiches Land, voll blühender „Handelsstädte, und wohlhabender deutscher Colonieen. „Die Städte Danzig, Thorn und Elbing waren zu kleinen Republiken erwachsen; und waren alle „drei im Hanseatischen Bunde; und Danzig wurde **) „in demselben das Haupt des Preußischen und Liefländischen Quartiers; und wie ihr Handel wuchs, wuchs „auch die Einnahme des Ordens. Auch der Landmann stand hier sehr gut. Die Art, wie er sein „Grundeigenthum besaß, war durchaus nicht drückend, „wie verschieden es auch seyn mochte, wie er es besaß. Die Ritter, die nicht für Frau und Kinder

*) Spittler Handbuch der Staatengeschichte II. S. 437.

**) Seit 1449.

„und ganze Familien zu sorgen hatten, konnten leicht „für sich sorgen; und die großen Ordensunternehmun„gen wurden meist aus andern Quellen bestritten."* So folgte hier auf die Stürme der Kriege schon bald eine segenreiche Zukunft; daß aber hieraus, durch die wunderbarsten Verschlingungen des Schicksals, noch viel größere Dinge sich entwickeln würden, daß hier der Grundstein zu einem Reiche gelegt werden sollte, das durch das außerordentliche Genie großer Herrscher bis zu einer Höhe erhoben, die vielleicht für seine Basis zu groß war, doch fast ein Jahrhundert hindurch in mehr als Einer Rücksicht das Muster für Europa bleiben sollte, — wer mochte dieß ahnen? Und doch bleibt es wahr: ohne die Kreuzzüge keine Preussische Monarchie!

3. Allein die wichtigsten Resultate für die Macht der Fürsten ergeben sich erst aus den Kreuzzügen durch die Veränderungen, welche durch sie in den übrigen Ständen der Gesellschaft bewirkt wurden. Die Untersuchung von diesen ist es daher, welche uns jetzt beschäftigen muß.

III. Folgen für den Adel.

Wenn unter den Ständen der Gesellschaft der Adel derjenige war, welcher an den Kreuzzügen den größten und lebhaftesten Antheil nahm, so läßt es sich auch im voraus erwarten, daß dieselben zunächst wieder auf ihn zurückwirken mußten. Es kann aber

in

in den gegenwärtigen Untersuchungen nur von denjenigen Wirkungen die Rede seyn, welche diese Unternehmungen auf den Adel im Ganzen hatten; und diese Bemerkung scheint hier nothwendig, da die Vernachlässigung derselben oft zu falschen Ideen geführt hat. Man hat oft gesagt, der Adel sey durch die Kreuzzüge verarmt, da er durch die großen damit verbundenen Kosten sein Vermögen erschöpft habe; oder er sey geschwächt, da so viele seiner Glieder auf diesen Zügen ihren Tod gefunden hätten. Allein diese Folgen trafen nur Individuen oder einzelne Familien, nicht den ganzen Stand. Dieser fand für seinen Verlust wieder Ersatz, — was die Zahl betraf — durch den in dieser Periode Sitte werdenden Briefadel; und eben dadurch auch, da diejenigen, welche diesen erhielten, in der Regel die Reichern waren, im Ganzen genommen für sein Vermögen. Nicht diese Gesichtspunkte also sind es, welche uns hier beschäftigen können; aber die Jahrhunderte der Kreuzzüge waren der Zeitraum, wo Geist und Form des spätern Adels sich ausbildeten; und die Frage, inwiefern sie darauf einwirkten, ist also diejenige, welche hier eigentlich beantwortet werden muß. Wir glauben sie durch folgende Bemerkungen aufzulösen.

1. **Die Kreuzzüge waren es, welche dem Ritterwesen seinen Geist einflößten.** Der allgemeine Gesichtspunkt, aus dem die Erscheinung der Chevalerie betrachtet werden muß, als die Heldenzeit der Germanischen Völker, ist oben bestimmt

worden *). Aus dem, was dort gesagt wurde, erhellt, daß man Unrecht haben würde, die Kreuzzüge als die Ursache des Ritterwesens anzusehen. Die Elemente desselben waren schon vorhanden; es hatte in dem südlichen Europa schon angefangen sich zu bilden. Aber ohne die Kreuzzüge hätte es sich nicht fortbilden können; ohne sie wären die Früchte desselben nie zur Reife gekommen. Wenn man den traurigen Zustand der Gesellschaft vor dem Anfange dieser Züge kennen gelernt hat, so gelangt man leicht zu dem Resultat, daß gerade für die oberste Klasse derselben am wenigsten Hoffnung zu einer Verbesserung, zu einer Veredlung sich zeigte. Der aufkeimende Bürgerstand mochte sich durch Handel heben, die niedere Klasse — vielleicht durch Gewalt — sich ein besseres Loos bereiten; aber was war in dem gewöhnlichen Gange der Dinge für die höhere zu erwarten? Konnte aus den beständigen Fehden, worin sie unter einander, oder gegen ihre Lehnsherren begriffen war, etwas Heilsames hervorgehen? Konnten sie zu großen Resultaten, konnten sie überhaupt zu andern als zur Anarchie oder zum Despotismus führen? Wer hat nicht bei dem Studium der Feudalstaaten im Mitteralter durch diesen traurigen Kreislauf sich oft ermüdet gefühlt? Nur das Außerordentliche konnte zu etwas Besserm leiten. Es bedurfte eines großen moralischen Impulses, es bedurfte irgend einer großen, dem Zeitalter als groß und herr-

*) S. oben S. 121 ꝛc.

lich erscheinenden, Idee, die man mit vereinter Kraftanstrengung zu verwirklichen suchte; es bedurfte dieser, den noch schlummernden Geist zu wecken, und ihm die Sphäre einer neuen Thätigkeit zu eröffnen.

Dieß leisteten die Kreuzzüge. Man beurtheile den Zweck, der durch sie erreicht werden sollte, nicht nach den Begriffen unserer Zeit, man sehe ihn überhaupt nicht als die Hauptsache an. Wer jemals Blicke in die Weltgeschichte warf, überzeugte sich bald davon, daß es gar nicht das Ziel ist, dem die Völker nachstreben, sondern dieses Streben selbst, welches sie weiter brachte; ja das sie oft zu ganz andern Zielen führte, als die sie hatten erreichen wollen. Die beschränkten Blicke der Sterblichen sehen nicht weit; aber die einmal aufgeregten Kräfte von Völkern lassen sich nicht sogleich wieder in Stillstand bringen; sie fallen auf Gegenstände, woran vorher nicht gedacht war; und so kehrt immer die Bemerkung in der Geschichte wieder, daß die Folgen großer Revolutionen ganz anders werden, als ihre Urheber sie sich gedacht hatten. Darf uns eben diese Erscheinung also bei den Kreuzzügen wundern? Die schwankende Existenz des Königreichs Jerusalem hatte bald wieder ein Ende; aber die Umformung des gesellschaftlichen Zustandes von Europa ging darum ungehindert ihren Gang.

Die Kreuzzüge entzündeten und erhielten den Enthusiasmus, der das Wesen des Rittercharakters ausmachte. Wir haben ihn oben schon in seine Grund-

züge zerlegt *): schwärmerische Tapferkeit, schwärmerische Religiosität, schwärmerische Liebe. Auf jeden derselben wirkten die Kreuzzüge ein.

Schwärmerischer Muth. Es bedurfte, als die Kreuzzüge begannen, keiner Aufmunterung des kriegerischen Muths überhaupt; — dieß lehrte die obige Schilderung; — aber es bedurfte eines Gegenstandes, der ein allgemeines Interesse hatte, und der diesem Muth seine Richtung gab. Dieser Gegenstand würde die Eroberung des heiligen Landes. Welcher andere wäre auch so dazu fähig gewesen, dem Muth den Charakter des Enthusiasmus zu geben? Er griff tief in die mannichfaltigsten Gefühle ein; er beflügelte die Phantasie; er eröffnete eine Laufbahn für glänzende Heldenthaten, deren letztes Ziel sich in weiter Ferne verlor. Die Beschränktheit der geographischen Kenntnisse selbst mußte dieß noch vermehren; sie vergrößerte, erweiterte Alles, rückte Alles weiter hinaus. Wie ganz anders wurde bei dem Ritter die Erwartung gespannt, wie viel höher mußte sein Geist sich heben, wenn er sein Schwerdt umgürtete, um zum Kampf mit den Ungläubigen nach dem Orient zu ziehen, als wenn es blos einer Fehde mit seinem Nachbar galt? Die Länge des Wegs, die Menge der neuen Gegenstände, die Pracht der Städte, der Anblick der fremden Völker, Alles trug dazu bei, die Spannung zu erhalten; und die Art des Kampfes selbst, den er dort zu bestehen hatte, wo der persön-

*) S. oben S. 123.

liche Muth Alles galt, weil er Alles entschied, war recht dazu geeignet, dem Hange zu außerordentlichen Unternehmungen, zu Abenteuern, seine Nahrung zu geben. Wenn dieses der herrschende Hang des Zeitalters wurde, wenn er selbst, als die Kreuzzüge schon aufgehört hatten, indem er die Unternehmungen der irrenden Ritter erzeugte, noch lange es blieb, ist es zu verkennen, daß er aus ihnen hervorging?

Schwärmerische Religiosität. Die kirchlichen Verhältnisse des Zeitalters, ihre tiefe Verflechtung mit der Politik, hatten unstreitig dazu vorbereitet, den Germanischen Rittercharakter, so wie er sich auf eine eigene Weise unterscheidet, zu erzeugen; aber die Kreuzzüge waren es, die ihm seine Ausbildung gaben. Der Gegenstand, dem sie gewidmet waren, war von der Art, daß er zwar dem kriegerischen Geist Nahrung gab, aber nicht auf die gewöhnliche Weise. Er war kriegerisch; aber nicht blos kriegerisch; er war zugleich religiös. Nicht zunächst für ihren Vortheil — wie sehr auch Manche diesen in Anschlag bringen mochten — für den Vortheil der Kirche, für die Sache Christi und Gottes, wie sie es nannten, fochten die Kreuzfahrer; fochten vor allen die Ritter, welche ihre Stütze und ihre Zierde waren; oder glaubten sie wenigstens zu fechten, selbst wo sie auch zugleich für sich selber fochten. So erhoben sie sich über das bloße persönliche Interesse; und die Erhebung über dieses ist es, welche in der wirklichen Welt die Grenzlinie des Gemeinen und des Großen und Edlen bestimmt. Will man diese

Bemerkungen in einem der hervorstechendsten Charaktere der Periode der Kreuzzüge bestätigt sehen? Man werfe seinen Blick auf den Helden, der zuerst an ihrer Spitze stand. Der Charakter von Gottfried von Bouillon ist das wahre Ideal des Rittercharakters seiner Zeit; die volle und ungeschwächte Heldenkraft; aber gemildert und gezügelt durch Religiosität. Welche Uneigennützigkeit bei dem Anfange, welche Aufopferungen bei der Ausführung, welche Demuth und Mäßigung als er am Ziele stand! Er übernahm die Herrschaft der eroberten Stadt; allein die Königskrone lehnte er ab; "denn nicht da wolle er sie tra„gen, wo einstens sein Herr und Meister die Dor„nenkrone trug." Daß nicht alle Ritter des Heers eine gleiche Uneigennützigkeit, einen gleichen Edelmuth besaßen, ist aus der Geschichte bekannt genug; aber indem sie alle freiwillig ihn als den Ersten unter sich anerkannten, gaben sie eben dadurch den Beweis, daß sie in ihm das Ideal verwirklicht sahen, welches das Zeitalter sich von dem vollendeten Heldencharakter bildete.

Dieser, durch die Kreuzzüge dem Rittercharakter eingeprägte, Zug der Religiosität machte seitdem einen seiner wesentlichsten Bestandtheile aus. Es wäre thöricht zu erwarten, daß in einem Zeitalter, wie das damalige, eine reine Moral bei den Individuen davon durchgehends die Folge gewesen wäre. Aber wer wird es darum doch zu leugnen wagen, daß auf die Veredlung des Rittercharakters dadurch am meisten gewirkt wurde? Indem die Achtung und Scheu vor

dem Heiligen erhalten wurde, ward dadurch der Rohheit der einzige Zügel angelegt, der ihr angelegt werden konnte. Die Beleidigung des Schwachen, des Wehrlosen ward zum Verbrechen, seine Vertheidigung ward dem Ritter zur Pflicht gemacht. Keine innere Polizei, wie in mehreren jetzigen Staaten, konnte dadurch bewirkt werden; aber auf diese Weise erhob sich aus der Anarchie selber doch eine schützende Macht, wie das Zeitalter sie verstattete.

Die schwärmerische Liebe, der dritte eigenthümliche Hauptzug des Rittercharakters, stand mit den beiden vorigen in einer so engen Verbindung, daß, was auf sie zurückwirkte, auch auf ihn zurückwirken mußte. War er auch schon vorher in der ganzen Art dieser Völker, zu empfinden, gegründet *), so erhielt er seine Ausbildung doch erst durch den herrschend werdenden Geist der Abenteuer. Entweder der Religion, oder seiner Dame, oder beiden zu Gefallen wurden diese von dem Ritter bestanden; wenn er von jener seinen Lohn erst dereinst erwartete; so empfing er seinen Dank von dieser hienieden. Selbst die Verehrung der heiligen Jungfrau, wenn sie auch schon vor den Kreuzzügen entstand, erhielt doch erst während derselben ihre nachmalige Gestalt **). Dasjenige also, was jenen Geist erzeugte und erhielt, wirkte auch auf diesen zurück; und so wurde es

*) S. oben S. 123.

**) *Sarpi* Histoire du Concile de Trente, traduction de *la Courayer* T. I. p. 322.

möglich, daß selbst die Fehden und Kriege, die sonst die sanftern Gefühle nur zu sehr ersticken, hier das Mittel werden konnten, sie zu beleben und zu erhalten. Es wäre überflüssig, dieses noch weiter erörtern zu wollen, da die Sache durch sich selber spricht *).

Indem die Kreuzzüge einen so großen Einfluß auf alle die Hauptzüge des Rittercharakters hatten, kann es also keinem Zweifel unterworfen seyn, daß derselbe durch sie seine Ausbildung erhielt. War aber diese Erscheinung der Chevalerie überhaupt nicht die schönste und glänzendste, welche das Mittelalter aufzuzeigen hatte? Man nehme sie weg, was bleibt übrig? Halbbarbaren, die in ewigen Fehden sich unter einander aufreiben. Aber so wie jener Geist sich ausbildete, so wie zugleich die Muse des Gesangs erwachte **), veredelte sich die ganze höhere Klasse der Gesellschaft, weil ihre Art zu empfinden sich verfeinerte, weil die Gefühle der Ehre und des Ruhms erweckt, weil die Ausbrüche der kriegerischen Rohheit durch die Befehle der Galanterie und der Religion gemildert wurden.

*) Auch hier glauben wir uns auf die Essais von *St. Palaye* beziehen zu dürfen. Aber hinzugefügt zu diesem muß noch werden: Eichhorn's allgemeine Geschichte der Cultur und Litteratur des neueren Europas B. I., wo S. 10—260. die Einwirkung des Ritterwesens auf Europa ausführlich dargestellt ist.

**) S. unten in dem dritten Abschnitt.

Wenn aber die Kreuzzüge so wesentlich darauf einwirkten, dem Ritterwesen den Geist einzuhauchen, der es belebte, so wirkten sie nicht weniger auf die Bildung der festern Formen des Adels ein. Dieß geschah auf einem dreifachen Wege: durch ihren Einfluß auf die Ausbildung des Geschlechtsadels durch Geschlechtsnamen und Wappen; durch ihren Einfluß auf die Turniere; und auf die Entstehung der Ritterorden.

So lange es noch in Europa keine Geschlechtsnamen und Wappen gab, konnte es zwar wohl einen Adel geben, der von dem Vater auf den Sohn forterbte, aber keinen solchen, der ganzen ausgebreiteten Geschlechtern eigen gewesen wäre. Dazu bedurfte es durchaus eigener Abzeichen, welche dem Geschlecht als solchem eigen waren, um die Mitglieder desselben von allen, die nicht dazu gehörten, auszuzeichnen. Dieß waren die Familiennamen und Wappen. Daß diese erst in den Jahrhunderten der Kreuzzüge entstanden, daß, einige regierende Familien ausgenommen, alle übrigen es vergeblich versuchen, ihre Geschlechtsregister über diese Periode hinaufzuführen, oder wenigstens nur sehr schwankende Beweise vorbringen können, dürfen wir als bekannte Resultate der historischen Critik der neuern Zeit voraussetzen. Die hier zu beantwortende Frage ist nur die: wie wirkten die Kreuzzüge darauf ein?

Wie so viele, ja vielmehr wie fast alle große und umfassende Institute des Mittelalters sich zufällig und gelegentlich bildeten, und allmählich reiften,

so war es auch mit jenen so wichtig gewordenen Zunamen und Unterscheidungszeichen. Die Kreuzzüge machten das Bedürfniß davon fühlbar, wenn sie es nicht zuerst erzeugten; und zu dem Bedürfniß gesellte sich bald die Eitelkeit. So große, und aus vielen Völkern zusammengebrachte Menschenmassen, als die Heere der Kreuzfahrer bildeten, hatte man noch nicht in Europa versammelt gesehen. Es ward Bedürfniß, sich von einander unterscheiden zu können, sich genauer zu bezeichnen. Es waren bei dem gemeinschaftlichen Zuge schon an sich der Berührungspunkte so viele; der Wetteifer kam hinzu, man wollte von sich reden machen. Wie hätte man mit den alten Benennungen ausgereicht, die nur in unsern Vornamen bestanden? So mußten also Beinamen gegeben werden, hergenommen von den Orten, wo man her war, von dem Gute, dessen Besitzer man war, von dem Amte, das man bekleidete; — und von wie vielen andern Dingen? Nicht weniger aber lag es in der ganzen damaligen Art des Kriegswesens, daß dieses bei den Vornehmen, bei den Rittern vor andern geschah; denn sie waren es, die sich persönlich auszeichneten; von denen eben deßhalb gesprochen wurde; und besonders allgemein gesprochen wurde. Gab es auch unter dem großen Haufen Manche, die man auch auf diese Weise persönlich bezeichnete, ihre Namen wurden nicht allgemein, erhielten sich nicht. Daß auf diese Weise die Zunamen entstanden und sich bildeten, ist aus den Untersuchungen der Historiker und Genealo-

giften bekannt *); und die Zunamen selber tragen großentheils davon noch jetzt die Spuren. Was indeß die Kreuzzüge dazu beitragen konnten, war nur, daß sie das Bedürfniß fühlbarer, und die Sitte allgemein machten **). Denn sonst bedarf es keines Beweises, da dieß in der Natur der Dinge liegt, daß sie erst allmählig sich verbreiten, und allgemein werden konnten. Es mußten erst andere Dinge hinzukommen, welche ihnen in den Augen derer, die sie führten, einen bleibenden Werth gaben; dieß war eben die Wichtigkeit, welche man allmählig anfing auf alten Adel zu legen; seitdem die Ertheilung der Adelsbriefe durch die Fürsten hier eine Scheidewand gründete; und seitdem von dem Alter des Adels die Turnierfähigkeit abzuhangen anfing.

Eben jene Bedürfnisse waren es, welche durch die Kreuzzüge die Entstehung der Wappen verursachten.

*) Man sehe *Muratori* Dissertazioni Vol. VIII. Diss. 42. dell' origine di Cognomi, der weitere Citate überflüssig macht.

**) Die ältesten adlichen Geschlechtsnamen bildeten sich wahrscheinlich in Venedig; wo, wie Muratori l. c. p. 153. aus Urkunden gezeigt hat, ihr Alter schon bis ins neunte Jahrhundert zurückgeht; wie die Candiani, Orseoli, Memi, u. a. Sollte ihr Ursprung dort nicht in der entstehenden Familienaristokratie seinen Grund gehabt haben? Daß der Verkehr mit Constantinopel, wie Muratori glaubt, viel dazu beigetragen habe, ist uns nicht wahrscheinlich; so früh gab es auch dort keine Familiennamen.

Vor ihrem Zeitalter gab es eben so wenig Staats- als Familienwappen; und auch sie gingen aus den äußern Abzeichen hervor, wodurch man sich unterschied. Das Kreuz selbst, womit sich gleich bei der Eröffnung des ersten Zugs alle Theilnehmer bezeichneten, gab dazu die natürlichste Veranlassung. Kein anderes Zeichen kam daher auch nachmals so häufig in die Wappen. Als bei dem dritten Zuge mehrere Nationen zugleich daran Antheil nahmen, unterschieden sie sich durch die Farbe; die Fränkischen Kreuzfahrer durch rothe, die Englischen durch weiße, die Flandrischen durch grüne Kreuze *). Aber mit diesen allgemeinen Zeichen reichte man nicht aus. Es kam hauptsächlich darauf an, daß die einzelnen Heerführer dergleichen hatten, um von ihren Begleitern bald erkannt zu werden; keine leichte Sache bei Rittern, die über und über geharnischt waren. Was war also natürlicher, als daß die Abzeichen auf den schon vorher meistentheils gemahlten Schilden **) jetzt anfingen gewöhn-

*) *Du Cange* ad Ann. Comn. p. 350.

**) Schon die Normannen, noch vor ihrer Ansiedelung in Frankreich, hatten gemahlte Schilde; *Abbo* de obsid. Lut. Par. ap. *Duchesne* Script. Hist. Norm. p. 39. Bei dem Anfange der Kreuzzüge waren bunte Schilde bei den Fränkischen Rittern schon ganz gewöhnlich. *Albert. Aquens.* in Gest. Dei p. Fr. 241. Man könnte selbst es uralte Germanische Sitte nennen; denn schon Tacitus (Germ. 6.) bemerkt, daß die Deutschen ihre Schilde mit den ausgesuchtesten Farben bemahlten.

lich zu werden; meist sinnbildliche Gegenstände, die den Muth, die Raschheit u. s. w. bezeichnen sollten.

Allerdings waren dieß noch keine Wappen im spätern Sinne des Worts; allein sie legten den Grund dazu. Nichts ist der menschlichen Natur tiefer eingeprägt, als der Hang sich auszuzeichnen; und nichts war daher leichter, als daß Auszeichnungen, die Anfangs nur persönlich waren, erblich wurden, da die Eitelkeit dabei ihre Nahrung fand. Wie natürlich war es, daß die Ritter, die auf den heiligen Zügen ihr Wappenzeichen durch ihre Thaten verherrlicht hatten, auch nach ihrer Rückkunft dasselbe beibehielten; wie natürlich, daß ihre Söhne diese Denkmäler des Muths und der Frömmigkeit der Väter auf die Nachkommen fortzubringen strebten? Aber auch hier waren es dieselben Ursachen, wodurch die Zunamen Familiennamen wurden, welche auch jene Wappen zu Familienwappen machten; da man durch sie das Alter des Adels bewies, und turnierfähig wurde. Das Uebrige, dessen weitere Entwickelung man bei den Schriftstellern über diese Gegenstände nachlesen muß, folgte nun von selbst. Wenn bei dem Anfange der Kreuzzüge man von Wappen noch nichts wußte, so war dagegen im Zeitalter des heil. Ludwig ihr Gebrauch in Frankreich, und auch den andern Ländern des westlichen Europas, schon allgemein *).

*) Man sehe Gatterer Heraldik S. 11.

Der Einfluß, den die Kreuzzüge auf die Turniere hatten, war von Wichtigkeit; allein er war für Europa mehr mittelbar als unmittelbar. Sie waren, wie oben bemerkt ist, in Frankreich bereits vor dem Anfange dieser Unternehmungen entstanden; allein sie wurden durch sie theils allgemeiner, theils prächtiger. Keine andere Vergnügungen waren mehr im Geist des Zeitalters, das den ritterlichen Muth über alles schätzte; so würden sie also auch wohl ohne die Kreuzzüge sich verbreitet, aber langsamer verbreitet haben. Indem aber durch die Kreuzzüge die Völker selber, und besonders der Adel verschiedener Länder, sich näher kennen lernten, wurde dadurch der Geschmack an gleichen Vergnügungen allgemeiner; und zugleich die Nacheiferung entflammt *). Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß bei dem Anfange der Kreuzzüge die Fränkischen Ritter in diesen Waffenübungen sehr weit die andern übertrafen; Vorzüge, die ihnen von unpartheiischen Schiedsrichtern, den Byzantinern, eingeräumt werden **). Ihre größere Geschicklichkeit fiel besonders bei dem zweiten Kreuzzuge auf, als Fränkische und Deutsche Heere 1147 nach dem heiligen Lande zogen; und die Nationaleifersucht ward dadurch entflammt ***). Um diese Zeit,

*) Man sehe über die Geschichte der Turniere die classische Abhandlung von *Du Cange* bei *Joinville* Histoire de St. Louis, Diss. VI.

**) Ann. Comnen. Alex. p. 207. 277. ed. Paris.

***) *Cinnami* Hist. Const. p. 47. Auch nach Constantino-

die Mitte des zwölften Jahrhunderts, wurden die Turniere in Deutschland schon allgemein; später erst in England, wo die Könige Stephan (1135-1153) und Heinrich II. (1153-1189) sie nicht verstatten wollten; aber desto gewöhnlicher wurden sie unter Richard I., der selber in diesen Uebungen als einer der ersten glänzte. Noch später kamen sie nach Italien; wohin sie erst durch Karl von Anjou, als er Neapel und Sicilien einnahm (1265), verpflanzt wurden *).

Wenn die Turniere den Kreuzzügen ihre schnellere und weitere Verbreitung verdankten, so verdankten sie ihnen auch einen großen Theil ihres Glanzes. Erst seitdem man die Pracht des Orients kennen lernte, konnte diese auch auf diese Ritterspiele übertragen werden. Sie waren es, bei denen der Reichthum und die Prachtliebe der fürstlichen und edeln Häuser sich zeigte; und so wie der Reichthum sich mehrte, stieg auch ihr Glanz; der selbst noch fortdauerte und gewissermaßen am größten ward, als der Geist des Ritterwesens schon erstarb, im funfzehnten und selbst noch im sechzehnten Jahrhundert **).

pel verbreiteten sich die Turniere durch die Kreuzfahrer. Zwar soll dieses nach Joh. Cantacuzen. I, 42. erst um das Jahr 1326 geschehen seyn; allein nach Cinnamus III. p. 134. scheint es schon unter dem Kaiser Manuel statt gefunden zu haben.

*) Die Beweisstellen für diese Angaben sind bereits bei *Du Cange* l. c. p. 167. gesammelt.

**) Ueber die Einrichtung und das ganze Ceremoniel der

Sie waren die eigentlichen Stützen des Ritterwesens, und wirkten auf das vielfältigste und kräftigste auf die Erhaltung des Rittergeistes, von seiner schönen Seite betrachtet, zurück. Wenn die hier eingeführte Turnierfähigkeit durch edle Geburt, auf Namen und Wappen gestützt *), den Geschlechtsadel begünstigte, so waren die Forderungen, die man zugleich an das untadelhafte Betragen des Ritters machte, eine Stütze, welche die Sittlichkeit, den Begriffen der damaligen Zeit gemäß, unter der höhern Klasse der Gesellschaft aufrecht erhielt. In ihnen fand die Tapferkeit und die Galanterie, und länger als beide noch die Eitelkeit, ihre glänzendste Belohnung.

Die

Turniere um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts hat sich eine noch ungedruckte Schrift des edeln Königs Renatus von Anjou in der Dresdner Bibliothek erhalten; zugleich mit 33 Mahlereien geziert, welche die damaligen Turniertrachten darstellen. Einen Auszug daraus, der sehr schätzbar ist, hat Hr. Prof. Wilken in Heidelberg gegeben, in seiner Abhandlung: Die Turniere, in der dort erscheinenden Sammlung unter dem Titel Studien. Th. II. S. 168 fg.

*) Weil zu den Turnieren nur denen von adlicher Geburt der Zutritt verstattet wurde, so mußte man äußerliche Zeichen haben, den Adel zu erkennen. Dazu waren die bemahlten Schilde das bequemste Mittel. Diese stellte man also, zum Zeichen der Turnierfähigkeit, auf dem Turnierplatze zur Schau aus; und zwar so, daß man den Helm mit dessen Zierrathen zugleich auf den Schild setzte. Gatterer Herald. S. 5. Man vergleiche vor allen *Muratori* Dissertazioni T. IX. Diss. 53.

Die Entstehung der Ritterorden endlich trug nicht weniger dazu bei, indem sie dem Adel neue Stützen verschaffte, auf seine Ausbildung sowohl als auf die Politik der folgenden Zeit zurückzuwirken. Es waren freilich nur zunächst geistliche Ritterorden, die aus den Kreuzzügen hervorgingen; allein sie wurden wieder die Vorbilder der übrigen, die seitdem gestiftet worden sind; und wirkten außerdem auch durch sich selber genug. Es waren Institute, welche zuerst das Bedürfniß erzeugte und erhielt, die aber dem Geiste des Zeitalters angemessen, auch wie sie ihre erste Bestimmung nicht mehr erfüllen konnten, darum doch nicht nur fortdauerten, sondern auch an Ausbreitung und Reichthum außerordentlich gewannen. Wir dürfen aus der Geschichte als bekannt voraus setzen, daß die ältesten von ihnen, die Johanniter, von dem Hospital des heil. Johannes, das sie zu Jerusalem hatten, so genannt, diejenigen waren, die im Jahr 1118, da sie vorher nur der Pflege der Kranken sich gewidmet hatten, durch Ray und de Puy ihre Einrichtung als militärischer Orden erhielten, der den Krieg gegen die Saracenen zu seinem Zweck machte. Nach dem Verlust des heiligen Landes wandten sie sich 1291 zuerst nach Cypern; eroberten aber 1310 die Insel Rhodus (weßhalb sie auch Rhodiser Ritter heißen), und behaupteten sich in ihrem Besitz bis zum Jahre 1522, wo sie ihnen durch die Türken entrissen wurde. Ihr Großmeister Villiers de l'Isle Adam, der die Insel mit unglaublichem Heldenmuth vertheidigt hatte, rettete sich mit den Trüm-

mern des Ordens nach Italien; und der Orden erhielt im Jahre 1530 vom Kaiser Karl V. die Inseln Malta und Gozzo, als Lehen von Neapel, unter der Verpflichtung des Kampfs gegen die Ungläubigen; den sie, besonders im Jahre 1565 unter la Valette, ihrem Großmeister, rühmlichst bestanden; und seitdem im ungestörten Besitz ihrer Inseln blieben, bis der Sturm der neuern Weltbegebenheiten auch sie aus ihrem Asyl vertrieb. In acht Zungen (oder Provinzen) getheilt, hatte ihre Gesellschaft sich über alle Länder des westlichen Europas verbreitet; und wenn gleich mehrere derselben gänzlich aufgehört haben, so dauerten doch noch andere in Deutschland, Spanien und Italien fort; und halb in Trümmern erblickt man auch so noch den Umfang des großen Gebäudes.

Der Orden der Tempelherren, von ihrem Hospize in der Nähe des alten Tempels so genannt, erhielt zwar auch schon 1118 seinen Anfang; allein erst zehn Jahre später 1128 durch Pabst Honorius II. seine Bestätigung. Er blühte, bereits in Palästina, schneller wie der vorige auf, und auch in Europa waren seine Fortschritte bald so groß, daß er auch an Menge der Besitzungen weit die andern übertraf. Als das heilige Land verloren ging, zogen sich die Ritter mit ihrem Großmeister nach Cyprus zurück, wo bis auf die schreckliche Catastrophe, die Philipp IV. dem Orden vorbereitete, ihr gewöhnlicher Sitz blieb. Ihre Macht und ihr Reichthum führten ohne Zweifel mehr als ihre Verbrechen ihren Sturz herbei; aber Philipp IV., als er 1305 seinen ersten Hauptschlag

that, hat dafür gesorgt, daß der Schleier des Geheimnisses über eine Geschichte verbreitet bleiben mußte, bei deren Aufklärung er selber am meisten bei der Nachwelt zu verlieren hatte *).

Der Deutsche Orden, später als jene durch Deutsche Ritter im Jahr 1190 in Palästina gestiftet **),

*) Der Sturz des Tempelherrenordens, und ihre Schuld oder Unschuld ist ein Lieblingsgegenstand der Forschungen nicht nur in Deutschland, sondern kürzlich auch wieder in Frankreich geworden, wo schon früher *Du Puis* in seiner Histoire de la condamnation des templiers den Gegenstand fast erschöpft zu haben schien. Aber selbst ein neuerer Schriftsteller: Memoires historiques sur les templiers par *Ph. G****. (*Grouelle*) Paris 1805., der auch die vertrauteste Bekanntschaft mit den neuern Deutschen Untersuchungen verräth, — hat doch kein entscheidendes Urtheil zu fällen gewagt. Erst seitdem die Monumens historiques, relatifs à la condamnation des Chevaliers du temple et à l'abolition de leur ordre, par Mr. *Raynouard*, Paris 1813. erschienen, ist es erwiesen, daß der Orden als Orden unschuldig, und sein Reichthum sein Hauptverbrechen war. Vergehungen Einzelner waren nicht Verbrechen des Ordens; und auch von diesen möchten leicht Drei Viertheile der Beschuldigungen auf Klatscherei, Verläumdung, und bösem Willen beruhen. Ein Punkt scheint uns noch sehr im Dunkeln zu liegen: der Antheil, den die Eifersucht der Johanniter an ihrem Sturz hatte; denen ein so großer Antheil an den Gütern der Gefallenen wurde. Man sehe Chron. Astens. ap. *Murat.* XI. p. 193.

**) Daß die Stifter des Ordens Ritter, nicht aber, wie

blieb auch in der Folge nur für die Deutsche Nation bestimmt. Auch er hat sich erhalten; und wenn er auch an Reichthum und Umfang den andern nachstand, so hat er doch unter allen die bleibendsten Spuren der Geschichte unsers Welttheils eingedrückt.

Die Geschichte dieser Orden ist in eigenen, zum Theil bändereichen, Werken beschrieben *). Für die gegenwärtige Abhandlung gehört nur eine Uebersicht der Folgen, welche sie, und durch sie die Kreuzzüge, für Europa gehabt haben. Sie lassen sich unter folgende Bemerkungen zusammenfassen. Erstens, sie wurden eine Stütze des Adels, und trugen wesentlich dazu bei, den neuen Formen desselben eine größere Festigkeit zu geben. Um in dieselben aufgenommen zu werden, waren Vorzüge der Geburt nothwendig. Man mußte von Adel seyn; und wenn gleich in den Ordensregeln die Zahl der Ahnen nicht gleich vom Anfange an bestimmt wurde, so ward die

es gewöhnlich heißt, Kaufleute waren, erhellt aus *Jacob. de Vitriac.* Hist. Hieros. in Gest. D. p. Fr. p. 1085. Ein Hospital für Deutsche, woraus der Orden erwuchs, hatte es freilich schon früher in Jerusalem gegeben. Sein Emporkommen verdankte der Orden zuerst dem Glück, in Herrmann von Salza von 1210 bis 1230 einen der größten Männer zum Ordensmeister zu haben.

*) Für die Geschichte des Johanniter-Ordens erwähnen wir das bekannte Werk von *Vertot.* Histoire des Chevaliers de St. Jean etc. Paris 1726. Für den Deutschen Orden: Elben Gesch. d. Deutsch. Ordens 1784.

Forderung, von altem Adel zu seyn, doch bald zur unerlaßlichen Bedingung, indem man genauere Bestimmungen darüber festsetzte. Auf diesem Wege wirkten diese Orden mächtig darauf ein, den Geschlechtsadel bilden zu helfen, da sie der Meinung von dem Werthe des alten Adels zugleich eine Realität gaben. Aber wie oft wurden sie nicht auch Stützen der Familien, indem die jüngern Söhne hier Aufnahme und ehrenvolle Versorgung fanden?

Ferner: Die in Palästina gestifteten geistlichen Ritterorden wurden die Vorbilder anderer ähnlicher in Europa; und dadurch die Veranlassung der neuen Ritterorden überhaupt. Das dort gegebene Beispiel ward zuerst in Spanien nachgeahmt; wo gleich nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts die geistlichen Ritterorden von Alcantara im Jahr 1156 *), von Calatrava 1158 **), und der von S. Jacob di Compostella 1160 entstanden. Um eben diese Zeit nahm auch in Portugal der vom Avis im Jahre 1162 seinen Anfang; und der so viel berühmter gewordene Christusorden ging aus der Auflösung des

*) Er hieß zuerst der Orden von St. Julia del Pereyro. Den Namen von Alcantara erhielt er erst 1219.

**) Es war eine Verbindung von Rittern, von dem Abt von Fitero vom Cisterzienserorden errichtet, als die Tempelherren diese Stadt verlassen hatten. Sie nahmen daher auch die Regel der Cisterzienser an. Als Orden bestätigt wurden sie erst vom Pabst Alexander III. 1164; so wie auch der Ritterorden von St. Jacob von eben diesem Pabste 1175 seine Bestätigung erhielt.

Tempelherrenordens, dessen Güter in Portugal er vom König Dionys erhielt, im Jahr 1319 hervor. Es ist schon oben bemerkt *), daß ähnliche Bedürfnisse in diesen Ländern auch ähnliche Institute erzeugten. Die später entstandenen weltlichen Ritterorden, unter denen der des heil. Georg in England, oder des blauen Hosenbandes der erste ist, den König Eduard III. im Jahr 1349 stiftete **), hatten zwar weder gleiche Bestimmung, da sie nicht gegen Ungläubige kämpfen konnten, noch gleiche Statuten, da sie keine geistliche Orden waren; allein wären jene ältern Orden nicht gewesen, so würde sehr wahrscheinlich nicht die Idee zu diesen aufgelebt seyn; da nicht mehr das Bedürfniß darauf leitete. Sie verdankten also den Kreuzzügen, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar ihren Ursprung; und sie haben diese Institute vorbereitet und herbeigeführt, ohne welche die Ausbildung der monarchischen Verfassungen in dem neuern Europa sehr unvollkommen geblieben wäre. Wie manchmal auch jene Orden gemißbraucht seyn mögen, wenn man sie entweder nur der Geburt, oder auch einer einzigen Art des Verdienstes aus-

*) S. oben S. 172.

**) Wenigstens kennt man, so viel wir wissen, keinen ältern. Es ist sehr zu bedauern, daß die eigentliche Veranlassung zu der Stiftung dieses Ordens aus Mangel an Nachrichten sich nicht völlig aufklären läßt. Daß die gewöhnliche Erzählung von der Gräfin Salisbury ohne historischen Grund sey, ist anerkannt. *Hume* Hist. of Gr. Br. T. II. p. 447 sq.

schließend widmete, so ist doch ihr überwiegender Nutzen, und gewissermaßen ihre Unentbehrlichkeit, nicht zu verkennen. Wenn man auch mit Montesquieu die Ehre nicht für das allgemeine Princip der Monarchieen hält, so ist es doch nicht zu leugnen, daß es eins der wichtigsten ist. In Republiken, wo die Gleichheit der Bürger die Auszeichnung der Einzelnen verbietet, kann die öffentliche Achtung, und der darauf gegründete Einfluß für die, die ihn haben, hinreichende Belohnung seyn; in Monarchieen ist es anders. Die Achtung der Monarchen erfordert hier eine äußere Auszeichnung, weil sie nicht anders sich allgemein und dauernd kund thun kann. Wurden durch die Kreuzzüge Institute gegründet, welche den Fürsten dies erleichterten oder möglich machten, so haben sie dadurch wohlthätig auf die Nachwelt gewirkt. Inwiefern einzelne große und edle Handlungen dadurch erzeugt worden sind, läßt sich freilich nicht bestimmen; aber sie haben wesentlich dazu beigetragen, das Gefühl für Ehre aufrecht zu erhalten, indem sie mit Ehre belohnten; und dies ist des Verdienstes genug.

Endlich: Von der größten Wichtigkeit, aber auch von sehr großer Verschiedenheit, war ihr politischer Einfluß. Die geistlichen Ritterorden wurden nicht nur mächtige und reiche militärische Corporationen; sondern es lag schon in ihrer Einrichtung, daß sie von der weltlichen Macht der Fürsten unabhängig waren. Nur unter dem Pabst sollten sie stehen, von dem sie ihre Bestätigung hatten; allein

auch die Abhängigkeit von diesem war mehr dem Namen als der Sache nach vorhanden; denn was hatten die Päbste für Zwangsmittel gegen militärische Corps, hätten sie auch ihre gewöhnlichen Waffen gegen dieselben gebrauchen wollen? Was solche, so gut wie unabhängige, Corps in einem Staate seyen, empfand man schon in dem Königreiche Jerusalem. Freilich waren diese Ritterorden die eigentlichen Stützen desselben; da sie hier die Stelle von stehenden Truppen vertraten, ohne welche jenes Reich gar nicht hätte bestehen können; und mit welchen doch seine Existenz nur immer schwankend blieb. Aber man braucht auch nur einige Blicke in die Geschichte desselben zu werfen, um sich davon zu überzeugen, wie theuer die Könige diese Stützen erkaufen mußten. In den Europäischen Reichen waren sie, die Länder ausgenommen, wo sie als Eroberer auftraten, zu zerstreut, als daß sie durch offenbare Gewalt den Fürsten leicht hätten furchtbar werden können. Allein was vermögen auch ohne diese solche Corporationen nicht? Was konnten die Päbste nicht durch sie ausrichten, da nothwendig ihr beiderseitiges Interesse in dem Punkt zusammentreffen mußte, die königliche Macht sich nicht zu sehr über den Kopf wachsen zu lassen. Die Beweise für die Wahrheit dieser Sätze enthält die Geschichte der Tempelherren und ihres Untergangs. Wie man auch immer die geheimen Ursachen von dem Groll von Philipp IV. sich im Einzelnen denken mag, so lagen sie doch im Ganzen unstreitig darin, daß er eine Opposition in ihnen sah, welche der Aus-

führung seiner Entwürfe, — sey es zur Demüthigung der päbstlichen Macht, oder zu seiner Bereicherung durch seine Münzkünste, — welche überhaupt der Allgewalt, wornach er strebte, entweder wirklich Hindernisse in den Weg setzte, oder sie doch in den Weg setzen konnte *).

Aber wenn diese Ritterorden der Gewalt der Fürsten gefährlich werden konnten, so ist es doch auch nicht zu verkennen, daß sie im Einverständnisse mit ihnen auch wieder ihnen nützlich zu werden vermochten; und es auch öfter wirklich geworden sind. Wie nutzte nicht schon Kaiser Friedrich II. den Deutschen Orden? Schwerlich möchten Ferdinand und Isabella Granada erobert haben, hätten sie nicht an den Spanischen Ritterorden solche Stützen gehabt! Welche wesentliche Dienste leisteten nicht im sechzehnten Jahrhundert die Malthefer den Königen des westlichen Europas als Vormauer gegen die wachsende Seemacht der Türken? Vor Allem aber, was

*) Ein neuerer Untersucher ihrer Geschichte, Mémoires historiques (oben S. 195.) stellt p. 212. selbst die Vermuthung auf, daß sie in Frankreich eine souveräne Herrschaft hätten gründen wollen. Wenn es auch dieser Vermuthung an Beweisen fehlt, so zeigt sie wenigstens, wessen man sie fähig halten konnte. Uebrigens halten wir diese Vermuthung nur unwahrscheinlich in Rücksicht Frankreichs selber. Daß sie so gut wie die Malthefer und Deutschen eine Gelegenheit ergriffen haben würden, einen eigenen Staat zu erobern oder sich schenken zu lassen, bezweifeln wir keinesweges.

hat nicht der Deutsche Orden durch seine Eroberungen an der Ostsee geleistet; indem er, freilich nur für sich arbeitend, dennoch ohne es zu ahnen, den Grundstein zu einer großen Monarchie legte *)? — Allein die Könige lernten es auch bald einsehen, welchen Nutzen sie noch auf einem andern Wege von diesen Corporationen ziehen konnten, indem sie sich selber an ihre Spitze stellten. Sowohl in Spanien als in Portugal wurden die Könige die beständigen Großmeister der in ihren Reichen errichteten geistlichen Ritterorden **); sie erhielten dadurch nicht nur die Einkünfte dieser Orden zu ihrer Disposition, sondern auch vielfältige Mittel, sich Freunde und Anhänger, besonders in den ständischen Versammlungen zu machen; und dadurch ihre Macht zu erweitern und zu befestigen. Wir übergehen den Einfluß, den sie so oft, bis auf die neuesten Zeiten herunter, auf die Politik gehabt haben. Es ist ein eigener Anblick, wie Institute, die sich schon selbst überlebten,

*) S. oben S. 175.

**) In Spanien unter Ferdinand Catholikus, der seit dem Jahr 1489 Großmeister aller Orden wurde; und dadurch sein Einkommen nicht weniger als seine Macht erweiterte; in Portugal seit 1550 unter Johann III. In diesem Lande darf es nicht unbemerkt bleiben, daß es hauptsächlich die Einkünfte des Christus-Ordens waren, welche seinen Großmeister, den Infanten Heinrich Navigator, in den Stand setzten, die großen Entdeckungsreisen machen zu lassen, die den Europäern endlich den Seeweg nach Indien bahnten.

in Berührung mit den großen Interessen der Zeit, wieder eine momentane Wichtigkeit erhalten!

Aus den bisherigen Untersuchungen geht unsers Erachtens das ungezweifelte Resultat hervor: daß der Adel durch die Kreuzzüge großentheils seinen Geist und seine Form erhielt. Aber auf der andern Seite verlor er auch wieder an Macht, da sie nicht weniger dazu beitrugen, daß die niedern Stände der Gesellschaft sich hoben, auf welche wir jetzt unsere Blicke richten müssen.

IV. Einfluß auf Städte und Bürgerstand.

Wenn man den Zustand der Städte des westlichen Europas nach der Beendigung der Kreuzzüge mit demjenigen vergleicht, wie wir ihn vor dem Anfang derselben geschildert haben, so zeigt sich eine der erfreulichsten Erscheinungen. Sie sind am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts etwas ganz anderes geworden, als sie am Anfang des zwölften noch waren. Daß in den Zeiten der Völkerstürme das städtische Leben Fortschritte machen konnte, scheint auf den ersten Blick ein nicht zu erwartendes Ereigniß; und doch hatte es statt. Ein neues Leben war in ihnen begonnen; die Ringmauern der meisten waren erweitert; sie umschlossen nicht mehr eine Volksmasse, die aus halb und ganz Unfreien bestand, sondern eine Bürgerschaft, die ihre Rechte hatte, die, aus kleinen Corporationen (Zünften) zusammengesetzt, eine

große bildete, die von einem ihr eigenthümlichen Geiste beseelt wurde, einem Geiste der Freiheit, der aber nicht gegen die Könige, sondern gegen die kleinen Tyrannen gerichtet war.

Dieses Entstehen der Communen mag leicht als die wichtigste und folgenreichste Veränderung angesehen werden, welche die Periode der Kreuzzüge erzeugte. Der Geist des Ritterwesens erstarb; der Adel selber mußte endlich sinken; der Geist des Bürgerstandes lebte fort; dieser Stand hob sich gegen den Adel; das immer größere Mißverhältniß zwischen beiden ward die Hauptquelle der großen Veränderungen folgender Jahrhunderte; und mit Recht kann man sagen, daß seit der Entstehung jenes Standes die innere Fortbildung der Staaten vorzugsweise an die seinige geknüpft war. Ein Bürgerstand ist, wie bereits oben bemerkt ward, an und für sich ein den Feudalverfassungen gänzlich fremder Bestandtheil; wenn dennoch in ihnen ein solcher Stand sich bilden konnte, so mußte es auf ihre Kosten geschehen; zwei feindliche Elemente wurden in den Staaten Europas seitdem politisch vereinigt; konnten andere Wirkungen davon erfolgen, als die, welche die Geschichte uns zeigt?

Der sich jetzt bildende Begriff von Communen umfaßte mehrere und sehr verschiedene Gegenstände; die aber immer in dem Begriff von Freiheiten, die durch Privilegien ertheilt waren, sich vereinigten. Ihre Entstehung setzte also immer ein freieres Verhältniß gegen die bisherigen Lehnsherren, oder auch eine gänzliche Befreiung von denselben voraus,

deren erste Gegenstände die Zusicherung persönlicher Freiheit, durch das Aufhören von halber oder ganzer Leibeigenschaft; das Recht, über sein Vermögen zu verfügen; Sicherheit vor willkührlichen Abgaben; vor Allem jedoch das Recht, sich aus eigener Mitte seine Richter und Magistrate zu wählen, waren *); und bald kam man dahin, daß man vorzüglich dieses letzte Recht als den eigentlichen Charakter von Communen betrachtete **). Daß aber darin in den verschiedenen Städten viele Abstufungen und Verschiedenheiten statt finden mußten, wird man leicht im voraus erwarten, da jene Freiheiten weder auf einmal, noch auf einerlei Weise erhalten wurden. Je nachdem die Einwohner mehr oder weniger gewandt waren; je nachdem sie mit mehr oder weniger menschlichen oder verständigen Herren zu thun hatten, erhielten sie auch mehr oder weniger vortheilhafte Freibriefe ***). In einigen Städten bestimmte man die Abgaben, die für alle Zukunft jeder Einwohner seinem Herrn zu zahlen haben sollte. In andern kam man überein, daß sie nicht über eine gewisse Summe hinausgehen sollten. Es wurden die besondern Fälle festgesetzt, in welchen man

*) *Ducange* Glossar. v. Communia.

**) Man vergleiche über die Entstehung und Ausbildung der Communen vor allen die classische Abhandlung von *Brequigny* Recueil des Ordonnances etc. Préface T. XI. Aus ihr schöpfte großentheils *Moreau* Disc. XXI. T. XVI.

***) *Mably* Observations etc. T. III. p. 94 sq.

von den neuen Communen außerordentliche Beiträge oder Hülfsleistungen sollte fordern dürfen. Einige erhielten das Privilegium, ihre Herren nicht mehr in dem Kriege geleiten zu dürfen; andere nur in dem Falle, wenn er persönlich den Oberbefehl führte; und fast alle, ihm nur auf eine bestimmte Weite folgen zu dürfen. In ihrer Verfassung wurden die Städte gewissermaßen kleine Freistaaten. In einigen wählten die Bürger selber eine gewisse Anzahl Einwohner, um die Angelegenheiten der Communen zu besorgen; in andern ernannten der Vogt, oder der vom Herrn gesetzte Richter Magistrate, die unter dem Namen von Maires, von Consuls, von Schöffen bekannt waren. In einigen ernannten die Magistrate selber ihre Nachfolger; in andern präsentirten sie dem Lehnsherrn nur blos mehrere Candidaten, unter denen er die auswählte, die ihm gut dünkten. Auch hatten diese Municipal-Magistrate gar nicht allenthalben dieselben Rechte. Einige machten nach eigenem Ermessen die Abgaben und Steuer-Rollen; andere mit Zuziehung der Beamten des Lehnsherrn. In einigen wurden sie in Civil- und Criminalfällen von allen Bürgern der Communen gerichtet; in andern dienten sie nur den Schulzen als Beisitzer; oder hatten auch wohl nur des Recht, bei der Instruction des Prozesses behülflich zu seyn. Aber allenthalben ertheilten sie denen, die sich in der Commune niederlassen wollten, das Bürgerrecht; empfingen den Eid, den jeder Bürger ihr leistete; und verwahrten das Siegel, womit die

Urkunden versehen wurden *). Die Bürger theilten sich in Compagnien; bildeten regelmäßige Corps; übten sich in den Waffen, unter Anführern, die sie selber wählten; befestigten ihre Städte, und bewachten sich selber. Denn was ist der Geist der Freiheit, wenn nicht mit ihm zugleich der militärische Geist erwacht?

Die Wege, auf denen die Städte ihre Freiheiten erhielten, waren nicht weniger verschieden als die Freiheiten selbst. Der gewöhnlichste war, daß sie sie sich erkauften. Je öfter ihre Herren in Geldverlegenheit waren; je weniger ihre Einkünfte ihren Bedürfnissen entsprachen; um desto bereitwilliger ließen sie sich zu solchen Verkaufungen finden. Es war natürlich, daß die Käufer dabei die Umstände zu nutzen suchten, und sich der Vortheile so viele ausbedungen, wie sie erpressen konnten. Die Freiheit ist gewöhnlich die Tochter der Tyrannei. Der Druck der weltlichen oder geistlichen Herren, unter dem die Städte seufzten, oder auch die Beeinträchtigungen, die sie von dem benachbarten räuberischen Adel zu erdulden hatten, trieb sie zu der Verbesserung ihrer Lage, sobald sie sich dazu fähig fühlten; und bald wirkte auch das Beispiel. So kam es, daß auch öfters Städte ohne Bewilligung ihrer Herren und ohne Uebereinkunft mit ihnen Communen errichteten, und

*) Das Recht, ein eigenes Siegel zu führen, ward daher auch als ein wesentliches Vorrecht der Communen betrachtet. *Ducange* l. c.

erst späterhin die Bestätigung der Privilegien erhielten, welche sie sich schon früher selber genommen hatten *).

Es ist bereits oben bemerkt **), daß dieser Geist der Freiheit zuerst, und zwar schon vor dem Anfange der Kreuzzüge, in den Lombardischen Städten erwacht war. Er erhielt hier eine größere Kraft, weil der Lebendigkeit des Nationalcharakters zugleich ein großer Reichthum zu statten kam; aber auch ein höheres Ziel, weil die meist ungewisse Herrschaft der Deutschen Kaiser in Italien, und die Hülfe der Päbste eine Unabhängigkeit hoffen ließen, der nur vielleicht der bloße Name fehlte ***). Ein zweites Griechenland schien sich hier bilden zu sollen; und in wie mancher Rücksicht verdiente nicht Norditalien diese Benennung mit Recht? Aber der Mangel eines bleibenden allgemeinen Interesse; die wechselseitige Eifersucht; die Entstehung der Factionen der Guelfen und Gibellinen, die in den Städten besonders dadurch dauernd wurden, daß die Geschlechter des Adels sich

*) Beispiele davon aus Urkunden, wie aus Beauvais, hat *Mably* gesammelt in den Observations etc. Vol. III. Remarques et Preuves p. 327 sq.

**) Oben S. 128.

***) Ueber die Entstehung und den Fortgang des Municipalwesens in Italien war bisher *Muratori* Dissertazioni XLV—L. Op. T. IX. der Hauptschriftsteller. Ausführlicher ist ein bekanntes neueres Werk: Histoire des republiques Italiennes du moyen age par *Simonde Sismondi.* 1807. T. I—XVI.

sich in dieselben zogen, verhinderten es, daß diese Städte jemals zu einem festen und dauernden Bunde sich hätten vereinigen können.

Die Einführung der Communen in Frankreich erfolgte später als die in Italien. Es ist aus der Französischen Geschichte hinreichend bekannt, daß sie unter der Regierung von Ludwig dem Dicken, und zwar in Städten der königlichen Domainen *) begonnen, unter denen Noyon, Laon und Amiens als die ersten genannt werden. In Noyon waren es die Bedrückungen einheimischer und benachbarter Großen, welche auf Antrieb des Bischofs eine Corporation zwischen Geistlichkeit, Adel und Bürgern, zur gemeinschaftlichen Vertheidigung erzeugten, die von dem Könige ihre Bestätigung erhielt. In Laon war es der Druck des Bischofs, der die Einwohner während seiner Abwesenheit zu einem Verein brachte, der einen mehrjährigen verheerenden innern Krieg erzeugte; aber im Jahr 1128 durch Kauf die Bestätigung vom König erhielt **). Während jener Unruhen bildete sich,

*) Nämlich der alten Lehen des Capetingischen Hauses, die seit dessen Thronbesteigung von selbst Kronländer wurden. — Man hat die Entstehung der Communen in Frankreich oft aus dem Beispiel derer in Italien hergeleitet. Es bedürfte aber dieser Punkt einer weitern Untersuchung. Die ersten Communen bildeten sich im nördlichen Frankreich; und hier zeigt sich keine Spur jener Einwirkung. Späterhin mag sie statt gefunden haben; besonders auf den südlichen Theil.

**) Man sehe über diesen Gegenstand vorzüglich *Moreau*

auch nicht ohne Gewalt, indem der Bischof und die Bürger ihren Vicomte verjagten, im Jahr 1113 die Commune von Amiens *).

So war es auf der Seite der Städte der Druck, den sie erlitten, auf königlicher Seite zuerst vermuthlich nur der Geldvortheil, der jene neuen Einrichtungen erzeugte. Das Wesentliche dabei bestand, bei allen Verschiedenheiten der Bedingungen und der Formen, also darin, daß die Lehnsherren die Bürgerschaft als ein Corps anerkannten, mit dem sie unterhandeln konnten; daß sie ferner einen Vergleich mit ihm abschlossen; und daß dieser Vergleich von dem Könige, als Oberlehnsherrn, bestätigt ward. Nichts greift aber leicht mehr um sich, als der Geist von Corporationen, weil sie außer den wesentlichen Vortheilen, die sie gewähren, zugleich der Eitelkeit und dem Selbstgefühl schmeicheln. Jeder fühlt sich als Mitglied des Ganzen mehr, als er allein war; man nehme hinzu, daß äußere Ehrenzeichen, daß die Aussicht zu Ehrenstellen den Reiz erhöhen. Natürlich sind ihm aber die Zeiten der Anarchie am günstigsten, weil in ihnen das Bedürfniß so fühlbar

Discours 19 et 20 sur l'histoire de France. T. XV. XVI. Durch den an Laon ertheilten Freibrief (institutio pacis) erkennt der König ihre Commune, bestätigt das Recht, daß sie einen Maire und Geschworne hat; und bestimmt die Verrichtungen und Pflichten der Municipalbeamten. — Eine Analyse des Freibriefs giebt *Moreau* T. XVI. p. 349 sq. Disc. 20.

*) Histoire d'Amiens par *Daire*, p. 58.

wird. Der Einzelne empfindet es, daß er allein zu schwach ist, sich zu schützen; wo soll er Hülfe suchen, als in der Vereinigung? Hieraus wird es sich erklären, weswegen überhaupt in jenem Zeitalter der Geist der Corporationen so allgemein werden konnte; wie alles zunftmäßig ward; wie diese Einrichtungen selbst auf Gegenstände übertragen werden konnten, wo sie nach unsern Ideen gar nicht paßten. Es war das Gefühl für Ordnung und Ruhe, die man Beide nur auf diesem Wege erhalten konnte, was das Zunftwesen veranlaßte; so war es also der Anfang einer bessern Zeit. Die Völker vergaßen nachmals, daß dieselben Mittel nicht für alle Zeiten passen; — aber wann hätten sie das nicht vergessen?

Der durch die Errichtung der Communen erwachte Geist verbreitete sich sehr schnell in Frankreich. Sie blieben bald nicht mehr auf die königlichen Domainen beschränkt, sondern bildeten sich nun auch in den Territorien der großen Kronvasallen. Dieselben Ursachen wirkten hier auf beiden Seiten; und wie es Sitte ward, fing man selbst bald an als ein Recht es zu betrachten. Einer der ersten Französischen Geschichtforscher *) hat von 98 Communen die urkundlichen Beweise angeführt, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ihre Privilegien erhielten. Gegen das Ende dieses Zeitraums hatten sie sich über

*) *Du Cange* Glossar. v. Communia. Viele dieser Freibriefe findet man in *Brequigny* Recueil des Ordonnances, besonders T. XI.

ganz Frankreich verbreitet; es wäre daher überflüssig, davon einzelne Beispiele in größerer Menge anführen zu wollen *).

Auch in dem Deutschen Reiche verbreitete sich dieser Geist der städtischen Freiheit; wiewohl etwas langsamer. So weit wir die Spuren seines Entstehens verfolgen können, scheint er hier mehr von Frankreich als von Italien hergekommen zu seyn; wiewohl die vielen Kriegszüge in dieß Land wenigstens die Bekanntschaft mit freien Stadtverfassungen zur Folge haben mußten; erst in spätern Zeiten, als die große Handelscommunication mit Italien völlig eröffnet war **), wirkte dieses Land mächtig auf die Deutschen Städte ein. Aber zuerst waren es die Städte am Rhein (in denen bereits in den Zeiten der Unruhen unter Heinrich IV., besonders ums Jahr 1073, Bewegungen statt gefunden hatten, indem sie keck zur Verwunderung des Reichs als seine Vertheidiger auftraten ***), die sich Freibriefe von den Kaisern ertheilen ließen; unter denen wiederum Speier die frühste gewesen zu seyn scheint. Bereits im Jahr 1111 erhielt sie vom Kaiser Heinrich V.

*) Man vergleiche darüber die Französischen Städtegeschichten; wie *Daire* Histoire d'Amiens; *Ruffi* Histoire de Marseille u. a.

**) S. unten im zweiten Theil.

***) Man sehe *Lambert. Schafnab.* ad ann. 1073. über das Betragen der Stadt Worms.

ein gedoppeltes Privilegium *); indem durch das eine die bisherigen unfreien Einwohner, wovon die größere Zahl wahrscheinlich aus Handwerkern bestand, in die Klasse der freien Bürger erhoben ward; durch das andere die Stadt- und Bürgerrechte überhaupt, besonders in Rücksicht der Gerichtsbarkeit, und der freien Disposition über das Vermögen, durch Abschaffung des sogenannten Budtheils, gesichert wurden **). Wer die Fortschritte der Deutschen Städte zu ihrer Freiheit genauer kennen lernen will, lernt dieß besser aus der detaillirten Geschichte einzelner, als aus allgemeinen Bemerkungen †). Daß überhaupt das zwölfte Jahrhundert der Zeitraum war, in welchem viele der Deutschen Städte die meisten ihrer Privilegien erhielten, ist schon von einem frühern Geschichtforscher dargethan ††). Ihnen standen

*) Man findet sie in Lehman's Chronik von Speier S. 350. 351.

**) Das Budtheil war ein Zeichen der Hörigkeit, und bestand darin, daß der Erbherr nach dem Tode des Mannes oder der Frau das beste Stück des Nachlasses nehmen durfte.

†) Einen der wichtigsten Beiträge dazu giebt die Geschichte der Stadt Frankfurt am Main, von A. Kirchner 1807, der um so viel erwünschter ist, je weniger die Geschichte der wichtigsten einzelnen Deutschen Städte noch bisher bearbeitet ist. Frankfurt entledigte sich des kaiserlichen Vogts wahrscheinlich 1219. Kirchner S. 102.

††) *Conringii* Exercitatio de urbibus Germanicis, Op. T. VI. wo mehrere Beispiele gesammelt sind.

keine solche äußere Hindernisse wie denen in Italien entgegen; denn die Kaiser waren theils aus Geldnoth, theils aus Politik gegen sie mit Privilegien nichts weniger als sparsam; aber kein so schnelles Gedeihen konnte hier seyn, da die Städte in ihrem innern Wohlstande später und langsamer sich hoben; und die viel geringere Anzahl derselben, nach Verhältniß des Flächenraums des Landes, der Berührungspunkte weniger darbot, und nur später und seltener ein gemeinschaftliches Interesse erzeugen konnte. So erklärt sich die Erscheinung, daß der Zeitpunkt der Blüthe der Deutschen Städte erst nach den Zeiten der Kreuzzüge eintrat, als die der Italiänischen schon lange gedauert hatte.

Dieses Aufwachsen und Reifen der Communen in den Hauptländern Europas war es, das eine allmählige Veränderung des gesellschaftlichen Zustandes zur Reife brachte. Mit dem Bürgerstande bildete sich erst eigentlich eine Nation, im politischen Sinne des Worts. In ihm erhielten die Könige erst wahre Unterthanen, statt bloßer Vasallen und Knechte. Sie mußten es, vor allem in Frankreich, bald empfinden, wie viel sie auf diesem Wege gewannen. Die freigewordenen Städte entzogen sich darum ihrer Oberherrschaft nicht, sondern suchten darin eben ihre Stütze. Die Großen, welche im Drange der Umstände den Städten ihre Freiheiten hatten bewilligen müssen, waren selten geneigt, ihre Verträge zu halten; und die Städte waren auch mit den Waffen in der Hand nicht immer stark genug, sie dazu zu zwin=

gen. Sie bedurften also einer Bürgschaft; und diese leisteten die Könige. So sahen die Städte in diesen nicht mehr ihre Tyrannen, sondern ihre vertragsmäßigen Oberherren und Beschützer; so wurden zu gleicher Zeit die Vasallen dem Könige mehr untergeordnet, indem sie ihn als Richter zwischen sich und den Communen anerkennen mußten; so kam es bald dahin, daß alle die Städte, welche Communen bildeten, als unabhängig von ihrem Lehnsherrn, und als den Königen unmittelbar unterworfen angesehen wurden; und wohin konnte und mußte dieß nicht führen, wenn eine gewandte und zugleich folgerechte Politik diese Vortheile zu nutzen wußte?

Aber wenn diese große Veränderung in der Periode der Kreuzzüge erfolgte, inwiefern wirkten diese darauf ein? Diese Frage ist es, die uns hier beschäftigen muß. Es geschah dieß theils unmittelbar, theils mittelbar.

Die unmittelbare Einwirkung der Kreuzzüge auf das Entstehen der Communen hatte ihren Grund in der Entfernung so vieler ihrer Tyrannen. Indem Tausende des Adels nach dem Orient zogen, war dieß eine natürliche Folge; man darf aber auch darauf rechnen, daß es im Ganzen gerade die wildesten und muthigsten Köpfe unter dem Adel waren. Sie ließen in ihren Städten Beamte zurück; allein das Ansehen von diesen war geringer, als das ihrer Herren; man athmete freier; und je mehr Ungerechtigkeiten sich diese erlauben mochten, um desto größer war der Reiz zum Widerstande, um desto

natürlicher ward es, bei den Königen Hülfe zu suchen. Die Periode des zweiten Kreuzzugs, während Abt Suger das ihm von Ludwig VII. anvertraute Staatsruder führte, war daher in Frankreich so fruchtbar an sich bildenden Communen; und welche große Fortschritte darin unter der Regierung Philipp's August und Ludwig's des Heiligen geschahen *), der in seiner Gesetzgebung so viele Rücksicht auf den Bürgerstand nahm, ist allgemein bekannt.

Aber freilich waren es noch weit mehr die mittelbaren Folgen der Kreuzzüge, welche das Aufkommen der Communen und des Bürgerstandes begünstigten. Sie hatten den Schutz der Personen und des Eigenthums zum Ziel; und je mehr dieses sich vergrößerte, je reicher die Städte wurden, um desto wichtiger wurden ihnen nicht nur ihre erhaltenen Privilegien, sondern um desto mehr fühlten sie sich auch im Stande, sich neue zu verschaffen. Dieser steigende Reichthum war aber eine Frucht des Handels; und dieser steigende Handel wiederum eine Frucht der Kreuzzüge. Dieser Gegenstand aber ist von solchem Umfang und von solcher Wichtigkeit, daß wir ihm den zweiten Haupttheil dieser Abhandlung bestimmt haben. Ehe wir dazu fortgehen, sey es uns nur noch erlaubt, unsere Blicke auf die

*) Die Belege dazu enthalten die große Menge von Freibriefen der Städte, die *Breqúigny* Recueil des Ordonnances T. XII. bekannt gemacht hat.

unterste Klasse der Gesellschaft, den Bauernstand, zu werfen.

V. Folgen für den Bauernstand.

Die Untersuchung über den Einfluß der Kreuzzüge auf die bürgerlichen Verhältnisse des untersten Standes der Gesellschaft, des Bauernstandes, ist eine der schwierigsten, vielleicht die schwierigste unter allen hier zu beantwortenden Fragen. War gleich diese Klasse die zahlreichste von allen, so zog sie doch am wenigsten die Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber auf sich, schon weil sie die niedrigste war. Nur blos gelegentlich erwähnen sie ihrer; und wie oft tritt nicht der Fall ein, daß eine solche gelegentliche Erwähnung die classische Beweisstelle für einen Punkt von großem Umfange und Wichtigkeit ist? Dazu kommt, daß unter allen Ständen der Gesellschaft keiner ist, bei dem weniger plötzliche Veränderungen seines Zustandes eingetreten wären; denn die gewaltsamen Versuche, welche in mehreren Ländern von ihm gemacht wurden, das ihm aufgelegte Joch abzuschütteln, haben niemals ihren Zweck erreicht. So ging also Alles hier durch langsame Veränderungen; die den Annalisten selber meist unbemerkt geschahen; — wie hätten sie sie sogleich aufzeichnen können?

Es ist eine fast allgemein angenommene Meinung, daß die Abschaffung der Leibeigenschaft, und die Schöpfung eines freien Bauernstandes eine der

wohlthätigsten Folgen der Kreuzzüge gewesen sey. Ohne darüber etwas im voraus bestimmen, ohne es geradezu bejahen oder verneinen zu wollen, wird es uns indeß erlaubt seyn zu bemerken, daß selbst die größten Kenner in diesem Fach davon nur als von einer zweifelhaften Sache sprechen *). Wie man auch darüber urtheilen mag, so kann man unmöglich in Abrede seyn, daß die Veränderungen des Bauernstandes in Europa gar nicht durch eine einzige Ursache erzeugt worden sind, sondern daß mehrere, und zwar ihrer Natur nach sehr verschiedene, darauf eingewirkt haben. Nur Ein allgemeiner Grundsatz scheint dabei fest zu stehen. Die Menschlichkeit, die Großmuth der Herren that dabei das wenigste. Es mußten also andere zufällige Ursachen seyn, die auf die Verhältnisse der Stände einwirkten, welche die Herren entweder ihres eigenen Vortheils wegen in die Nothwendigkeit setzten, das Loos ihrer Leibeigenen zu verbessern, oder welche auch von selbst dieses Verhältniß änderten. Aber auch da, wo die strenge Leibeigenschaft aufhörte, wie unendlich verschieden blieben doch die Verhältnisse? Man hüte sich also, von dem Aufhören der strengen Leibeigenschaft sogleich auf das Entstehen eines völlig freien Bauernstandes zurückzuschließen. Wie viele sind nicht der Abstufungen von ihr bis zu der vollen politischen Gleichheit? Seitdem

*) Man sehe *Pottgiesser* de statu servorum p. 157. *J. H. Böhmer* de varia jurium innovatione per exped. cruciat. p. 35. not. dd.

diese letztere einer der Hauptzwecke der neuern Politik wird, werden jene Verschiedenheiten immer mehr verschwinden; aber mit ihnen auch das Andenken an die frühern Einrichtungen; und über die Geschichte des neuern Europas wird eben deshalb immer ein gewisses Dunkel verbreitet bleiben, weil es uns an einer detaillirten Grund-Charte (wenn wir so sagen dürfen), den Zustand und die Verhältnisse des Landvolks in jedem Lande darlegend, fehlt. Wie die Verhältnisse des Bauernstandes zunächst vor dem Anfange der Revolution in den verschiedenen Provinzen von Frankreich waren, ist schon jetzt für den Ausländer eine fast unmöglich genau zu beantwortende Frage; und wer die so unendlich verschiedenen Verhältnisse desselben in den einzelnen Deutschen Provinzen kennt, wird leicht zugeben, daß die Schwierigkeiten hier noch größer sind.

Diese Bemerkungen werden hinreichen, zu zeigen, daß eine durchaus documentirte Entwickelung der Folgen, welche die Kreuzzüge für den Bauernstand hatten, zu den Forderungen gehört, deren vollständige Befriedigung außerhalb dem Kreise der Möglichkeit für den Geschichtforscher liegt, so lange nicht ganz neue Quellen, die schwerlich irgendwo zu erwarten stehen, sich ihm hier öffnen. Aber der Forscher wird sich hier mit eben dem Trostgrunde begnügen, mit dem er sich auch bei andern höchst wichtigen Gegenständen des Mittelalters begnügen muß. Dieß Zeitalter war keineswegs das der großen Revolutionen im neuern Sinne des Worts. Was dort gedeihen und

werden sollte, ward und gedieh erst allmählig. Es stand gewöhnlich bereits da, ehe die Annalisten Notiz davon nahmen; und wenn sie es thaten, waren sie selber nicht mehr fähig, den Ursprung zu entwickeln, wenn sie es auch gewollt hätten. Der Weg also, den wir bei dieser Untersuchung zu betreten haben, scheint der zu seyn, daß wir die Momente genauer prüfen, welche bei den Kreuzzügen eine Veränderung des Bauernstandes hervorgebracht haben, oder doch hervorgebracht haben sollen; und daß wir nachmals auf den Zustand dieses Standes, wie er eine geraume Zeit nach den Kreuzzügen in den verschiedenen Ländern erscheint, einen Blick werfen, um daraus den Einfluß, den diese auf ihn gehabt haben mögen, richtiger zu beurtheilen.

Wenn auch die Angaben der Schriftsteller über die erstaunliche Menge Volks, welche sowohl bei dem ersten, als bei einigen andern Zügen nach dem Orient zusammenströmten, übertrieben seyn sollten, wie dieses nach dem Obigen zu bezweifeln steht, so ist doch gewiß, daß nicht nur eine große Bewegung wiederholt und fortdauernd durch sie erregt ward; sondern daß diese auch besonders das Landvolk ergriff. Die Mittel, welche die Päbste gebrauchten, um eine große Menge Volks aufzubringen, brachten dieses schon mit sich. Es durfte Niemand verwehrt werden, das Kreuz zu nehmen; und damit waren also auch durch Einen Schlag alle die Bande gelöst, welche den Hörigen, den Leibeigenen, an das Gut, an den

Boden seines Herrn knüpften *). Wie tief auch die Knechtschaft erniedrigen mag, so glimmt doch in dem Innersten des Menschen ein Funken des Freiheitssinns fort, der freilich keineswegs jene reine Flamme erzeugt, wie sie die Brust des Patrioten erwärmt, aber der immer fähig ist, eine Glut zu entzünden, die oft, furchtbar um sich greifend, schwer zu dämpfen ist. Wenn auf diese Weise bei den eröffneten Thüren der bisherige Druck selber viele bewog, ihm zu entfliehen, so trugen der Reiz und die Hoffnungen, welche an das Besuchen fremder Länder sich knüpfen, gewiß nicht weniger dazu bei; und die zahlreichen Schaaren der Kreuzfahrer aus den niedern Ständen, welche hinüberströmten, können keine Verwunderung erregen.

Aber wie bereitwillig man auch seyn wird, dieses zuzugeben, so wird es doch leicht erhellen, daß an und für sich dadurch in Europa noch kein freier Bauernstand gegründet werden konnte. Denn erstens ist es aus allen Angaben der Schriftsteller klar, daß gerade von diesen Schaaren niedern Volks nur ein sehr geringer Theil sein Vaterland wieder sah. Mehrere Heere von ihm wurden, wie aus den obigen Angaben erhellt **), so gut wie ganz aufgerieben. Das Schwerdt der Saracenen mußte nirgends eine leichtere Beute finden, als bei dieser, fast wehrlosen, Menge; welche auch selbst die Flucht ihren Reuterschaaren nicht entziehen konnte. — Aber auch von

*) *J. H. Böhmer* l. c. p. 33.

**) S. oben S. 82.

den Wenigen, welche zurückkehrten, wie viele waren wohl zum Ackerbau geschickt? An ein umherschweifendes Leben gewöhnt, ergiebt sich der Mensch nicht leicht wieder einer regelmäßigen Arbeit; und die Wenigen, die es mochten, — wo hatten sie ein Capital zum Ankauf, zum Anfange? Man kann es, wenn gleich die Annalisten darüber schweigen, wohl als wahrscheinlich annehmen, daß Manche wieder in den Stand der Leibeigenen zurückkehrten, um nur Herren zu haben, die ihre Ernährung übernahmen. Aber es zeigt sich in eben diesen Zeiten noch eine andere Erscheinung, von der man es kaum bezweifeln kann, daß sie eine Folge der Kreuzzüge war. Die Schaaren nämlich von Söldnern, die unter verschiedenen Benennungen der Brabançons, der Coutereaus u. a. begriffen werden; und indem sie dem dienten, der sie bezahlte, den Krieg zu ihrem Erwerbmittel machten. Das zwölfte Jahrhundert ist der Zeitraum, wo diese in England wie in Frankreich sich zeigen; in England während der Kriege zwischen Stephan und Mathildis; in Frankreich unter Philipp August. Was ist natürlicher, als anzunehmen, daß sie großentheils aus zurückgekehrten Kreuzfahrern bestanden? die, an die Waffen gewöhnt, keine Lust hatten, den Pflug wieder zu führen; aber auch oft in Räuberhorden ausarteten, daß man gegen sie selber das Kreuz predigen mußte. Die Beschreibung, welche uns die Annalisten von ihnen machen *), rechtfertigt voll-

*) Erat genus hominum rapacissimum et violentissi-

kommen diese Meinung, um so mehr, da ausdrücklich gesagt wird, daß es nicht blos Einheimische, sondern auch Fremdlinge waren.

Wenn aber auch die Kreuzzüge gleich nicht unmittelbar auf diese Weise eine beträchtliche Anzahl freier Bauern schaffen konnten; so trugen sie doch mittelbar, wenn auch nur langsam, zu Veränderungen der Lage dieses Standes bei. Durch jenes Hinströmen der Menschen nach dem Orient entstand in den Ländern, von wo aus dieses geschah, eine große Abnahme der Menschen-Klasse, welche bisher für ihren Herrn den Acker hatten bauen müssen. Die Herren mußten die Zurückbleibenden milder behandeln, damit sie nicht auch davon liefen. Auf den so sehr sich erweiternden Besitzungen der Geistlichkeit wirkten außerdem noch andere Verhältnisse ein. Da sie, als Besitzungen "der todten Hand", ihre Eigenthümer nicht veränderten, so waren auch die darauf befindlichen Leibeigenen dem Kauf und Verkauf nicht ausgesetzt; und die Religion selbst, wie ausgeartet sie auch seyn mochte, schrieb doch eine mildere Behandlung vor. In Deutschland kam noch eine andere Ursache hinzu, welche vielleicht noch mehr als die Kreuzzüge

mum, qui nihil pensi haberent vel coemeteria frangere, vel ecclesias expilare, religiosi quinetiam ordinis viros non solum equis proturbare, sed etiam in captionem abducere, nec solum advenae, sed et indigenae milites. *Wilhelm. Malmesb.* Hist. Novell. Script. Rer. Anglic. post Bedam p. 179.

wirkte; die grausamen Kriege mit den Slavischen Völkern, den Wenden, Obotriten rc., welche die östliche Hälfte von Deutschland großentheils besetzt hatten; lange und höchst menschenfressende Kriege, besonders in den Zeiten von Heinrich dem Löwen und Albrecht I. von Ascanien, durch welche die Slaven aus manchen Gegenden verdrängt, oder auch gänzlich ausgerottet wurden; die aber, da diese Völker noch Heiden waren, auch als Kreuzzüge gegen die Ungläubigen angesehen wurden.

Der durch diese, und vielleicht noch andere, Ursachen entstandene Menschenmangel scheint besonders in dem nördlichen und mittlern Deutschland (wo jene Kriege auch am meisten wütheten), und in den Rheingegenden fühlbar geworden zu seyn, und das Entstehen einer Klasse freier Landleute befördert zu haben. Die großen Güterbesitzer, geistliche und weltliche, wenn sie nicht ihre Besitzungen wollten wüste stehen lassen, mußten sich wohl nach Anbauern derselben umsehen, denen sie gegen gewisse Bedingungen ihre Ländereien übergaben. Wenn es nun gleich, da mehrere Ursachen zu diesem Zwecke zusammenwirkten, unmöglich ist, genau zu bestimmen, wie viel die Kreuzzüge Antheil daran hatten, so ist es doch merkwürdig, daß kurz nach ihrem Anfange, in den ersten Decennien des zwölften Jahrhunderts, Erscheinungen dieser Art sich zeigen, wodurch der beträchtliche Antheil, den sie daran hatten, schwerlich einem Zweifel unterworfen bleiben kann.

In

In diesen Zeiten nämlich ist es, wo in Deutschland, und zwar zuerst in Niederdeutschland, das Entstehen von Bauern-Colonieen beginnt, welche aus den Niederlanden herbeigezogen wurden; und welche daher den Namen der Holländereien bei den Deutschen bekamen *), der in einigen Gegenden sich bis jetzt erhalten hat **). Große Unglücksfälle, Ueberschwemmungen und Wassernoth, hatten damals jene Gegenden verwüstet, und bewogen Viele zum Auswandern †). Sie fanden besonders in Niederdeutschland, an den Ufern der Flüsse, in den fetten Gegenden ††), einen Boden, dem ihres Vaterlandes ähnlich, wieder; und daher wurden hier von ihnen Ansiedelungen gestiftet. Es waren zuerst, wie es scheint, die geistlichen Herren, Erzbischöfe und Bischöfe, welche diese Niederlassungen begünstigten. Der älteste Vertrag dieser Art, den man kennt, ist von

*) Man sehe über diesen Gegenstand besonders J. G. Hoche historische Untersuchung über die Niederländischen Colonieen in Niederdeutschland, besonders der Holländer und Fläminger, und deren Rechte. Halle 1791.

**) So heißt z. B. noch jetzt bei Bremen die Gegend jener Ansiedler das Hollerland. Man sehe die gelehrte Abhandlung von Heineken, Principia juris colonarii reipubl. Bremensis p. 11.

†) *Leibnitz.* Script. Brunsuic. I. p. 513. Besonders in den Jahren 1129. 1135 und 1136.

††) Den sogenannten Marschgegenden. Man sehe Anton Geschichte der deutschen Landwirthschaft II. S. 13 fg.

dem Bischof Friedrich von Hamburg vom Jahre 1106 *), der wiederum den folgenden zur Richtschnur diente. Er gab den Holländern, die sich an ihn wandten, durch denselben eine sumpfige Gegend für sich und ihre Erben zum Anbau; sie mußten sich zu einem Grundzins und einigen Leistungen verpflichten; erhielten aber dafür ihre eigenen Rechte und Gerichte. Dieses von dem Bischof Friedrich gegebene Beispiel wurde von seinem Nachfolger, Erzbischof Adelbert, eifrig nachgeahmt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß unter ihm gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts sich zahlreiche Niederlassungen dieser Art längs den Ufern der Weser und Elbe bildeten, da sich die urkundlichen Beweise davon erhalten haben **). Aber um eben diese Zeit breiteten sich diese Niederlassungen auch durch Holstein und Mecklenburg, so wie weiter durch das Innere von Norddeutschland, durch das ganze Brandenburgische bis nach Pommern und Preußen, durch Sachsen und Thüringen aus; so daß ein großer Theil von Deutschland von ihnen besetzt wurde ***).

*) Der Vertrag steht bei *Lindenbrog* Script. rer. German. p. 148.

**) Man findet sie bei *Lindenbrog* l. c. p. 150—160. und zum Theil vollständiger bei *Westphal* Monum. Cimbrica II. p. 12 sq.

***) Außer Lindenbrog und Westphal ll. cc. sehe man besonders *Helmold* Chron. Slav. I. c. 55. 57. 64. und vorzüglich 88. Mehrere Beweise für das Einzelne

Die Zahl der Holländer oder Flaminger, die sich auf diese Weise als Colonisten in Deutschland niederließen, mag vielleicht beschränkt geblieben seyn; aber auf diesem Wege entstand ein eigenes Holländisches und Flämisches Recht (woraus, vielleicht wenigstens zum Theil, das späterhin sogenannte Meierrecht sich bildete *)), und dieß wurde eben von so großer Wichtigkeit, indem nun ein gesetzliches Verhältniß freier Anbauer vorhanden war. Der Menschenmangel, oder auch die Furcht, die Leibeigenen durch die Flucht zu verlieren, bewog nun auch manche der weltlichen Herren, entweder ihre eigenen Unterthanen freizulassen, oder auch fremde Ansiedler auf ihre Besitzungen zu verpflanzen, um Nutzen von diesen zu ziehen. Dieß setzte also immer Verträge voraus; in denen, schon weil es Verträge waren, die persönliche Freiheit des Anbauers sich von selbst verstand; da diese nur mit freien Leuten geschlossen werden konnten; wodurch sie zwar gegen einen Grundzins die erhaltenen Ländereien gewöhnlich erblich bekamen; aber auch zu manchen andern Leistungen sich verstehen mußten, die nach der Beschaffenheit der Umstände sehr verschieden waren.

findet man bei Hoche a. a. O., der die Spuren von ihnen sorgfältig gesammelt hat.

*) Der Name von Meiern kommt indeß erst seit dem vierzehnten Jahrhundert in Urkunden vor. Heineken l. c. p. 20.

Wenn gleich diese Klasse freier Anbauer sich weit verbreitete, so scheint sie doch im Ganzen auf das nördliche Deutschland beschränkt geblieben zu seyn *). Es gab aber noch einen andern Weg, auf dem die Kreuzzüge zu der Zerbrechung der Fesseln der Leibeigenschaft wirkten, wenn gleich nur mittelbarer Weise; insofern nämlich durch sie das Emporkommen der Städte befördert wurde.

In diesen Communen wurde, wie oben gezeigt ist, die Freiheit gegründet; in ihnen wohnte Ruhe und Ordnung. Darf man sich wundern, wenn so viele der Unfreien, die auf dem platten Lande unter dem Drucke standen, ihre Lage zu verbessern suchten, indem sie ihren Herren entliefen und in die Städte eilten? Hier wurde der Grundsatz anfangs ziemlich allgemein herrschend, "die Luft mache frei; und Stadtrecht breche Landrecht" **); man nahm sie also auf, und je mehr die städtischen Gewerbe empor kamen, um desto mehr fanden sie hier ihr Fortkommen. Aber man ging noch weiter. Viele der Außenwohnenden suchten und erhielten das Burgrecht in den benachbarten Städten; und so entstand die Klasse der Pfahlbürger, die als Schützlinge außerhalb den Mauern in ihren Wohnsitzen blieben ***). Es läßt

*) *Strube* de jure Villicorum p. 21. Der in Niederdeutschland so sehr gewöhnliche Name Meier ist daher auch in Oberdeutschland viel seltener.

**) Anton l. c. p. 31 sq.

***) Die Wirkungen dieser Einrichtungen zeigen sich viel

sich leicht erachten, wie scheel die Herren der bisherigen Leibeigenen zu diesen Neuerungen sahen; auch wurden sie eine Hauptquelle der nie abreißenden Fehden zwischen dem Adel und den Städten. Häufig wurden Verträge deshalb geschlossen, die Bestimmungen und Beschränkungen enthielten *); aber die Sache blieb darum dennoch im Ganzen dieselbe; und die Zahl der freien Leute wuchs im gleichen Verhältniß mit dem Aufblühen der Städte.

Wie groß man also auch den Einfluß der Kreuzzüge auf die Lösung der Fesseln der Leibeigenschaft annehmen mag, so geht wenigstens so viel aus dem Bisherigen hervor, daß nicht nur die städtischen Gewerbe für viele der bisherigen Leibeigenen ein Mittel zu einer Veränderung ihrer Lage wurden, sondern daß auch während jener Züge eine Klasse von freien Anbauern sich in einem großen Theile von Deutschland bildete. Viel schwerer ist dieß in Frankreich zu be-

deutlicher in der Geschichte einzelner wichtiger Städte, als durch allgemeine Entwickelungen. Man vergleiche daher Kirchner Geschichte der Stadt Frankfurt S. 190 fg.

*) Eine solche Bestimmung findet sich in dem Stadt-Recht von Breisach *Schöpflin* Hist. Z. B. V. 57. 58. vom Jahr 1120. "Jeder Ankömmling ist frei, der nicht selbst seinen Herrn bekennt. In diesem Falle kann der Herr sofort ihn vindiciren; sonst muß er mit sieben seiner nächsten Verwandten den Beweis führen, daß er ihm angehöre. Wer aber Jahr und Tag ohne Ansprache in der Stadt gesessen hat, ist dadurch frei."

stimmen; denn über die Schicksale der untersten Klasse der Gesellschaft, über die Aufhebung der Leibeigenschaft, schwebt hier noch ein Dunkel, das durch den Gebrauch blos gedruckter Quellen sich viel weniger aufklären läßt. Die Privilegien der Communen wurden von den Königen bestätigt; ihre Freibriefe sind daher in Menge in den Sammlungen der Ordonnanzen abgedruckt. Die Freilassungen der Leibeigenen waren gewöhnlich bloße Privatsachen, die keine höhere Garantie erforderten oder erhielten; wenn daher auch in den Archiven der Familien und der Städte die Urkunden vorhanden sind, so sind sie doch fast nie öffentlich bekannt gemacht. So weit wir indeß diese Untersuchung haben verfolgen können, schien sie uns zu dem Resultat zu führen, daß die Kreuzzüge für die Aufhebung der Leibeigenschaft viel weniger für Frankreich als für Deutschland gewirkt haben.

Die eine der Ursachen, wodurch ein beträchtlicher Theil von Deutschland freie Colonisten bekam, die Ansiedelungen der Niederländer, und das daraus entstandene Flämische Recht, fand in Frankreich, so viel uns bekannt ist, gar nicht statt; mochte es nun die Verschiedenheit des Bodens, oder mochten es andere Ursachen seyn, welche jene Anpflanzungen verhinderten. Das Bedürfniß trat hier nicht auf gleiche Weise ein, da das nördliche Frankreich nicht wie das nördliche Deutschland durch Slavenkriege entvölkert ward.

Die andere Ursache, das Emporkommen der Communen, und die Aufnahme der dahin Geflüchte-

ten, fand zwar in Frankreich wie in Deutschland statt; aber sie konnte hier weniger einwirken. Durch die Befehle der Könige waren die Communen in der Aufnahme der zu ihnen sich wendenden Bauern beschränkt *). Das Recht der Pfahlbürger scheint aber hier gar nicht aufgekommen zu seyn; da die französische Sprache, so viel uns bekannt ist, kein Wort dafür hat.

Freilassungen fanden freilich auch in Frankreich statt; aber es gab noch eine besondere Ursache, wodurch sie hier mehr erschwert wurden; die regelmäßigere Folge in der Lehnshierarchie. Nach den Gesetzen derselben wurde der Knecht, den sein nächster Herr frei ließ, dadurch erst von seiner Herrschaft frei; er fiel aber dem Oberlehnsherrn, und wenn auch dieser ihn frei ließ, endlich dem Könige noch anheim **).

Bei dem Mangel anderer Nachrichten sind es daher die Verordnungen der Könige, welche über diesen so dunkeln Gegenstand einiges Licht verbreiten können.

Die ersten hierher gehörigen, so weit wir sie kennen, sind die des heil. Ludwig. In seinen Etablissements beziehen sich die Paragraphen 31 und

*) Die Beweise und Beispiele davon findet man gesammelt von *Brequigny* Rec. des Ord. T. XI. Preface p. 44.

**) Man sehe die Etablissements de St. Louis Chap. 34.

34 auf diesen Gegenstand *). In dem ersten derselben wird das gerichtliche Verfahren bestimmt, welches der Seigneur zu beobachten hat, wenn er einen Leibeigenen vindiciren will, der als Höriger des Königs dessen Schutz angesprochen hatte. Der andere enthält die angeführte Verordnung, daß kein Vasall Leibeigene freilassen darf, ohne Bewilligung des Barons oder des Oberlehnsherrn **). Wenn also gleich daraus hervorgeht, daß Freilassungen der Leibeigenen statt fanden, so erhellt doch auch daraus, daß es nicht in dem Geist der damaligen Gesetzgebung lag, sie zu begünstigen.

Die Geschichte hat uns aber aus eben diesem Zeitalter die Erzählung eines Vorfalls aufbehalten, wodurch der Zustand der Leibeigenen in den Kronländern geschildert wird, und der uns auf das übrige zurückschließen läßt ***). Während der Abwesenheit des Königs auf seinem ersten Kreuzzuge (1250) hatte das Capitel von Paris alle Einwohner von Chate-

*) Etablissements de St. Louis p. 67. 69. ed. *Du Cange*.

**) Man vergleiche die Preisschrift: Examen de l'etat du gouvernement et de la législation de la France à l'avénement de St. Louis au Trône, par *Maurice André Philipp*. Paris 1821., die über den damaligen Zustand der Leibeigenen in Frankreich p. 93. und die Freilassungen, so wie über den politischen Zustand überhaupt sehr schätzbare Aufklärungen giebt.

***) Die Erzählung findet sich bei *Velly* Hist. de France T. V. p. 102. aus einem handschriftlichen Leben der Königin Blanka.

ray und einigen andern Orten einkerkern lassen, weil man ihnen Handlungen Schuld gab, die das Gesetz den Leibeigenen nicht erlaubte. Die Unglücklichen, in einen dunkeln Kerker gesperrt, ermangelten der ersten Bedürfnisse, und waren in Gefahr, Hungers zu sterben. Die Regentin (Blanca, die Mutter des Königs), hatte Mitleid mit ihnen, und ließ die Canonici bitten, gegen Caution sie loszulassen. Diese antworteten stolz, sie seyen wegen ihrer Leibeigenen Niemand Rechenschaft schuldig, worüber sie das Recht von Tod und Leben hätten. Zugleich ließen sie selbst die Weiber und Kinder der Armen, die man bisher noch geschont hatte, ergreifen, und in denselben Kerker sperren, wo eine Menge derselben aus Mangel und durch Ansteckung starb. Die Regentin, unwillig über diese Barbarei, begab sich selbst nach dem Gefängniß; und ließ die Thüren aufsprengen, indem sie selbst den ersten Schlag that. Eine Schaar Unglücklicher kam hervor, Männer, Weiber und Kinder, blaß und entstellt, kaum in menschlicher Gestalt. Sie versprach ihnen ihren Schutz, und hielt Wort. Die Güter des Capitels wurden sequestrirt; und die Canonici versprachen, gegen eine jährliche Geldsumme, die Unglücklichen frei zu lassen.

Es ist in der Französischen Geschichte des Mittelalters die gewöhnliche Erscheinung, daß die großen Verbesserungen von den Kronländern ausgehen. War dort der Zustand der Leibeigenen noch so, wie er hier geschildert wird, so wird Niemand in den Besitzungen der Vasallen ihn besser erwarten. Gleichwohl ist hier

von den Zeiten die Rede, wo die Kreuzzüge ihrem Ende nahe waren, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Aber wir haben darüber noch deutlichere Beweise, aus denen es erhellt, daß erst im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die Könige sich der Freilassung der Leibeigenen annahmen; und den Grund zu einer Veränderung legten, die auch wieder von den Kronländern ausging.

Dieß geschah unter den beiden ersten Söhnen von Philipp dem Schönen, Ludwig X. und Philipp V. Diese beiden Könige waren es, welche die erste Verordnung über die Freilassung der Leibeigenen auf ihren Domainen gaben. Die von Ludwig X. wurde gleich nach dem Antritt seiner Regierung erlassen *). "Da", heißt es in derselben, "nach dem „Recht der Natur jeder frei geboren wird, und den„noch durch altes Herkommen und Gebrauch, und „vielleicht durch die Schuld ihrer Vorfahren, viele „Personen des gemeinen Volks in das Band der „Knechtschaft in vielerlei Gestalt gefallen sind, wel„ches sehr Uns mißfällt; und Wir bedenken, daß „Unser Reich das Reich der Franken heißt; und wol„len, daß das Loos Unserer Unterthanen bei Unserer „Regierung sich bessere; so haben Wir mit Zuziehung „Unsers großen Raths beschlossen und verordnen, „daß allgemein durch Unser ganzes Reich, so weit „es Uns und Unsern Nachfolgern gehört, jener Stand

*) Im Jahr 1315. Sie findet sich in Ordonnances des Rois de France. Vol. I. p. 583.

„der Knechtschaft in Freiheit verwandelt werde; und „allen denen, die durch Geburt, Herkommen, Heirath, oder Aufenthalt in die Banden der Knechtschaft „verfallen sind, Freiheit gegeben werde, unter guten „und gerechten Bedingungen. Und damit Unser gemeines Volk nicht mehr wie bisher durch die Einnehmer, Sergeans und andere Beamte, gedrückt „werde; und damit die andern Herren, die Leibeigene haben, an jenen ein Exempel nehmen, „sie in Freiheit zu setzen, so befehlen wir Euch, „daß Ihr mit allen Oertern, Städten, Communen „und einzelnen Personen, welche die Freilassung verlangen, über gewisse Bedingungen unterhandelt und „abschließt, wodurch Uns hinreichender Ersatz für die „Nutzungen geleistet wird, welche aus jenen Diensten für Uns und Unsere Nachkommen fließen könnten; und ihnen von Unsernt wegen allgemeine und „beständige Freiheit gebet. Versprechen auch dieses „für Uns und Unsere Nachkommen getreu zu halten, „und zu beobachten." Da unter Ludwig X., wahrscheinlich wegen seiner kurzen Regierung, diese Verordnung nicht zur Ausführung gebracht werden konnte, so ward sie von Philipp V. bei seinem Regierungsantritt wörtlich wiederholt*).

Wie wichtig auch diese Urkunde ist, so wäre es doch nicht weniger wichtig, genaue Nachrichten über die Wirkungen zu haben, welche sie hervorbrachte. Allein daran haben es die Schriftsteller fehlen lassen.

*) Ordonnances Vol. I. p. 653.

Hätte der Bauernstand so wie der der Bürger sich im politischen Sinne des Worts zu einem Stande erhoben, so würden wir darüber besser unterrichtet seyn. Aber so war er zu unwichtig in den Augen der Schriftsteller; sie sprachen so selten davon, weil sie selten Gelegenheit hatten, davon zu sprechen. Zu folgenden Bemerkungen aber werden wir durch die Verordnung selber veranlaßt. Wenn zuvörderst aus ihr erhellt, daß beim Untergange der ältern Capetingischen Linie noch die Leibeigenschaft in den Kronländern wo nicht allgemein, doch ganz gewöhnlich, war; so war sie es gewiß noch weit mehr in den Ländern der meisten Vasallen (vielleicht einige im südlichen Frankreich ausgenommen) *). Es würde dieß sich von selbst verstehen, wenn nicht auch der Beweis dafür in der Verordnung läge; da sie der König ausdrücklich den Vasallen als Beispiel zur Nachahmung vorstellt. Allerdings mag man aber auf der andern Seite sagen, daß doch Freilassungen um diese Zeit schon sehr gewöhnlich geworden seyn mußten; weil der König sonst schwerlich auf die ganze Idee gefallen wäre. Ferner: Es erhellt von selbst aus

*) Wir rechnen dahin vor allen die Provence. *Papon* Hist. gen. de Provence II. p. 210. 211. Die Leibeigenschaft, sagt er, endigte hier früher; denn die Urkunden des dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten, Jahrhunderts sprechen nur noch selten davon. Auch er sucht die Ursache davon am meisten in den Communen, wo der hingeflüchtete Leibeigene frei war, wenn er nicht binnen Einem Jahre reclamirt ward.

der Verordnung, daß nichts weniger, als eine allgemeine Freiwerdung, auch nicht in den Kronländern, davon die Folge seyn konnte. Es ward den Leibeigenen nur freigestellt, sich loszukaufen (das Ganze war eigentlich eine Finanzspeculation, wie aus dem Zustande der Finanzen bei dem Tode Philipp's IV. es klar ist); es fragte sich, wie viele konnten es und wollten es? Denn selbst an dem Wollen kann man zweifeln, da die Aussicht, durch eigener Hände Arbeit leben zu müssen, gewöhnlich dem Sclaven selbst seine Sclaverei lieber als die Freiheit macht. Auf jeden Fall konnten also diese königlichen Befehle erst langsam und allmählig wirken. Endlich: auch die Freigewordenen erhielten zwar ihre persönliche Freiheit, aber bedingungsweise gegen Leistungen. Sie blieben also Diensten und andern Verpflichtungen unterworfen; und es fehlte noch viel, daß ein völlig freier Bauernstand dadurch geschaffen wäre.

Dasselbe war aber auch in andern Ländern der Fall. Wenn auch, wie Muratori versichert, in Italien seit dem zwölften Jahrhundert die Leibeigenschaft abzunehmen anfing und im vierzehnten gänzlich verschwand *), so blieb darum dennoch der Zustand der Landleute, wenn gleich nicht allenthalben derselbe, doch meist sehr traurig. Wer davon die

*) *Muratori* Dissert. XIV. T. III. p. 269 sq. Er führt als Ursache nicht die Kreuzzüge, sondern die Entstehung der Municipien und ihre Kriege an, wo auch die Leibeigenen das Schwerdt trugen.

Beweise sehen will, braucht nur die Nachrichten einsichtsvoller Reisender über ihre Lage gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu vergleichen *).

Aus diesem Allen zusammengenommen scheint es uns, daß die wohlthätige Rückwirkung der Kreuzzüge auf die unterste Klasse der Gesellschaft, wenn sie auch in einem gewissen Grade statt fand, doch wenigstens sehr beschränkt und entfernt gewesen sey. Sie wirkten allerdings dazu, daß bei dem Aufblühen der Städte viele der Leibeigenen hier ihre Freiheit, und in den dortigen Gewerben ihren Unterhalt fanden; aber die Lage der Landleute selber ward selbst durch die Freilassungen im Ganzen noch wenig gebessert. Schon die Benennungen der armen Leute, der Elenden rc., die sie noch Jahrhunderte nachher tragen, geben davon die Beweise. Sollte hierin unsere Meinung von der gewöhnlichen abweichen, so sey es uns erlaubt, an die gewaltsamen Versuche zu erinnern, die in den meisten Ländern des westlichen Europas die Bauern noch lange nach den Kreuzzügen machten, ihre Lage zu verbessern, ohne dadurch je diesen Zweck zu erreichen.

Als in Deutschland im sechzehnten Jahrhundert der große Bauernaufstand ausbrach, war die Aufhebung der Leibeigenschaft die ausdrückliche Forderung der Insurgenten **). Dieser Aufstand nahm

*) Wie z. B. über Neapel, in Bartels Reise nach Calabrien und Sicilien B. I. II.

**) Unter den 12 Artikeln, welche die Bauern eingaben,

in Schwaben seinen Anfang; allein er breitete sich durch ganz Oberdeutschland bis nach Hessen und Thüringen aus; und wenn auch der damals herrschende Freiheitsschwindel daran einen Antheil hatte, so zeigt doch die Geschichte desselben, daß die Lage der Bauern in diesen Gegenden im Ganzen genommen dieselbe war; wenn auch einige Verschiedenheiten in den Formen seyn mochten.

In Frankreich erinnern wir an den großen Bauernaufstand, der während der Gefangenschaft Königs Johann in den nördlichen Provinzen 1357 sich verbreitete. Er war gegen den Adel gerichtet, und mit den entsetzlichsten Grausamkeiten verbunden *). Wenn er auch nicht dem in Deutschland gleich kam, so giebt er dennoch den Beweis, wie traurig die Lage des Landvolks und wie groß der Groll gegen die Herren war.

In England endlich ist unstreitig die Einwirkung der Kreuzzüge überhaupt sowohl auf den Bürger- als Bauernstand am geringsten gewesen. Die strengere Form der Feudalverfassung, und, als die königliche Macht unter Johann ohne Land sank, die Tyrannei der privilegirten Stände, besonders des

ist dieser der dritte. Er heißt: "Zum dritten ist der „Brauch bisher gewesen, das man uns für Ir eygen „Leut gehalten habe, welches zu erbarmen ist, angese„hen ꝛc., darum Ihr werdet uns der Eigenschaft gern „entlassen." Materialien zur Geschichte des Bauernkriegs S. 13.

*) *Froissard* I. p. 207.

Adels, standen ihr entgegen. Das Emporkommen der Englischen Communen ward, wie aus der Brittischen Geschichte hinreichend bekannt ist, durch ganz andere Ursachen als die Kreuzzüge erzeugt; von dem Bauernstande aber war in der Magna Charta so wenig, als in den nachfolgenden Privilegien der Nation, auch nur die Rede. Wie traurig aber seine Lage noch im vierzehnten Jahrhundert war, zeigt auch hier der große Bauernaufstand, der unter Richard II. 1381 ausbrach. Auch sie verlangten Aufhebung der Leibeigenschaft; welche ihnen der König in einem Freibriefe auch versprach *); allein es ist bekannt, daß sie dennoch überwältigt, und in die alte Dienstbarkeit zurückgeworfen wurden. — So erscheint der Zustand der untersten Volksklasse in den Hauptländern Europas noch lange nach den Kreuzzügen; reicht dieses nicht hin, die Ideen über die großen Vortheile, welche dieselbe daraus gezogen haben soll, gar sehr herabzustimmen?

Diese Untersuchungen über die Folgen der Kreuzzüge für die einzelnen Stände der Gesellschaft werden es uns jetzt erleichtern, ihre Folgen für das Ganze zu übersehen.

Sie haben durch ihren Einfluß auf die höhere Klasse der Gesellschaft wesentlich dazu beigetragen, den Geist von dieser zu heben und zu veredeln. Sie haben dadurch das gänzliche Zurücksinken derselben in die Barbarei verhindert. Denn noch einmal dürfen

wir

*) *Walsingham* p. 250.

wir es wiederholen: was wäre ohne Ausbildung des Ritterwesens das Mittelalter geworden?

Sie haben ferner durch ihre große Einwirkung auf die Entstehung und Bildung des Bürgerstandes nicht weniger wesentlich dazu gewirkt, eine ganz andere politische Ordnung der Dinge für die nachfolgenden, selbst für die späten, Jahrhunderte zu gründen. Indem sie mit dem Bürgerstande zugleich Nationen bildeten; indem der steigende Wohlstand von diesem die Quellen der Einnahme für die Regierungen eröffnete; wurde dadurch die Existenz solcher Staaten vorbereitet, wie das neuere Europa, aber nicht das Mittelalter, sie sah. Auf diesem Wege gründeten sie also für die Zukunft Fürstenmacht; wenn auch diese Folgen sich erst allmählig entwickelten. Seitdem ein dritter Stand sich bildete, seitdem die Fehden zwischen diesem und dem Adel entstanden, hing es von der Politik der Könige ab, den einen gegen den andern zu gebrauchen. Wenn sie auch in mehrfacher Rücksicht, wie wir oben gezeigt zu haben glauben, dem Adel günstig waren, indem sie ihm seinen Geist und seine Formen gaben; so bereiteten sie ihm doch auch auf diesem Wege wieder ein Gegengewicht. Daß es dessen bedurfte, wenn der Anarchie gesteuert, wenn die Bildung eines gesetzmäßigen Zustandes möglich werden sollte, wird Niemand bezweifeln, der die frühern Zeiten kennt. Und so kann man auch mit Recht sagen, daß sie dazu beitrugen, der niedern Klasse ein besseres Loos zu bereiten. Denn erst in regelmäßig eingerichteten

Staaten, wo Alles der höchsten gesetzlichen Autorität unterworfen war, lernte man es einsehen, was der Ackerbau für den Staat sey. Auch das Zeitalter der Kreuzzüge mochte Männer wie Sully haben, — waren Abt Suger und der heilige Ludwig nicht Männer seiner Art? — aber es gehörten noch Jahrhunderte dazu, bis ein Sully wirken konnte.

Und so wird sich auch jetzt ergeben, wie die entfernten Folgen dieser Züge für die päbstliche Hierarchie ganz anders als ihre nächsten waren. Die Päbste konnten nicht mehr bleiben, was sie geworden waren, seitdem die Könige Könige wurden. Es war nicht das Emporkommen des dritten Standes an und für sich, was ihrer Macht gefährlich wurde; in gewisser Rücksicht hat er ihnen genutzt; aber es war die durch ihn bewirkte Erhebung der königlichen Macht, wodurch seit Philipp IV. ihre Gewalt erschüttert ward. Selbst jener furchtbare Zwang, wodurch sie sie zu stützen glaubten; Ketzerverbote, Ketzergerichte, Ketzerverfolgungen und Kriege, die aus den Kreuzzügen hervorgingen, mußten endlich, als ein erleuchteteres Zeitalter ihre Greuel einsah, zu eben diesen Zwecken wirken. So keimten auf den mit Blut gedüngten Feldern edle Früchte auf; nur bedurfte es einer langen Zeit, um sie wachsen zu machen und zur Reife zu bringen. Aber wenn die Periode der Kreuzzüge selber zwei Jahrhunderte dauerte, ließ es sich anders erwarten, als daß die Folgen von ihr auch nur erst in Jahrhunderten sich entwickeln konnten?

Zweiter Theil.

Folgen für den Handel.

Erster Abschnitt.

Zustand des Handels vor den Kreuzzügen.

Eine richtige Würdigung des Gewinns, den der Handel durch die Kreuzzüge erhalten hat, setzt einen Blick auf den Gang desselben im Allgemeinen, vorzüglich aber durch Europa, voraus.

Es giebt in der Geschichte des Welthandels im Großen nur einen einzigen allgemein Epoche machenden Zeitpunkt, den der Entdeckung von Amerika, und der fast gleichzeitigen Auffindung des Seewegs nach Ostindien, am Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Er ist dieß allein, weil er nicht blos eine Veränderung in dem Gange des Handels von einem Volke oder Lande zum andern, sondern in seiner ganzen Natur bewirkte, indem er ihn vom Landhandel zum Seehandel umformte. So lange man von unserer Erde nur die drei alten Continente kannte, die sich entweder unmittelbar berührten, oder auch

nur durch ein Meer von so mäßigem Umfange, als das Mittelmeer mit seinen Busen es ist, von einander getrennt waren, gab es zwar Schifffahrt; allein diese Schifffahrt folgte entweder nur den Küsten, oder war auch nur eine bloße Ueberfahrt der Waaren von den Küsten von West-Asien oder Aegypten nach denen von Europa. Asien ist der von der Natur am reichlichsten ausgestattete Welttheil, mit den Produkten des Bedürfnisses sowohl als des Luxus; und keine andere Länder sind besonders mit den letztern so reichlich versehen, als gerade die entferntesten oder die Indischen Länder. Nicht nur vor Jahrhunderten, sondern schon vor Jahrtausenden ging daher der große Waarenzug aus jenen fernen Gegenden nach der westlichen Welt, nach Afrika und nach Europa; und so bildete sich jener Caravanenhandel, der von jeher in Asien und Afrika einheimisch war, und eine Haupttriebfeder der Cultur für die Bewohner dieser Welttheile geworden ist. Diese Caravanen waren es, welche zwar auf verschiedenen Straßen, aber immer durch das Innere der Länder die gesuchten Schätze des Orients, Gewürze, Räuchwerke, Edelsteine, seidene und baumwollene Gewänder nach dem Occident brachten; und den Glanz jener reichen Städte erzeugten, der einst Babylon zu dem Wunder der Welt machte; und noch jetzt auf den Trümmern von Palmyra nicht gänzlich erloschen ist. An den Ufern des mittelländischen Meers häuften diese Waaren sich auf; und hier entstanden daher Seestädte, welche ihren Transport nach Europa

übernahmen; so wie andere wiederum an der südlichen Küste Europas sie aufnahmen und weiter verführten. So lange diese Ordnung der Dinge dauerte, ergiebt sich auch von selbst, was sowohl in dem ganzen Alterthum, als in dem ganzen Mittelalter Veränderungen des Welthandels seyn konnten; Veränderungen seiner Straßen und seiner Stapelplätze, nicht aber seiner Natur und seines Wesens. Die Caravanenstraßen in Asien konnten sich ändern (wiewohl sie, gewissermaßen von der Natur selber vorgezeichnet, sich wenig änderten), ihre Ziele blieben immer die Ufer des Mittelmeers, oder des schwarzen Meers. Hier waren bald die Phönicischen, bald die Griechischen Städte Vorderasiens, bald Alexandrien die Stapelplätze; so wie wiederum an der Europäischen Küste Corinth, Constantinopel, oder die Italienischen Häfen in dem Empfange der Waaren entweder wechselten, oder auch sich theilten; — es war doch immer ein und derselbe Handel, dessen Straßen sich nur änderten.

Welche Anwendung diese Bemerkungen auf die Folgen leiden, welche die Kreuzzüge für den Handel haben konnten, geht aus ihnen von selber hervor. Man darf hier keine solche Revolutionen erwarten, als seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts erfolgten, wodurch die ganze Natur des Handels, indem er, aus Landhändel in Seehandel umgeschaffen, den Ocean zu seiner Straße erhielt, verändert ward. Aber dieß hinderte nicht, daß diese Folgen dennoch höchst wichtig waren; wiewohl sie sich zunächst auf zwei Punkte beschränken mußten; nämlich Veränderungen

der Stapelplätze, und größere Verbreitung durch Europa.

Der Verkehr der Völker unter einander hängt zwar allerdings zunächst von ihnen selber ab; allein die Natur der Länder wirkt doch mächtig darauf ein; nicht nur durch die Verschiedenheit ihrer Produkte, sondern auch durch die größere oder geringere Leichtigkeit der Communication.

Europa ist in Rücksicht seiner Produkte unter den drei Theilen der alten Welt der von der Natur am wenigsten begünstigte. Es erzeugt von den Gegenständen, die zur Nahrung und Kleidung gehören, fast nur die der ersten Bedürfnisse; und wenn es auch einige der übrigen gegenwärtig in gewissen Theilen besitzt, so wurden sie erst spät aus andern Weltgegenden dahin verpflanzt. Es bot seinen Bewohnern, seitdem sie Ackerbau und Viehzucht trieben, Getreide und Fleisch zur Speise dar (die edlern Obstarten und Gemüse mußten erst aus Asien geholt werden); zur Würze, statt Indiens Specereien, die kein Volk leicht entbehrte, sobald es sie kannte, fast nichts weiter als Salz. Des Weinbaus war nur die kleinere Hälfte fähig. Nicht weniger war man in dem Stoffe zur Kleidung beschränkt; da Linnen und Wolle das einzige war, was Europa selber erzeugte. Baumwolle, und die so geschätzte Seide, mußten gleichfalls aus dem Orient eingeführt werden. Man nehme hinzu, daß diejenigen Arten des Schmucks, denen der menschliche Wahn einmal den größten Werth beigelegt hat, Edelsteine und Perlen, gleichfalls nur von dorther erhal-

ten werden konnten. Es geht aus diesem Allen hervor, daß in einem gewissen Grade die Cultur Europas an den Orient geknüpft seyn mußte. Und ist es nicht überhaupt diese so wunderbare Verknüpfung, welche die Vorsehung zum großen Triebrad der Bildung der Völker bestimmt zu haben scheint? Neben dieser Armuth an eigenen Produkten kommt aber die physische Beschaffenheit dieses Welttheils in Rücksicht der Erschwerung und Erleichterung der Communication in seinem Innern hier nicht weniger in Anschlag.

Die Kette der Alpen ist es, welche ihn in zwei ungleiche Hälften theilt; aber für den innern Handel, und dadurch zugleich für die Cultur seiner Völker, von so großer Wichtigkeit geworden ist, daß sie den Gang von beiden großentheils bestimmt hat. Diese Gebirge, die höchsten der alten Welt, an der östlichen Grenze des alten Galliens anfangend, laufen als Eine gewaltige Kette bis zu der Westgrenze von Ungern fort; wo sie, in zwei Arme sich theilend, den nördlichen, oder den der Karpathen, und den südlichen, den der Macedonisch-Thracischen Gebirge, sich nachmals wieder vereinigen, und unter verschiedenen Namen bis zu den Ufern des schwarzen und Aegeischen Meers ausdehnen. Jahrhunderte hindurch haben sie gleichsam die Grenzscheidung zwischen zwei Welten gemacht; wie lange waren Griechenland und Italien die Sitze der Cultur, während die Germanischen und Sarmatischen Länder mit unermeßlichen Waldungen bedeckt, und gleich den Wüsten des innern Nord-

Amerikas mit Barbaren bevölkert waren? Wer die Höhe und die Beschaffenheit dieser Gebirgkette, besonders desjenigen Theils, der Germanien von Italien scheidet (und eben dieser Theil ist es, der hier am meisten in Betracht kommt), kennt, erklärt sich leicht diese Erscheinung. Jene furchtbare Kette, die sich von beiden Seiten des Gotthard, längs der Grenze von Wallis und der Schweiz nach Westen, und dann von Graubünden und Tyrol nach Osten zieht, bildet einen Damm, der, so lange die Kunst die Natur nicht besiegte, so gut wie unersteiglich blieb. Mögen auch einzelne Horden von Barbaren, die in der Lombardei Wohnsitze oder Beute suchten, ihn überstiegen haben, so lief hier wenigstens keine Handelsstraße, die fortdauernd die Communication im Großen gesichert hätte. So mußte diese also zwischen den Südländern und Nordländern der Alpen, wo nicht gänzlich unterbrochen, doch wenigstens so sehr erschwert bleiben, daß der Verkehr der Völker nicht sehr bedeutend wurde, und für ihre wechselseitige Cultur keine Folgen haben konnte. Von welcher Wichtigkeit diese Bemerkung nicht nur für die allgemeine Culturgeschichte von Europa, sondern auch für die Bestimmung des Wirkungskreises der Kreuzzüge ist, wird die Folge lehren. Es wird sich dort zeigen, daß auch in den Jahrhunderten des Mittelalters die Städte der Lombardei lange blühende Handelsstädte bleiben konnten, ohne daß jener große Verkehr zwischen ihnen und denen von Süddeutschland statt fand, der sich endlich eröffnete.

Wie groß aber auch die Schwierigkeiten sind, welche die Natur durch jene mächtige Scheidewand dem Verkehr der Völker Europas in den Weg legte, so hatte sie doch auf gewisse Weise selber dafür gesorgt, sie überwinden zu helfen. Der größte Strom des Welttheils, die Donau, an der Nordseite derselben entspringend, und lange Zeit hinfließend, hat sich durch sie den Weg gebahnt. Nachdem er die fruchtbaren Ebenen Ungarns durchströmt hat, brach er durch den Bergrücken, welche diese von den Steppen der Walachei trennt, und tritt bei Alt-Orsowa aus jenen in diese, nachdem er vielleicht Jahrhunderte Steiermark und Ungarn zu einem See gemacht hatte. Die Schifffahrt auf diesem Strome blieb zwar immer beschränkt; da sein reißender Lauf nur die Fahrt stromabwärts, aber wenig oder auch gar nicht — worauf es in dem Mittelalter doch am meisten ankommen mußte — in der entgegengesetzten Richtung erlaubt; aber er zeigte doch gleichsam den Weg von Osten nach Westen. Die großen Züge der Völker, von dem Cimbrischen *) bis zu denen der Gothen und Hunnen, gingen längs seinen Ufern; und auch der Handel konnte hier vielleicht seine Straße finden. Doch konnten dadurch die großen Hindernisse der Alpenkette im Ganzen nur wenig besiegt werden, da diese Wege auf die Communication mit Italien,

*) Wenn man nämlich die Cimbern nicht aus dem Norden, sondern dem Osten kommen läßt.

wovon doch, der Natur der Dinge nach, das Meiste abhangen mußte, keinen Einfluß hatten.

Seitdem gleichwohl Constantinopel die Hauptstadt des Morgenlandes und die Niederlage seiner Waaren ward, wurden die Straßen längs der Donau von selber wichtiger; und daß sie von den Völkern, die dort wohnten, nicht ungebraucht blieben, wird bald unten gezeigt werden. Es bildete sich also allerdings auch in Europa ein Verkehr, der, von Osten nach Westen sich erstreckend, von den Byzantinischen Provinzen durch die Donauländer nach Deutschland lief. Auch hier machte die Beschaffenheit und Länge des Wegs, und der räuberische Sinn mehrerer Völker es nothwendig, ihn so wie in Asien und Afrika durch zahlreiche Handelsgesellschaften zu treiben, wie es noch jetzt in den Türkischen Ländern geschieht. Aber großer Caravanenhandel konnte in Europa nie so wie in Asien und Afrika gedeihen, weil die Natur unserm Welttheile dasjenige Lastthier größtentheils versagte, durch dessen Hülfe dieser allein getrieben werden kann, das Kameel. Das Pferd, das Maulthier, wenn gleich zum Transport der Waaren im südlichen Europa fast ausschließend gebraucht, sind doch zu schwach, als daß sie das Kameel, das Schiff der Wüste *), ersetzen könnten. Hauptsächlich darin liegt der Grund, weswegen der Verkehr zwischen dem Osten und Westen von Europa verhältnißmäßig immer so schwach blieb; weswegen für das Innere

*) Die Benennung des Kameels bei den Arabern.

dieses Welttheils überhaupt der Handel das nicht werden konnte, was er für Asien ward.

Aus der ganzen bisherigen Darstellung werden sich jetzt schon im voraus zwei Bemerkungen ergeben: Erstens: wie wichtig auch die Folgen der Kreuzzüge für den Welthandel waren, so darf man nicht erwarten, daß der Handel des neuern Europas daraus hervorgegangen sey. Dieser verdankte seinen Gang und seinen Umfang den Entdeckungen am Ende des funfzehnten Jahrhunderts; und die Folgen der Kreuzzüge für den bisherigen Handel verloren sich um so mehr, da auch die Eroberung Constantinopels durch die Türken dazu beitragen mußte.

Zweitens: Die Wirkungen der Kreuzzüge für den Handel gingen aus dem Wachsthum und den Veränderungen des Levantischen Handels hervor, der theils über das Mittelmeer, theils auf den Donaustraßen zu Lande geführt ward. Die geographische Lage der Länder brachte es daher mit sich, daß jene Wirkungen in ihrer vollen Kraft theils die Seehäfen von Italien und Südfrankreich, theils die inländischen Städte des südlichen Deutschlands trafen; viel weniger aber die der westlichern und nördlichern Länder. Auch wir werden daher in der folgenden Untersuchung den Seehandel und Landhandel unterscheiden müssen.

Nichts würde irriger seyn, als zu glauben, daß vor dem Anfange der Kreuzzüge die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere, und die Handelsverbindung Europas mit der Levante, jemals gänzlich auf-

gehört hätte. Wären auch in der Geschichte gar keine Spuren vorhanden, welche das Gegentheil bewiesen, so ließ schon der große frühere Verkehr, der gesellschaftliche Zustand der Völker Europas, und die Leichtigkeit der Schifffahrt dasselbe erwarten. Aber allerdings war es eine Folge zweier der damaligen Weltbegebenheiten, daß der Gang dieses Handels wichtigen Veränderungen unterworfen wurde, und nicht derselbe bleiben konnte, wie im Römischen Zeitalter.

Die Verlegung der kaiserlichen Residenz nach Constantinopel war die eine dieser Begebenheiten. Seitdem diese Stadt der Sitz des Hofs wurde, und zwar eines Hofs, der, der glänzendste der damaligen Welt, zugleich ganz nach orientalischer Sitte eingerichtet war, mußte diese Stadt von selbst die Hauptniederlage der Waaren und Schätze des Orients werden. Niemals hat sich eine Hauptstadt so in der Lage befunden, die erste Handelsstadt der Welt werden zu können, wie damals Constantinopel; aber zwei Dinge verhinderten dieß; die Politik der Regierung, und der Geist der Nation. Die Regierung, weit entfernt, den Handel zu befördern, legte ihm Fesseln an durch die drückendsten Monopole, die sie nicht etwa einzelnen Bürgern oder Handelsgesellschaften ertheilte, sondern die sie sich selber vorbehielt. So wie in den neuern Zeiten die päbstliche Regierung, behielt sie sich den ausschließenden Handel mit den ersten Bedürfnissen des Lebens vor; mit Getreide, Oel, und allen Lebensmitteln, um eine stets gefüllte Schatzkammer zu ha-

ben *). So konnte Constantinopel freilich schon des-
halb so wenig als Rom eine blühende Handelsstadt
werden; aber der Geist des Volks scheint es nicht
weniger gehindert zu haben. Religion, Schauspiele,
und Hofpolitik waren die Lieblingsgegenstände, wo-
mit er sich beschäftigte; alle drei erzeugten Partheien
und Factionen, die oft die wildesten Ausbrüche her-
beiführten. Inwiefern dieser Geist wieder eine Folge
des Hofdespotismus, oder in der Natur des Volks
gegründet war, ist hier gleichgültig; die Sache blieb
dieselbe. Aber diese ungünstigen Umstände konnten
darum doch Constantinopel nicht hindern, in einem
gewissen Sinne Handelsstadt zu seyn. Es wurde den-
noch die große Niederlage der Produkte des Orients
für die westlichen Nationen; und wenn die Byzanti-
ner sie diesen nicht zuführten, so kamen diese selbst,
sie zu holen. So hatte also Constantinopel
einen sehr großen passiven Handel; wenn
es auch keinen activen besaß.

Die zweite Begebenheit war die Arabische Re-
volution. Sie hat aber auf den Handel des Mittel-
meers nach den verschiedenen Zeiten sehr verschieden
zurückgewirkt. Als dieses Nomadenvolk in der Mitte
des siebenten Jahrhunderts die Welt durchstürmte, wur-

*) So war es noch in den Zeiten der Kreuzzüge. *Alb. Aquens.* in Gest. D. I. p. 203. "Nullius praeter imperatoris merces tam in vino et oleo, quam in frumento et hordeo, omnique esca, vendebatur in toto regno."

den die Küsten Syriens, Aegyptens, und der größte Theil von Nordafrika sehr bald seine Beute. Die Unterbrechung der bisherigen Schifffahrt aus der Römischen Welt, besonders nach Alexandrien, der alten Stapelstadt des orientalischen Handels, war davon die unausbleibliche Folge. Die Eroberer wagten sich aber bald selber aufs Meer, und zwar mit so viel größerm Glück, je schwächer damals die Seemächte Europas waren *). So ward, da sie Herren des Meers wurden, dieß für sie die Bahn zu neuen Eroberungen; keine Küste war vor ihnen sicher; und kleinere und größere Inseln, unter diesen vor allen Sicilien, wurden ihre Beute **). Sie begannen als

*) Noch in der letzten Hälfte des siebenten Jahrhunderts wurden die Araber unter der Herrschaft der Ommiaden nicht nur eine Seemacht, sondern auch so mächtig, daß sie bereits im Jahr 673 Constantinopel belagern konnten; woselbst Kaiser Constantin IV. Pogonatus sich 678 zu einem jährlichen Tribut verstehen mußte.

**) Die Herrschaft der Araber in dem westlichen Mittelmeer ward durch die Aglabiden in Afrika (dem alten Carthagischen Gebiet) zwischen 800 und 900 gegründet. Sie eroberten 830 Sicilien, das ihnen 968 durch die Fatimiden entrissen ward. Es blieb unter Arabischer Herrschaft, bis es ihnen seit 1080 durch die Normänner genommen wurde. Das neunte und zehnte Jahrhundert sind daher die Zeiten der Seekriege mit den Arabern im Mittelländischen und Adriatischen Meere. Jedoch hinderte dieß nicht, daß nicht ein sehr lebhafter Handel mit einigen Italienischen Seestädten auf der Insel sich bildete.

Seeräuber; aber sie lernten in der Folge die Vortheile des Handels kennen. Auch bei den christlichen Staaten überwand die Liebe zum Gewinn den Religionshaß; Verbindungen knüpften sich an, troß dem Verbot der Kirche; und so kam es in den spätern Jahrhunderten des Mittelalters dahin, wie unten gezeigt werden wird, daß der Verkehr mit den Saracenen und ihren Handelsplätzen einer der lebhaftesten wurde.

Unter den Ländern Europas war durch seine Lage, die Ausdehnung und die Beschaffenheit seiner Küsten, kein anderes Land so zum Verkehr mit dem Orient geeignet als Italien. Aber die schrecklichen Völkerstürme, welche es seit dem Anfange des fünften Jahrhunderts zu bestehen hatte, und die politischen Revolutionen, die davon die Folge waren, würden den Handel und die Schifffahrt so gut wie gänzlich zu Grunde gerichtet haben, hätte sich nicht unter diesen Stürmen ein Freistaat gebildet, der sich desselben bemächtigte. Venedig muß unter den Handelsstädten Italiens von Anfang bis zum Ende des Mittelalters zuerst genannt werden, wenn auch unter den übrigen nachmals einzelne mit ihm wetteiferten. Die Stürme, welche das feste Land Italiens verwüsteten, bevölkerten die Inseln der Lagunen mit Flüchtlingen, welche hier den Schutz vor den Bedrückungen fanden, den sie auf dem Continent vergeblich suchten. Fischereien und Salinen gaben ihnen hier einen, wenn auch anfangs kärglichen, doch sichern Unterhalt, und auch diesen konnten sie nicht anders als durch Schiff-

fahrt gewinnen *). Sie mußten also Schiffer werden; und bald kamen die Zeiten, wo auch der Kampf auf dem Meere ihre Kräfte entwickeln sollte. Dalmatische, Arabische, Normännische Seeräuberflotten erschienen nach einander auf dem Adriatischen Meere; und nur Gewalt konnte hier die Gewalt zurückhalten. Seitdem sie darin siegreich waren, war auch die Herrschaft des Adriatischen Meers das Ziel ihrer Bestrebungen.

Die ältere Geschichte des Venezianischen Seehandels dreht sich um einen einzigen Hauptpunkt, ihre Verhältnisse und Verbindungen mit Constantinopel **). Sie waren es, welche zuerst die Vortheile begriffen, die sie daraus ziehen konnten; ihr kühner Unternehmungsgeist trieb sie zur Ausführung; und die Zeitumstände begünstigten sie, weil sie sie zu nutzen wußten. Es ist sehr schwer, oder vielmehr, wegen des Mangels an Nachrichten, unmöglich, klar zu zeigen, wie und wann diese Verbindung zuerst sich an-

*) Diese ersten Beschäftigungen der Venezianer erwähnt bereits im Ostgothischen Zeitalter *Cassiodor. Var.* II, 82.

**) Die ganze Geschichte des Venezianischen Seehandels bis nach den Kreuzzügen hat große Aufklärungen durch ein neues Werk erhalten: Storia civile e politica del commerzio de' Veneziani, di *C. A. Marin* (nicht zu verwechseln mit dem alten Marin Sanuto). Venezia 1789. 8 B. Der Mangel an Kritik in den beiden ersten Theilen wird durch die vielen Auszüge aus bisher unbekannten Urkunden in den folgenden reichlich ersetzt.

anknüpfte; aber es kann keinem Zweifel unterworfen seyn, daß es schon viel früher geschah, als die ersten Urkunden uns davon sichere Beweise geben. Wenn diese frühsten urkundlichen Beweise erst aus dem Ende des zehnten Jahrhunderts sind *), so bürgen sie aber auch zugleich dafür, daß der Verkehr um vieles älter war, weil darin schon als von einer alten Sache die Rede ist. Ein neuerer Schriftsteller hat die Vermuthung aufgestellt **), daß diese Verbindung bereits in den Zeiten des Exarchats angeknüpft sey, die, wenn gleich nicht erwiesen, doch nicht ohne Wahrscheinlichkeit ist, wenn man die damalige Verbindung Italiens und des Morgenlandes, und den Umstand in Betrachtung zieht, daß schon Cassiodor der entfernten Schifffahrten der Venezianer erwähnt ***). Aber eine bestimmtere Nachricht hat sich aus dem Zeitalter von Karl dem Großen erhalten. "Als „er", erzählt einer der Annalisten, "sich in Friaul „befand, waren seine Begleiter, die aus Pavia ka„men, wohin die Venezianer aus den Ländern jenseit „des Meers die Schätze des Orients neulich gebracht „hatten, in festliche bunte Kleider aus Seide und „allerhand fremdem Pelzwerk gekleidet ****)". Der

*) S. unten.

**) *Marin* I. p. 121. Die ältesten Documente sind nach ihm ein Raub der Flammen geworden. p. 126.

***) *Cassiod.* l. c.

****) Die ausführliche Erzählung, aus der wir nur das hieher Gehörige ausheben, steht in *Monach. St. Galli*

letzte Umstand setzt es wohl außer Zweifel, daß die Waaren aus Constantinopel, nicht aus den andern Plätzen der Levante, geholt waren; denn nur dort, nicht aber hier, war der Stapelplatz des Pelzhandels. Aber die politischen Verhältnisse und Bedürfnisse trugen nicht weniger dazu bei, die Verbindung zwischen Constantinopel und Venedig immer mehr zu befestigen. Um ihre Unabhängigkeit von den Fränkischen Herrschern zu behalten, schlossen sich die Venezianer lieber an die des Orients; und seitdem sie eine Seemacht wurden, und die Herrschaft des Adriatischen Meers gegen die Seeräuber zu behaupten suchten, war es auch ihr Beistand zur See, welcher wiederum für das Byzantinische Reich von Wichtigkeit wurde. Beide hatten an den Arabern gemeinschaftliche Feinde; und der Widerstand, den die Venezianer diesen leisteten, kam auch den Byzantinern zu gut *).

Unter solchen Verhältnissen konnte es den Venezianern nicht schwer werden, Vergünstigungen für ihren Handel in Constantinopel zu erlangen. Wie

de gestis Caroli M. II, 27. ap. *Bouquet* Script. rer. Gall. T. V. p. 152. Man sehe die Erläuterung dazu bei Beckmann, Beiträge zur Gesch. d. Erfindungen, B. V. S. 56. Daß am Hofe Karl's des Großen orientalischer Schmuck und Kleider sehr gewöhnlich waren, wenn er sich gleich selbst deren enthielt, ist auch sonst bekannt. *Eginhart* vita Carol. M. cap. 23.

*) Kaiser Michael Balbus (820—829) sah sich schon genöthigt, bei ihnen um Hülfe gegen die Araber nachzusuchen. *Marin* II. p. 18.

groß auch die Cultur in mancher Rücksicht hier war, so war doch die Handelspolitik um nichts klüger, als bei den barbarischen Völkern des Nordens. So wie bei diesen in spätern Zeiten die Hanse sich Freibriefe geben ließ, so die Venezianer in der Hauptstadt des Morgenlandes. Das erste Privilegium dieser Art, das sich erhalten hat, ist freilich erst vom Jahr 991; allein daß es darum keineswegs das erste war, sieht man aus ihm selber. Durch diesen Freibrief wurden die von den Venezianern zu entrichtenden Abgaben in Constantinopel wieder auf den alten Fuß von 2 Solidis gesetzt, da sie bis auf 30 Solidos erhöht worden waren. Sie dürfen mit ihren Schiffen aber kein anderes als ihr Eigenthum einführen, und erhalten ein eigenes Handelsgericht in der Residenzstadt *). Die noch viel größern Handelsprivilegien von einer gänzlichen Zollfreiheit erhielten sie erst später im Zeitalter der Kreuzzüge.

Wenn Venedig auf diese Weise den Handel mit Constantinopel sich zuzueignen suchte, so überwand aber auch allmählig der Eigennutz den Religionshaß: und auch ein Handel mit den Ungläubigen knüpfte sich schon lange vor den Kreuzzügen an. Es

*) Daß dieses der Inhalt des Chrysoboli (so hießen die Freibriefe), war, lernen wir aus *Marin* II. p. 210., der Stücke aus dem Original hat abdrucken lassen; und Dandolo dadurch verbessert, der von einer gänzlichen Zollfreiheit spricht, die erst unter Alexius I. ihnen bewilligt ward.

war dieß, nicht zur Ehre der Venezianer, zuerst Sclavenhandel *). Sie kauften Sclaven, Christen oder Unchristen, wo sie sie erhalten konnten; und besonders waren die Araber in Sicilien und Spanien die Abnehmer. Aber sie gingen noch weiter. Der große Gewinn, den die Zufuhr von Waffen an die Ungläubigen brachte, verleitete sie zu diesen Unternehmungen; erzeugte aber auch den lauten Widerspruch des Byzantinischen Hofs, wovon ein Verbot der Republik die Folge war **). Der regelmäßige Verkehr in den Häfen der Saracenen war überhaupt schon lange von den Päbsten und der Republik verboten, und es konnte also nur Schleichhandel dahin getrieben werden. Von dieser Art mußte daher auch der frühere Verkehr mit Alexandrien seyn. Die zehn Venezianischen Schiffe, welche im Jahr 828 den Körper des heil. Marcus von daher brachten, waren, wie es ausdrücklich heißt, gegen das Verbot nur dahin verschlagen worden, und entwandten jenen Schatz ***).

Waren übrigens die Venezianer auf den Märkten von Constantinopel gleich die vornehmsten Kauf-

*) *Marin* I. p. 206., schon in dem Zeitalter von Karl dem Großen; jedoch von dem Pabst verboten. II. p. 55. Wenigstens sollten sie nicht mit Christensclaven handeln.

**) Unter den Kaisern Basil und Constantins 976. *Marin* II. p. 161.

***) *Dandolo* Chron. VIII., II. 6. ap. *Muratori* Script. Ital. XII. p. 170.

leute, so waren sie darum gar nicht die einzigen. Auch andere Italienische Seestädte, namentlich Amalfi *) und Bari, trieben dort ihren Verkehr. Dieß ist klar aus eben jenen Privilegien, in welchen ausdrücklich bestimmt wird, daß die Venezianer nicht auf ihren Schiffen das Eigenthum der Bürger jener Städte sollen einführen dürfen, um nicht an den Abgaben zu verlieren. Um eben diese Zeit breiteten auch die Städte Genua und Pisa bereits ihre Schifffahrt über einen großen Theil des Mittelmeers aus; und wenn gleich ihr damaliger Verkehr mit Constantinopel sich nicht klar darthun läßt, so muß er doch wenigstens wahrscheinlich seyn. Beide stärkten ihre Kräfte, indem sie seit dem Jahre 1000 anfingen, die Saracenen auf dem Meer mit Glück zu bekämpfen. Schon im Jahr 1063 heißt Pisa eine sehr reiche Stadt, deren Schiffe nach Sicilien und Afrika gingen; und auf deren Märkten man Christen und Unchristen sah **).

*) Daß im zehnten Jahrhundert die Amalfitaner in Constantinopel den Handel, besonders mit schönen Gewändern, mit den Venezianern theilten, erhellt auch aus der Erzählung von *Luitprand* ap. *Muratori* Script. Ital. II., I. p. 487. Als man ihm den Einkauf derselben in Constantinopel verwehren wollte, antwortete er: man könne deren genug in Italien bei den Venezianischen und Amalfitanischen Kaufleuten finden, die damit Gewinn trieben.

**) *Muratori* Dissertaz. 30. T. VI. p. 18. hat aus einem gleichzeitigen Dichter Verse als Beweise dafür angeführt.

Aber auch nach Palästina wurde von den Italienischen Städten bereits vor dem Anfange der Kreuzzüge die Schifffahrt und der Handel eröffnet; weil die Schaaren von Pilgern, die hinübergingen, eine reiche Belohnung versprachen. Unter den Städten Italiens scheint Amalfi diejenige gewesen zu seyn, welche diese Vortheile zuerst nutzte; und dadurch zu einem großen Verkehr mit dem Orient und zu großen Reichthümern gelangte *). Nachdem sie bereits angefangen hatten, zuerst die Waaren des Occidents nach jenen Gegenden zu verführen, und diese hier Beifall fanden, erhielten sie von dem Sultan von Aegypten, aus dem Hause der Fatimiden, dem damaligen Herrn der heiligen Stadt, die Erlaubniß, dort ein Kloster **) und ein Hospital anzulegen, welches zur Aufnahme der Pilger diente, und von selbst zugleich ein Platz für den Handel wurde. Indeß hing der Handel der Amalfitaner keineswegs von diesen Niederlassungen ab. Er wird bereits im eilften Jahrhundert uns so groß beschrieben, daß die Stadt Amalfi der Sammelplatz von Kaufleuten der entferntesten Nationen war ***).

*) Die Hauptstelle darüber ist bei *Wilhelm. Tyr.* in Gest. D. II. p. 934. cf. *Muratori* Dissertaz. VI. p. 15.

**) Der heiligen Maria Magdalena, weil viele Weiber als Pilgrimme kamen.

***) Man sehe die Stelle eines Dichters Wilhelm Apulus de Normannis ap. *Muratori* l. c. p. 16.

Unter den Französischen Seeplätzen muß hier Marseille erwähnt werden. Die Spuren, welche sich von der Schifffahrt seiner Einwohner in den Jahrhunderten des Mittelalters vor den Kreuzzügen finden, sind bereits von einem großen Geschichtforscher mit seltenem Fleiß gesammelt *). Aus ihnen geht hervor, daß die alte Handelsverbindung mit Alexandrien noch im sechsten und siebenten Jahrhundert nicht aufgehört hatte **); aber ob sie in den folgenden Jahrhunderten noch fortdauerte, ist höchst ungewiß. Die angeführten Zeugnisse setzen es allerdings außer Zweifel, daß man auch unter den Karolingern und den ersten Capetingern Waaren des Orients kannte; aber sie beweisen nicht, daß man sie über Marseille erhielt ***);

*) *De Guignes* Memoire, dans lequel on examine quel fut l'état du commerce des Français dans le Levant avant les croisades, et quelle a été l'influence de celle ci sur notre commerce; in den Mémoires de l'académie des Inscriptions T. XXXVII. p. 467 sq.

**) Die Stellen aus Gregor von Tours IV, 38. V, 5. VI, 2. u. a. beweisen dieß unwidersprechlich. Aber hier ist von den Zeiten vor der Arabischen Eroberung Aegyptens die Rede (Gregor starb bereits 595.); die Frage ist aber, ob der Verkehr dadurch nicht unterbrochen werden mußte?

***) Man prüfe, um sich davon zu überzeugen, die einzelnen Beweise bei *Desguignes* p. 475 sq. Die p. 475. aus *Poulin* Abrégé de l'histoire de Lyon angeführte Nachricht, daß die Lyoner in Verbindung mit denen von Marseille um 813 des Jahrs zweimal regelmäßig nach

da vielmehr Alles auf Italien zu deuten scheint. Es wird zwar damit nicht behauptet, daß durchaus alle Verbindung zwischen dieser Stadt und der Levante aufgehört habe; aber gewiß war sie von keiner Erheblichkeit. Wenn auf der einen Seite die Geschwader der Arabischen Seeräuber sie erschwerten, gegen welche man seine eigene Existenz nur mit Mühe behauptete, so kam hinzu, daß die Venezianer Nebenbuhler waren, mit welchen unter den damaligen Verhältnissen der Wettkampf schwer, wo nicht unmöglich zu bestehen war.

Wenn diese Angaben hinreichen, zu zeigen, daß vor den Zeiten der Kreuzzüge eine Verbindung zur See mit dem Orient vorhanden war; so fehlt es auch nicht an Beweisen, daß ein Landhandel auf den Donaustraßen durch Ungarn und die benachbarten Länder geführt ward. Es waren nach einander drei Völker, welche seit dem Fall des westlichen Römischen Reichs in jenen Gegenden herrschten; Avaren, Bulgaren und Ungern. Alle drei Barbarenvölker; aber doch alle drei nicht ohne Handel. Wenn es auch zunächst nur Kriege waren, welche sie mit den Byzantinern in Verbindung brachten, so

Alexandrien geschifft wären, die Gewürze zu holen und über die Saone, Mosel und den Rhein zu verführen, ist nicht nur nach Desguignes Geständniß ohne Beweis, sondern sicher eine Fabel. Ein solcher regelmäßiger Verkehr mit den Saracenen konnte damals gar nicht statt finden, weil er von der Kirche verboten war.

lernte man doch auch die Vortheile kennen, welche die Lage in der Mitte zwischen dem Griechischen und dem Franken=Reich für den friedlichen Verkehr darbot. Daß in dem Zeitalter von Karl dem Großen ein Handelszug durch das Land der Avaren von Constantinopel nach Deutschland ging, lernen wir aus den Verordnungen dieses großen Fürsten *). Die Niederlage dieses Handels in Deutschland aber war das Kloster Lorch an der Ems in Nieder=Oesterreich; von wo diese Waaren alsdann über Regensburg, Forchheim, Erfurt, Magdeburg nach Bardowick, und so weiter nach dem Norden verführt wurden **). Allein die Herrschaft der Avaren neigte sich damals schon zu ihrem Untergange; sie wurden seit der Mitte des achten Jahrhunderts von ihren Nachbaren und Stammverwandten, den Bulgaren, unterjocht. Die Folge davon war, daß diese den Handel an sich rissen, und reich dadurch wurden. Selbst der Neid der Griechen wurde dadurch geweckt; ohne daß sie ihnen den Handel entreißen konnten ***). Sie behaupteten denselben

*) Man sehe Capitularia Caroli M. III, 6. ap. *Baluze* Vol. I. p. 755. De negotiatoribus, qui partibus Sclavorum et Avarorum pergunt, quousque procedere cum suis negotiis debent; i. e. partibus Saxoniae usque ad Bardowick, et ad Megadoburg, et ad Erpesfurd, et ad Halechstadt, et ad Forachheim, et ad Regensburi, et ad Lauriacum.

**) Hüllmann Deutsche Finanzgeschichte des Mittelalters S. 191.

***) *Suid.* v. *βουλγαροι.* Eine merkwürdige Stelle! Es

im zehnten bis zum Anfang des eilften Jahrhunderts, da auch ihnen ihre Selbstständigkeit durch die Byzantiner geraubt wurde. Seit dieser Zeit scheint ihre Thätigkeit nachgelassen zu haben. An ihre Stelle als Handelsvolk traten aber nun die Ungern, die damals bereits zum Christenthum fortgegangen waren. Sie müssen einen großen Verkehr in Constantinopel gehabt haben; da sie bereits in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts eine eigene Kirche dort hatten *), die stets das Zeichen einer Niederlassung für den Handel damals ist. Fortdauernd ging aber auf eben dieser Straße, welche bald nachher die Kreuzfahrer betraten, der Handelszug nach Deutschland; wo seit dem zwölften Jahrhundert besonders Regensburg, durch seine Lage an der Donau begünstigt, der Stapelplatz wurde.

Der Handel muß im Ganzen dieselbe Gestalt, aber auch dieselben Beschränkungen behalten haben; da die Rückwirkung auf die Deutschen Städte noch immer so mittelmäßig blieb. Eben daraus läßt sich auch schon im voraus erwarten, daß auch die Handelsverbindung zwischen Italien und den Ländern jenseits der Alpen, besonders Deutschland, noch von

heißt dort, die Bulgaren seyen alle Kaufleute geworden; und dadurch der Geist des Eigennutzes und des Sittenverderbnisses unter ihnen entstanden.

*) *Schwandtner* Script. rer. Hungar. I. p. 420. II. p. 611. König Stephan I. († 1038) hatte sie erbaut.

keinem Belang seyn konnte *). Freilich ist es nichts seltenes, in Gallien im eilften Jahrhundert Italienische Kaufleute erwähnt zu finden; allein schon die Art, wie sie hier oft behandelt wurden, zeigt, daß es nur herumziehende Krämer und Wucherer waren **). Von einem starken Verkehr aber zwischen Venedig und Deutschland finden sich noch keine Spuren ***). Der Landhandel der Venezianer ging zunächst auf den Flüssen, die von den Alpen herunter kamen, der Brenta, der Etsch, und andern; und verbreitete sich sodann weiter über Italien. Sie erhielten allerdings von den Deutschen Kaisern schon lange vor dem Anfange der Kreuzzüge Handelsprivilegien; allein diese beschränkten sich auf das Königreich Italien; nirgends ist eine Spur, daß sie dergleichen auch

*) Hüllmann a. a. O. S. 193. bemerkt einen zweiten Handelsweg unter den Karolingern, der von Italien auf Strasburg, und so den Rhein herunter über Frankfurt u. s. w. gegangen sey. Daß sich der Handel längs dem Rhein hinzog, bezweifeln wir nicht; aber für die Verbindung zwischen Italien und Straßburg kennen wir keinen Beweis.

**) Man vergleiche die Stelle in den Briefen von Gregor VII., wo er Philipp I. Vorwürfe über die Behandlung der Italienischen Kaufleute macht, die nach Frankreich gezogen waren. Epist. II, 5. u. 18.

***) Auch was *Marin* II. p. 112. 113. davon sagt, sind Vermuthungen. Die dort erläuterten Privilegien von Kaiser Lothar beziehen sich offenbar auf Italien.

für Deutschland gesucht oder erhalten hätten *). Erst in spätern Zeiten blühten durch diesen Verkehr Augsburg, Nürnberg u. a. empor, wie wir weiter unten bemerken werden.

So war der Umfang und die Verbreitung des Handels mit der Levante bereits vor dem Anfange der Kreuzzüge. Mehrere Wege hatte er sich damals schon eröffnet; aber sie waren noch wenig betreten. Wie die Kreuzzüge sie erweiterten und zum Theil veränderten, muß die folgende Untersuchung lehren.

*) Man sehe bei *Marin* die Nachrichten von den Privilegien von K. Ludwig II. 856, Vol. II. p. 46., von K. Rudolph und Hugo von Provence, II. S. 120., von Kaiser Otto II. 964. 967. II. S. 162.

Zweiter Abschnitt.

Veränderungen des Handels und Kunstfleißes durch die Kreuzzüge.

Wenn sich aus dem Bisherigen schon von selber das Resultat ergiebt, daß durch die Kreuzzüge kein ganz neuer Handel gegründet werden konnte, so waren darum doch die Folgen derselben in dieser Rücksicht nicht weniger glänzend. Wenn der Handelszug, der schon lange vor ihnen von Osten nach Westen ging, einem mäßigen Flusse glich, so schwoll derselbe durch sie zu einem mächtigen Strome an; der, in mehrere Arme sich theilend, sich viel weiter verbreitete. Wir müssen ihn nach diesen Hauptarmen verfolgen, indem wir den Seehandel von dem Landhandel trennen. Der erstere umfaßt den Handel der Italienischen und Französischen Seestädte; der andere den der Stapelplätze des Innern.

1. Wachsthum und Veränderungen des Seehandels.

1. Bis zu der Eroberung Constantinopels durch die Kreuzfahrer 1204.

Bereits in dem ersten Jahrhundert der Kreuzzüge entwickelten sich die Folgen derselben für die Schifffahrt und den Seehandel mit Raschheit und mit Schnelligkeit. Ehe man aber in das Einzelne geht, ist es wesentlich nothwendig, die Hauptmomente aufzufassen, aus welchen diese Veränderungen hervorgingen. Allerdings gingen sie zwar aus den Kreuzzügen hervor; aber darum keineswegs allein, oder auch nur am meisten, aus der Einnahme des heiligen Landes. Auch diese trug das Ihrige dazu bei; aber viel wichtiger waren die Verhältnisse mit Constantinopel, und dadurch mit dem ganzen Byzantinischen Reich. Wenn ferner die Gewinnsucht, wie sich von selbst versteht, einen großen Antheil an den erweiterten Unternehmungen hatte; so war sie doch gar nicht der einzige Sporn; ein anderer, nicht weniger wirksamer, war die Eifersucht der Italienischen Städte auf einander.

Um diese Gegenstände zu übersehen, ist es daher nothwendig, auf die Lage und die Verhältnisse des Byzantinischen Reichs in dem ersten Jahrhundert der Kreuzzüge einen Blick zu werfen. Die Beherrscher dieses Reichs hatten dazu beigetragen, die Kreuzzüge zu veranlassen; aber sie bereuten es bald. Die

Heere der Kreuzfahrer flößten ihnen Schrecken ein; das Mißtrauen erwachte; sie sahen sich in ihren Hoffnungen getäuscht, durch die Hülfe jener Krieger ihre verlornen Provinzen im Orient wieder zu erhalten; und zitterten selbst in ihrer Hauptstadt. Aber die Gefahren, die ihnen von dieser Seite her drohten, waren weder die einzigen, noch schienen sie die größten. Mit banger Besorgniß mußten sie nach Westen blicken; von woher der Normännische Eroberungsgeist ihrer Herrschaft den Sturz drohte. Schon vor dem Anfange der Kreuzzüge waren diese Entwürfe aufgelebt; bald nach ihrem Beginn vereinigte Roger II. die Länder diesseit und jenseit des Pharus unter dem Namen des Königreichs Sicilien. Der Heldengeist jener Eroberer wurde aber den Byzantinern dadurch am meisten gefährlich, weil sie, zur See nicht weniger als zu Lande thätig, mit ihren Flotten die Küsten der Provinzen, und selbst die Hauptstadt bedrohten. Ihrer Schwäche sich bewußt, bedurften die Kaiser der Hülfe einer fremden Seemacht; und diese war Venedig. Ein gemeinschaftliches Interesse schien daher diese Verbindung zu knüpfen; denn auch den Venezianern konnte nicht damit gedient seyn, wenn jene Eroberer Alles verschlangen. Aber sie halfen nicht umsonst! Privilegien mußten ihnen bewilligt werden, wodurch sie allmählig fast den ganzen Handel des Byzantinischen Reichs an sich brachten. Und doch konnte ein reines und festes Freundschaftsverhältniß zwischen beiden Staaten nicht bestehen.

Die Schwäche der Byzantiner minderte ihren Stolz nicht. Sie wollten auf die Privilegirten als auf Schützlinge herabsehen; diese fühlten dagegen sich als die Stärkern. Wenn jene daher zuweilen es versuchten, sich von dem drückenden Handelsjoch loszumachen, indem sie entweder Genueser oder Pisaner begünstigten, oder indem sie selbst zur Gewalt ihre Zuflucht nahmen; so setzten diese Drohungen oder selbst Gewalt entgegen, und errangen neben den alten Bewilligungen öfter noch neue. Die Regierungsveränderungen in Constantinopel waren hier gewöhnlich die kritische Periode. Kaum war eine solche erfolgt; so eilten auch die Venezianer, durch eine goldene Bulle*) ihre alten Privilegien nicht nur bestätigen, sondern sie auch noch wo möglich vergrößern zu lassen; und wie konnte der Erfolg anders seyn, als daß die jugendlich emporstrebende Republik dem abgelebten Reiche Alles abpreßte, was sie wollte?

Der Anfang dazu war, wie oben gezeigt ist, durch die frühern Bewilligungen schon vor dem Anfange der Kreuzzüge gemacht; aber die großen Privilegien erhielt die Republik erst während derselben durch die Fürsten aus dem Hause der Comneni. Schon Alexius I., um von ihnen Beistand gegen den Normannen Boëmund zu haben, begünstigte sie so

*) *Chrysobolon.* Die Beweise davon giebt *Marin* II, 210. III, 28. 45. 182. 197 sq.

so durch Zollfreiheit *), daß sein Nachfolger Calo-Johannes die Erneuerung der Privilegien verweigerte. Aber sie erpreßten sie bereits 1126 mit dem Schwerdt in der Hand. Sie bemächtigten sich mehrerer Inseln; wie Samos, Chios, Andros u. a. Der erschrockene Kaiser bewilligte ihnen einen Freibrief plenius solito **). Sein Sohn Emanuel bedurfte ihres Beistandes gegen die Angriffe von Roger II. von Sicilien. Aber er erhielt ihn nur gegen die Bewilligung einer vollen Handelsfreiheit in allen Häfen des Reichs, außer auf Cyprus und Candia ***). Mußte dadurch nicht schon der Handel in ihre Hände fallen? Und doch erhielten sie die größten Bewilligungen erst nach dem Fall des Hauses der Comneni, als die Angeli ihnen gefolgt waren. Isaak An-

*) *Marin* III. p. 28. Sie retteten damals Durazzo. *Dandolo* IX, 11, 7. Marin macht es wahrscheinlich, daß sie damals zwei Freibriefe erhielten; den von Dandolo erwähnten, wegen Dalmatien; und einen zweiten für den Handel. Dieser letztere wurde nachmals in die Bulle vom Kaiser Emanuel wieder mit aufgenommen.

**) *Marin* III. p. 51.

***) Eine Analyse dieses wichtigen Freibriefs nach dem Original giebt *Marin* III, 62 sq. Nachmals zerfielen indeß die Venezianer mit Kaiser Emanuel (1171); der sich durch eine schwarze Treulosigkeit rächte, indem er die erst sicher gemachten Venezianer in allen seinen Häfen verhaften ließ. Im Jahr 1177 ward der Friede hergestellt.

gelus stellte ihnen im Jahr 1192 vier Freibriefe aus; und noch größere erlangten sie nach dessen Sturz von seinem Bruder Alexius Angelus im Jahr 1200 *), wodurch ein gänzlich freier Handel durch das ganze Reich, als Belohnung für den in dem Tractat von ihnen versprochenen Beistand, ihnen bewilligt ward. Mehr ließ sich nicht geben!

Wenn die Noth den Kaisern diese Bewilligungen abpreßte, so fühlten sie auch oft das Drückende davon. Um daher den Venezianern nicht das Monopol zu lassen, wurden Genuesern und Pisanern ähnliche Freiheiten bewilligt; oder diese ertrotzten sie auch wohl, wie die Pisaner im Jahr 1100, mit dem Schwerdt in der Hand. Aber wenn auch zuweilen die Venezianer mit ihnen theilen mußten, so blieb in Constantinopel doch ihr Uebergewicht entschieden, weil man sie als größere Seemacht nicht entbehren konnte.

Es ist von großer Wichtigkeit, von dem Inhalt jener Freibriefe, und den dadurch gegründeten Anstalten, sich deutliche Begriffe zu machen; die ganze Einrichtung des damaligen Handels hing davon ab.

Die Bewilligung der Freiheit von Abgaben in dem fremden Lande war zwar ein höchst wichtiger

*) Diese wichtigen Actenstücke, sowohl die von Isaak, als das von Alexius, sind zuerst durch *Marin* Storia etc. Vol. III. App. bekannt gemacht. Das letzte ist auch für die Staatsgeographie des Byzantinischen Reichs sehr wichtig; da es eine genaue Aufzählung der sämmtlichen Provinzen enthält.

Punkt; allein dieß reichte doch nicht hin zur sichern Führung des Handels. Was half diese Freiheit, wenn sie nicht mit Sicherheit verbunden war? Und wie ließ diese Sicherheit sich ohne Anstalten erhalten? Man bedurfte Niederlassungen in der Fremde; aber es konnte sich damit doch kein eigentliches Colonialsystem verbinden, weil der Handel in den Städten der Fremden geführt werden sollte. Man mußte sich also auf Handelslogen innerhalb derselben beschränken. Zu diesen gehörten nach dem Geist der Zeit eine Kirche, um den Handel unter dem Schutz eines Heiligthums zu führen; eine Straße (ruga); oder ein freier Platz (piazza, embolo), wo ein Markt gehalten, und die Magazine (fondachi) für die Waaren angelegt wurden *). Nicht selten erweiterte sich dieses Alles bis zu einem ganzen Quartier der Stadt (Contrada). Hier lebten die Fremden gemeinschaftlich, nach ihren eigenen Gesetzen. Daher war es ein gewöhnlicher Artikel der Privilegien, daß sie ihre eigenen Richter hatten, die nach ihrem Recht sprachen; und dieses war nicht selten so weit ausgedehnt, daß auch in den Prozessen der Fremden mit den Einheimischen diese Richter den Ausspruch zu thun hatten **). Man nehme hinzu die gänzliche

*) Man sehe z. B. die Bedingungen des Vertrags der Venezianer mit Andronicus bei *Marin* Storia III. p. 267.

**) Dieß wurde ausdrücklich von Alexius Angelus den Venezianern im Jahr 1200 bewilligt; "wie schwer es dem

Freiheit des Handels und Verkehrs, ohne alle Zölle und Abgaben; und man wird sich nicht wundern, wenn der ganze Handel des Reichs, insofern er nicht Monopol der Regierung war, in die Hände der Fremden kam.

Solche Handelslogen hatten die Venezianer nicht blos in Constantinopel, sondern auch in den andern Haupthäfen und den wichtigen Binnenstädten des Byzantinischen Reichs, besonders in der Provinz, welche die Hauptstadt enthält, in Romania. Die Loge in Constantinopel selbst war in der Vorstadt Pera, und ward so zahlreich, daß es nichts seltenes war, daß die Venezianer daselbst der Regierung trotzten *); wie stark aber überhaupt ihre Menge in Romanien war, erhellt aus einem Vergleich mit Isaak Angelus vom Jahr 1188, worin bestimmt wurde, daß die Venezianer in Romanien nöthigenfalls hundert Galeeren bemannen sollten, jede mit hundert und vierzig Ruderknechten. So mußten also wenigstens vierzehntausend Venezianische Seeleute dort zu finden seyn; und welche Menschenmenge setzt dieses nicht voraus, wenn man ihre Familien, die der Kaufleute, Künstler u. s. w., mit in Anschlag bringt **)!

Wenn solche Einrichtungen in dem Byzantinischen Reiche nothwendig waren, waren sie es nicht

„Kaiser auch selber ankomme" heißt es in der Urkunde. *Marin* III. p. 182.

*) *Marin* III. p. 63. 211.

**) *Marin* III. p. 212. cf. p. 287.

weniger in den Städten von Syrien und dem heiligen Lande. Die Könige, die gleich nach der Gründung des Reichs Jerusalem ihres Beistandes bedurften, und ihn genossen, waren mit Freibriefen gegen sie nicht weniger freigebig. Bereits 1111, als die Venezianer zum zweitenmal mit einer Flotte kamen, erhielten sie eine freie Niederlassung in Ptolemais, und Handelsfreiheit durch das Reich *). Als sie nachmals 1123 bei Jaffa die Saracenen schlugen, wurden ihnen in jeder eroberten Stadt im voraus die größten Freiheiten versprochen **). Bestimmter sind die Privilegien, die ihnen von Balduin II. ertheilt wurden; sowohl in Jerusalem selbst, als in Ptolemais, Ascalon, Tyrus rc. erhielten sie Kirchen, Straßen und ganze Quartiere †). Nicht anders war es auch in den großen Reichslehen, wie namentlich in Antiochia, wo ihnen der Fürst im Jahre 1167 gleiche Freiheiten ertheilte ††).

Allein nicht blos in der Levante, sondern auch im Westen spielten die Venezianer eine ähnliche Rolle. Wenn sie gleich öfter die Gegner der Normänner waren, so hatten sie doch ähnliche Privile-

*) *Marin* III. p. 32.

**) *Marin* III. p. 48. "Würde Tyrus und Ascalon eingenommen, sollten sie selbst ein Drittheil jeder Stadt haben." Dieß ward ihnen wirklich durch den nächsten Freibrief. S. p. 146.

†) *Marin* Storia III. p. 196. hat die Bewilligungen aus der Urkunde gegeben.

††) *Marin* III. p. 188.

gien für ihren Handel nach Unteritalien und besonders Sicilien zu erhalten gewußt. Sie bekamen diese besonders unter König Wilhelm II. im Jahre 1175, wodurch ihnen nicht nur Erlaubniß des Handels durch dessen ganzes Gebiet gegeben, sondern auch die Abgaben auf die Hälfte von dem herabgesetzt wurden, was sie vorher gewesen waren *).

So umfaßte also der Handel der Venezianer damals das östliche und westliche Mittelmeer; aber zu einem Monopol sich hinaufzuschwingen; ihre Rivalen, Genueser und Pisaner (wiewohl sie mit den letztern zuweilen verbündet waren **)), zu verdrängen, vermochten sie doch nicht. Früher als sie hatten diese beiden Städte die Vortheile der heiligen Kriege zu nutzen gesucht: und waren mit Geschwadern, zum Krieg und Handel ausgerüstet, nach der Syrischen Küste geeilt ***). Beleidigt damals von Alexius, rächten sich die Pisaner dafür, indem sie 1100 seinen Sohn zum Gefangenen machten; und das Lösegeld bestand in großen Privilegien, die er ihnen in Constantinopel ertheilen mußte. Eine Kirche und Niederlassung; unabhängige Gerichtsbarkeit unter einem eigenen Consul; und Freiheit von allen

*) Die urkundlichen Beweise davon bei *Marin* III. p. 201. *Not.*

**) Wie z. B. im Jahr 1175. Es war in dem Bündniß bestimmt, daß ihnen die Pisaner 1/4 der Abgaben von den Levante-Waaren entrichteten; wogegen sie ihnen Sicherheit im Archipelagus leisteten. *Marin* III. p. 165.

***) S. oben S. 49.

Abgaben; wie scheel auch die Venezianer dazu sahen *). Wann die Genueser zuerst in Constantinopel Privilegien erhielten, ist ungewiß; allein um die Mitte des zwölften Jahrhunderts besaßen sie dort bereits eine Niederlassung, deren Vorrechte noch 1154 ihnen erweitert wurden **); und als Kaiser Emanuel 1171 mit den Venezianern zerfallen war, hatten sie wie die Pisaner das Glück, gleiche Vorrechte dort, wie sonst Venedig, zu genießen.

In dem heiligen Lande wurden beide nicht weniger als die Venezianer begünstigt. Als die letzten 1123 die großen Vorrechte erhielten, wurden auch ihnen gleiche ertheilt. Die Genueser erhielten vom König Balduin eine Contrada zu Jerusalem; so wie zu Jaffa. Sie bekamen den dritten Theil von Assur, Cesarea und Acre ***). Den Pisanern gab Boemund

*) *Marin* III. p. 24.

**) Man sehe *Caffari* ap. *Murator.* Script. Ital. VI. p. 265. Die Abgaben wurden von 1/10 auf 1/25 herabgesetzt. Daß auch die Amalfitaner sowohl in der Hauptstadt als den Landstädten in Menge ansäßig waren, erhellt aus dem den Venezianern in Rücksicht ihrer gemachten Bewilligungen. *Marin* III. 63. Aber Amalfi hatte nie eine Kriegs-Marine; wurde deshalb nicht gefürchtet, und eben daher tolerirt.

***) *Marin* III. p. 49., nach Urkunden bei *Giustiniani.* Die Anstrengung der Genueser war nach diesem letzten Annalisten so groß gewesen, daß sie in den ersten dreizehn Jahren der Kreuzzüge siebenmal mit einer Flotte hinübergegangen waren.

im Jahr 1108 ein Quartier in Antiochien, wo sie handeln und rechten konnten, wie in Pisa *).

Daß endlich auch diese Städte den Handel nach Sicilien nicht aus den Augen verloren, bedarf kaum einer Erinnerung. Die Lage ihrer Häfen war dazu vorzüglich bequem; und schon vor dem Anfange der Kreuzzüge war ihre Schifffahrt dahin gerichtet. Auch hier aber lebte die Eifersucht auf, da auch die Provenzalen dahin-handelten; und die Genueser sollen es durchgesetzt haben, sie zu verdrängen.

Indem auf diese Weise die Italienischen Städte ihre Schifffahrt und Handel ausbreiteten, unterließ auch Marseille nicht, auf eine ähnliche Weise von den Kreuzzügen Nutzen zu ziehen. Von Bewilligungen, welche ihre Bürger in dem Byzantinischen Reiche gesucht oder erhalten hätten, hat zwar die Geschichte keine Nachrichten aufbewahrt; wohl aber von dem Antheil, den sie von Anfang an an den Kreuzzügen nahmen, und den Belohnungen, die ihnen dafür bald in dem heiligen Lande zu Theil wurden. Bereits im Jahr 1117 erhielten sie von Balduin II. die Erlaubniß zu einer Niederlassung in Jerusalem, in der sie allein wohnen durften **). König Fulco, sein Nachfolger, dem sie wesentliche Hülfe leisteten, gab ihnen Freiheit der Abgaben, in allen seinen Län-

*) *Marin* III. l. c.

**) *De Guignes* Mémoires de l'acad. des Inscript. T. XXXVII. p. 515.

dern *). Balduin III. bewilligte ihnen Handelslogen mit den gewöhnlichen Freiheiten 1152 in allen Städten des Reichs **). Auch noch nach dem Verluste der heiligen Stadt wurden ihnen 1190 vom König Guido von Lusignan alle die alten Freiheiten wiederholt; sie brauchten so wenig von ihren großen als kleinen Schiffen Zoll zu bezahlen; und erhielten einen eigenen Gerichtshof (curia) in Acre ***). Diese Bewilligungen geben hinreichende Beweise, mit welchem Eifer und mit welchem Erfolge die Marseiller an dem Handel nach Syrien Antheil zu nehmen suchten. Wie sehr aber ihre Schifffahrt überhaupt in dieser Periode gewachsen seyn muß, erhellt schon daraus, daß sie im Jahre 1190 Schiffe genug besaßen, den König Richard von England mit seinem Heer nach dem gelobten Lande zu führen. Sie scheinen aber auch unter den Seestädten an den Französischen Küsten die einzigen gewesen zu seyn, die Kraft und Unternehmungsgeist genug hatten, die Concurrenz mit den Italienern zu bestehen.

Wie groß war also nicht schon, am Ende des ersten Jahrhunderts der Kreuzzüge, der Wachsthum des Seehandels! Wenn vorher nur einzelne Schiffe ihn getrieben hatten, so kamen jetzt schon ganze Flotten! Wenn vorher kaum ein Paar Häfen jene auf-

*) *Ruffi* Hist. de Marseille p. 92. Nach Urkunden im Stadtarchiv.

**) *Ruffi* l. c. p. 95. aus Urkunden.

***) *De Guignes* l. c.

nahmen, so standen diesen jetzt alle Seeplätze des Byzantinischen Reichs so wie Syriens offen. Wenn vorher die Ankömmlinge als schüchterne Fremde erschienen; so trafen sie jetzt allenthalben Niederlassungen, in denen sie gleichsam das Vaterland mit seinen Sitten und Rechten wiederfanden. Wenn sie endlich vorher nur durch Abgaben sich die Verkaufsfreiheit erwerben konnten, so waren sie jetzt allenthalben frank und frei. Das Ziel einer solchen Laufbahn konnte kaum ein anderes als eine volle Herrschaft über die schon halb unterjochten Völker seyn; aber da zugleich Mehrere diesem Ziele zueilten, so waren auch die Ausbrüche der wildesten Eifersucht zwischen ihnen zu erwarten. Beides brachte der folgende Zeitraum zur Reife!

---

2. Seehandel seit der Eroberung Constantinopels; 1204.

Die Besorgnisse, welche die Byzantiner gleich nach dem Anfange der Kreuzzüge gefaßt hatten, daß ihr Reich das Opfer davon werden würde, gingen in Erfüllung. Die ganze Schwäche desselben war durch diese Kriege enthüllt; und gerade denjenigen enthüllt, die am ersten davon Gebrauch zu machen im Stande waren. Die Niederlassungen der Italienischen Handelsstädte bildeten schon Staaten im Staat; und die gänzliche Vernachlässigung der Seemacht, die Folge des Mangels, oder einer verkehrten Sparsamkeit, konnte Niemand besser als sie kennen und nutzen.

Als im Jahr 1202 die Venezianer so eben ihre Flotten zum Uebersetzen eines Kreuzheers nach Palästina vermiethet hatten, kam der geflüchtete Sohn des gestürzten Isaak Angelus, der junge Alexius, um gegen seinen Oheim, den ältern Alexius, Hülfe zu suchen. Unermeßliche Versprechungen von Privilegien und Geld gaben die sichere Aussicht reicher Belohnung; und waren nicht, wenn die Sache gelang, auf jeden Fall die Sieger Herren der Stadt? So zog man den Zug gegen die Hauptstadt des Morgenlandes dem zur Befreiung des heil. Grabes vor; das Fränkisch-Venezianische Kreuzheer langte vor Constantinopel an; und der Erfolg krönte bald ihre Wünsche. Allein die Unmöglichkeit, die gegebenen Versprechungen zu erfüllen, zog bald einen Zwist mit Isaak und seinem Sohn nach sich; das Haus der Angeli ward gestürzt; und mit stürmender Hand wurden die Kreuzfahrer im März 1204 Herren von Constantinopel. Mit der Hauptstadt fiel hier das Reich; oder zerfiel vielmehr in eine Menge Bruchstücke. In Nicäa und Trebisonde behaupteten sich unabhängig Griechische Fürsten; das Uebrige ward Beute der Sieger, und unter sie getheilt. Der Kaiserthron ward zwar mit einem Franken besetzt; allein der Antheil der Venezianer war darum nicht geringer. Sie erhielten $1\frac{1}{4}$ des Reichs; und wählten dieses, wie man von einem handelnden Volke es erwarten kann *). Ein Theil der Hauptstadt, alle

*) *Marin* IV. p. 64.

Küstenländer vom Hellespont bis zum Jonischen Meer, die ganze Halbinsel Morea, alle wichtige Inseln, Negroponte, Candia, Corfu, und viele kleinere, wurden ihnen zu Theil. Herren der Länder, waren sie durch ihre Flotten zugleich Herren der Meere; und daß dadurch für ihren Handel die wichtigsten Folgen sich ergeben mußten, bedarf nicht erst eines Beweises.

Die erste dieser Folgen war, die Entstehung eines Colonialsystems. Es ist oben gezeigt, daß schon vorher dazu der Grund gelegt war; aber daß es sich nicht ausbilden konnte, ohne politische Herrschaft. Wenn die Einnahme Constantinopels und die Zertrümmerung des Reichs leicht gewesen war, so war dagegen die Behauptung der neuen Besitzungen desto schwerer für eine Stadt, die noch so gut wie gar kein Continentalgebiet hatte. Man empfand dieß sehr wohl, und indem man die Stücke des festen Landes verbündeten Griechischen Fürsten zu Lehen gab *), wurden dagegen in der Hauptstadt und auf den Inseln Colonieen Venezianischer Bürger gegründet. Der Theil der Hauptstadt, der den Venezianern gehörte, ward ganz eine Colonie nach dem Muster des Mutterstaats. Es ward also eine republikanische Organisation eingeführt. Es gab einen Podestà

*) Wie z. B. Adrianopel mit seinem Gebiet; wie Lepanto rc. Die Bedingungen waren Treue gegen die Republik; und freier Handel und Niederlassungen wo man wollte. *Marin* IV. p. 71.

(statt des Doge); einen größern und kleinern Rath, worin jener den Vorsitz führte; alle Civil- und Militärbeamte hingen von dieser Municipalität ab *). Die Colonie bestand eben sowohl aus einer Menge Edler, als Bürger. Aehnliche Niederlassungen mit ähnlichen Einrichtungen wurden nun auf den Hauptinseln, Candia **), Morea und Corfu, gestiftet; und da allenthalben die Herrschaft des Meers durch zahlreiche Geschwader gesichert war; so schien es nicht schwer, sie gegen die Anfälle der Genueser oder Anderer zu schützen.

Der Wachsthum und die viel weitere Verbreitung des Handels war zweitens wieder davon die Folge. Dieser äußerte sich vor allen dadurch, daß die Venezianer, im Besitz der Küsten des Hellesponts, den freien Eingang nach dem schwarzen Meere hatten. Der Handel auf diesem Meere war aus mehr als Einer Ursache von hoher Wichtigkeit; theils

*) Sie war von den lateinischen Kaisern so gut wie unabhängig; denn sie schloß mit Ihnen förmliche Verträge. Ein merkwürdiges Beispiel davon führt *Marin* IV. p. 98. aus Urkunden an; einen Vertrag zwischen dem Kaiser und dem Podestà von dem Jahre 1205.

**) Die ganze merkwürdige Einrichtung der Colonie auf Candia giebt *Marin* IV. p. 81. aus Urkunden. Man vergleiche damit *Giacomo Filiasi* Memorie storiche de' Veneti T. VI. P. II. p. 225. wo nicht unwichtige Zusätze sich finden. Ueber die Einrichtung der auf Morea giebt *Marin* IV. p. 84. einige Nachricht; die der in Corfu weiß man nicht.

weil die Nordländer, die es begrenzen, die Kornkammer für Constantinopel waren; theils weil ein Hauptarm des Asiatischen und Indischen Handels über dasselbe damals lief. Die Venezianer haben allerdings nicht erst seit der Einnahme der Hauptstadt sich den Weg dahin gebahnt; es ist erwiesen, daß ihre Flotten es schon früher befuhren *), und daß sie selbst schon früher Niederlassungen auf der Krimm hatten **). Aber mit dem Fall Constantinopels erhielten sie die Herrschaft dieses Meers. Die Folge davon war eine Niederlassung an der Mündung des Dons oder Tanais, welche daher Tana hieß, das jetzige Asow. Läßt gleich das Stiftungsjahr sich nicht genau angeben, so fällt es doch in diese Zeiten †). Auch diese Colonie erhielt eine Einrichtung wie die oben beschriebene; und wurde der Stapelplatz für den Handel des entfernten Asiens und Indiens. Die Straße desselben lief von Indien her über den Oxus und das Caspische Meer nach Astrakan ††); von wo die Waaren auf Kameelen nach Tana gebracht, und von hier weiter verführt wurden. Allein die Verträge mit den dort herrschenden Mongolischen Fürsten sicherten ihnen

*) Schon 1196 hatten sie eine Flotte zu Amisus, zum Schutz der Küste. *Marin* IV. p. 100.

**) S. unten.

†) *Marin* IV. p. 91. 92.

††) Citrakan nach der damaligen Benennung. Man sehe *Joseph. Barbaro* viaggio bei *Ramusio* Raccolta II. fol. 93. cf. *Marin* IV. p. 133.

auch einen Verkehr mit diesen Nomaden *); durch welche die Caravanen großentheils gebildet wurden, die ins innere Asien zogen.

Nicht weniger wichtig war der Verkehr der Venezianer in den Häfen an der Südseite des schwarzen Meers; unter denen Trebisonde, Giazzo und Fasso (Phasis) genannt werden müssen. Mit den Kaisern von Trebisond suchten daher die Venezianer Handelsverträge zu errichten; und erreichten auch ihren Zweck. Durch den Hauptvertrag vom Jahr 1303 wurden sie hier auf gleichen Fuß mit den Genuesern gesetzt; erhielten so wie jene das Recht einer Handelsloge, Kirche; eines Bailo, gleiche Abgaben u. s. w. **). Auf diese Plätze lief ein anderer Arm des Indischen Handels, der auch über das Caspische Meer, aber nach der Westküste, und von da über Albanien ging. Noch wichtiger war aber der Armenische Handel, dessen Hauptstadt Tauris der Mittelpunkt für den ganzen Persischen Handel, so wie für den mit Bagdad und Basra war ***). Ueber Tauris liefen die Caravanenstraßen, welche sowohl

*) Beispiele davon aus Urkunden giebt *Marin* IV. p. 139 sq.

**) Die Artikel des Traktats aus den Urkunden bei *Marin* IV. p. 144.

***) *Marin* IV. p. 158. hat zwei Handelsverträge mit den Königen von Armenien; der erste bereits aus dem Jahr 1201; also vor der Einnahme Constantinopels; der andere vom Jahr 1245. Der Weinhandel machte einen wichtigen Zweig des dortigen Verkehrs aus.

östlich nach Ispahan, Balk und Bochara, als welche südlich nach den eben genannten Städten am Unter-Tigris gingen.

Aber dieser gewaltige Verkehr sollte bald eine Veränderung erleiden. Wie mächtig auch die Venezianer waren, so waren sie doch nicht ohne furchtbare Nebenbuhler. Als es ihnen gelang, sich Constantinopels zu bemächtigen, waren die Genueser in Kriege mit den Pisanern verwickelt, die selten unterbrochen, und stets wieder erneuert wurden. Die Rivalität dieser beiden Städte, und die daraus hervorgehenden Folgen, kamen den Venezianern vortrefflich zu statten. Allein das Glück der letztern hatte auch bald die Eifersucht der erstern erregt. Nichts schmerzte sie mehr als die Aussicht, vom schwarzen Meere ausgeschlossen zu seyn, dessen Handel sie schon vormals mit den Venezianern getheilt hatten; und jetzt auch noch nicht fahren ließen. Man nehme hinzu, daß sie sich jetzt von der Hauptstadt ausgeschlossen sahen mit dem Verlust so großer Privilegien; und der Gefahr, allen Handel und Schifffahrt im östlichen Mittelmeer zu verlieren, wenn ihre Nebenbuhler sich auf ihrer Höhe erhielten. Daher unterließen sie nicht, wo sie konnten, ihnen Feinde auf den Hals zu hetzen; und bald kam es zwischen beiden Republiken zu einem Kriege, der 1215 mit einem Frieden endigte, kraft dessen die Genueser wieder in Romanien ihre alten Freiheiten, wie unter Alexius, genießen sollten *). Aber wenn

*) *Marin* IV. p. 195.

wenn Handelsneid überhaupt keinen dauernden Frieden hoffen läßt, wie viel weniger hier, wo der Berührungspunkte so viele, und die Gegner sich so nahe waren? Ein Streit über eine Kirche in Acre, wobei es zu Gewaltthätigkeiten kam, reichte hin, im Jahr 1257 einen blutigen Krieg zwischen beiden Republiken zu entzünden; in dem zwar die Venezianer, verbündet mit Pisa und Manfred von Sicilien, einen Sieg erfochten, aber durch den sie dennoch an Macht und Geld geschwächt wurden *). Diesen Zeitpunkt nützten die Genueser, die Griechen aufzumuntern, das Joch der Venezianer abzuschütteln, und den Byzantinischen Thron wieder aufzurichten; wozu der elende Zustand des Fränkischen Kaiserthrons, der, nur auf Trümmern stehend, stets wankte, von selber einzuladen schien. Michael Paleologus, Herrscher von Nicäa, wagte es, bemächtigte sich der Hauptstadt durch List und Ueberfall, und setzte sich auf den wieder erhobenen Thron **).

Diese neue Revolution in Constantinopel hatte auf den Gang des Handels den entschiedensten Einfluß. Die Verdienste, welche sich die Genueser erworben hatten, wurden sofort durch den Besitz der Vorstadt Pera belohnt; die Venezianer wurden aus der Hauptstadt vertrieben, der Pallast ihres Podestà ward zerstört; und ein Schiff, mit den Trümmern dessel-

*) *Marin* IV. p. 298 sq.

**) Im Jahr 1261.

den beladen, nach Genua geschickt *). Die Erbitterung ward größer, wie je; der Krieg wurde zugleich mit den Byzantinern und Genuesern erneuert; und der Haß gegen die letztern machte, daß man mit den erstern einen Frieden schloß **), indem man den Krieg mit diesen noch fortsetzte.

Durch diese neue Catastrophe mußte der Handel der Venezianer nothwendig zuerst einen Stoß erleiden. Aber wie wichtig auch ihre Herrschaft in Constantinopel gewesen seyn mochte, so war er doch keineswegs blos darauf gebaut. Ihre Seemacht war noch ungeschwächt; und bildete eine Grundlage, die nicht leicht zu erschüttern war. Wenn sie auch vielleicht auf einer Seite verloren, so wußten sie dagegen sich neue Canäle auf andern zu eröffnen; die gereizte Rivalität entwickelte neue Kräfte, und das Resultat im Ganzen war, daß der Welthandel nicht dadurch beschränkt wurde, sondern gewann.

Allerdings waren seit dieser Zeit die Genueser in Constantinopel die mächtigern; und blieben von jetzt an die Verbündeten der Griechen; allein die Venezianer wurden doch nicht daraus verdrängt. War gleich der Kaiser nach dem Friedensschluß nicht verpflichtet

*) *Marin* IV. p. 312.

**) Die funfzehn Artikel des Vertrags mit dem Kaiser giebt *Marin* IV. p. 326. Die Venezianer erhielten sicheres Geleit durch das Reich; und die Erlaubniß (Art. 4.), in Constantinopel in gemietheten Häusern zu wohnen.

ihnen gleiche Freiheiten wie vormals zu ertheilen, so stand es ihnen doch frei, in Constantinopel und Romanien für ihr Miethgeld Wohnungen zu suchen.

Am fühlbarsten mußte die Rückwirkung auf die Schifffahrt und den Handel des schwarzen Meers seyn. Wenn gleich die Venezianer indeß vormals dort eine entschiedene Uebermacht hatten, so scheint diese sich doch daselbst keineswegs auf gleicher Höhe erhalten zu haben. Denn schon vor der neuen Catastrophe der Hauptstadt hatten sich die Genueser in den Häfen des schwarzen Meers nicht nur wieder festgesetzt, sondern waren auch fast mächtiger, als die Venezianer geworden *). Sie hatten jetzt wieder keinen angelegentlichern Wunsch, als die Venezianer gänzlich daraus zu verdrängen; allein so wenig diese gegen sie es vermocht hatten, vermochten sie es wieder gegen jene **).

Eine Folge aber der jetzigen Uebermacht der Genueser in dem schwarzen Meer waren Niederlassungen daselbst. Sie bestimmten dazu die Halbinsel der Krimm, wo auch schon früher die Venezianer Eta-

*) *Marin* IV. p. 145.

**) Ihre Niederlassung Tana erscheint noch 1342 als eine blühende Stadt. Sie ward aber damals von den Tartaren geplündert; und die Einwohner retirirten sich zu den Genuesern nach Caffa, die sich mit ihnen verbündeten. Als aber 1350 die Venezianer einen Separatfrieden mit den Tartaren schlossen, ging daraus ein blutiger Krieg der beiden Republiken hervor, der die Macht von Genua endlich brach. *Marin* VI. p. 60. 61.

blissements errichtet hatten *). Die Genueser wählten hier die Gegend des alten Theodosia; und hier blühte jetzt ihre so wichtig gewordene Colonie von Caffa auf. Wenn sich gleich das Jahr ihrer Stiftung nicht genau angeben läßt, so ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß es nicht lange nach der Wiederaufrichtung des Byzantinischen Throns, bald nach 1266 war. Aber die Niederlassung gedieh nicht auf einmal. Sie war erst ein offener Ort, der nach erhaltener Erlaubniß des Tartarchans errichtet wurde. Erst später wurde derselbe mit Gräben und Mauern umgeben; um vor den Angriffen der Tartaren sicher zu seyn **). Die Stadt erhielt ihre Municipalverfassung, und wurde von einem jährlich von Genua dahin gesandten Consul regiert, unter dem auch die übrigen Niederlassungen der Halbinsel standen, zu denen Cembalo, Cerco, und einige kleinere gezählt wurden ***). Von diesem Punkt breiteten die Genueser ihren orientalischen Handel aus. Die Krimm selber, reich durch ihr Salz, wurde zugleich der Stapelplatz

*) Besonders Soldaja. *Marin* VI. p. 69. zeigt aus einer Urkunde, daß 1287 ein Consul von Venedig nach Soldaja gesandt ward, als Consul von ganz Gazaria, d. i. der Krimm.

**) Niceph. Gregor. XIII, 12. Die besten Untersuchungen über Caffa verdanken wir dem Genueser Abbate Oderico, in Lettere Ligustiche 1792 von dem dreizehnten Briefe an. *Marin* VI. p. 69 sq. hat ihn in einigen Stücken berichtigt.

***) *Oderico* p. 134 sq.

der Erzeugnisse fremder Länder. Sie wurde der Markt des Pelzhandels für den Norden; der seidenen und baumwollenen Gewänder von den Persischen Provinzen; und nicht weniger der Erzeugnisse Indiens, die auf den oben beschriebenen Wegen von Astracan dahin verführt wurden *). Die Niederlassungen der Genueser breiteten sich von hier aus auch nach dem Caucasus aus, wohin der Reichthum von Metallen sie lockte; und noch in unsern Tagen hat man Spuren von ihnen in dem Innern jener Gebirge finden wollen **), nachdem schon über drei Jahrhunderte Caffa für sie verloren ist †).

Auf diese Weise kam ein wichtiger Zweig des Welthandels in die Hände der Genueser; aber ihre Rivalen suchten und fanden dafür auf einer andern Seite Entschädigung. Waren jene die Verbündeten der Griechen geworden, so wurden sie die Verbündeten der Saracenen, und schlossen mit diesen Handelsverträge, troß den Verboten der Kirche, von denen sie zuletzt durch Geld sich Dispensation zu verschaffen wußten ††). Die Frucht davon war ihr Handel theils

*) *Oderico* p. 155.

**) In dem Orte Kubascht. Müller's Sammlung Russischer Geschichte. II. S. 6.

†) Es wurde 1475 von Mahomet II. erobert. *Oderico* p. 193.

††) Die frühern Verbote der Kirche, die besonders gegen den Handel mit Sclaven und Waffen gerichtet waren, wußte man zu umgeben. Allein im Jahr 1307 verbot Clemens V. durchaus allen Verkehr mit den Sara-

nach Alexandrien, der allein für das, was sie im Norden eingebüßt haben mochten, hinreichenden Ersatz gab; theils nach andern Saracenischen Plätzen und Ländern.

Aegypten, das damals unter der Herrschaft der Mammelucken-Sultane stand *), war der Mittelpunkt des Handels zwischen Afrika und Asien; und war durch seine Lage als Küstenland nicht weniger dazu geschickt, dasselbe zwischen diesen beiden Welttheilen und Europa zu werden. Wenn die Religionsverhältnisse und die Verbote der Kirche auch bisher einen regelmäßigen Verkehr mit den Italienischen Seestädten verhindert hatten, so hatte es darum doch keinesweges an Verkehr gefehlt; da die Venezianer für die Sclaven, die sie bei ihrer Herrschaft im schwarzen Meer aus Circassien und Georgien holten, hier den sichersten und vortheilhaftesten Absatz fanden **). Seitdem sie aber das Ungewisse ihrer Herrschaft in Constantinopel sich selber nicht verhehlen konnten, waren sie um so sorgfältiger gewesen, Verbindungen mit den Saracenischen Fürsten anzuknüpfen ***); und

cenen unter Strafe des Kirchenbanns. Aber Benedict VI. gab erst einzelne Privilegien gegen Bezahlung; und zuletzt 1345 allgemeine Dispensation. Le Bret Gesch. von Venedig B. I. p. 756.

*) Seit dem Jahr 1250.

**) *Marin* IV. p. 261. 262. ist der Meinung, daß sie diesen Handel so gut wie ausschließend dort getrieben hätten.

***) Bereits seit dem Jahre 1229, wo sie schon einen

welches Land konnte sie mehr als Aegypten anziehen, wo sie die Schätze zweier Welttheile, und von den Indischen Producten gerade die in Europa am meisten gesuchten Specereien aufgehäuft fanden *)? Der Weg, auf dem diese letztern kamen, war über das glückliche Arabien. Jener uralte Handelsverkehr, den die Leichtigkeit der Schifffahrt und die Mäßigkeit der Entfernung zwischen den Küsten Malabar und Ceylon auf der einen, und diesem Lande auf der andern Seite stets unterhielt, dauerte noch damals; und Aden im glücklichen Arabien war der Hafen, wo der Stapelplatz der Indischen Waaren sich fand. Mit ihnen vereinigte man hier die gesuchten Producte Arabiens; vor allen den Weihrauch; und längs der Westküste Arabiens wurden diese auf Kameelen über die Landenge von Suez nach Cairo, und von da auf dem Nil nach Alexandrien gebracht. Pfeffer, Ingwer und Kaneel, waren die hierhin von Indien gebrachten

Tractat mit dem Sultan von Aleppo schlossen. S. unten. *Marin* IV. p. 246.

*) Ueber den Zustand und die Beschaffenheit des Aegyptischen Handels sind wir am vollständigsten unterrichtet durch das Werk des alten *Marino Sanuto* aus dem vierzehnten Jahrhundert: Secreta fidelium crucis, in den Gest. Dei p. Franc. Vol. II., das er als ein Project zur Wiedereroberung Aegyptens und des heil. Landes dem Pabst übergab. Er gründete dieses auf strenge Handelsverbote, und daher giebt besonders der erste Theil Nachrichten über den Aegyptischen Handel. Es sind also Berichte eines Augenzeugen.

Waaren; vielleicht auch seidene und baumwollene Webereien. Die aus dem jenseitigen Indien kommenden Specereiwaaren, Gewürz-Nägelein, Muscatnüsse, Cubeben, sollen mehr über Bagdad gekommen seyn. Zu diesen kamen die eigenen Producte des so fruchtbaren Aegyptens: Getreide, Datteln, Zucker, Baumwolle; und die Waaren, welche die Caravanen des innern Afrikas dahin brachten; wogegen Aegypten wiederum Oel, Metalle, Mastix, und vor allen Bauholz eintauschte *).

Kaum war der Thron der Byzantiner durch die Genueser wieder aufgerichtet, und die Aussichten für die Venezianer im Norden getrübt; so eilten diese auch schon mit dem Sultan Malec al Adel einen Vertrag abzuschließen, der ihnen den Aegyptischen Handel sicherte; dem mehrere andere ähnlichen Inhalts folgten, die nur etwa einige Zusätze enthielten. In jenem ersten Vertrage vom Jahre 1262 sind aber bereits die Hauptbestimmungen enthalten. Die 28 Artikel desselben **) gaben den Venezianern Sicherheit für ihre Person, Waaren und Schiffe; sie erhielten Magazine, Kirche und ein eigenes Bagno; Bestimmung der Abgaben, so wie sie zu den Zeiten von Melechalchem bezahlt zu werden pflegten; und andere nützliche Bestimmungen (die durch einen spätern Vertrag von 1303 noch erweitert wurden ***)), wogegen

*) *Marin* IV. p. 258.

**) *Marin* IV. p. 266. hat sie aus der Urkunde gegeben.

***) Man sehe p. 270. Zugleich ist aber aus dem Obi-

sie versprechen mußten, alle Kapereien gegen die Unterthanen des Sultans einzustellen.

Aber dieser, schon an sich so einträgliche, Handel mit Aegypten trug wiederum dazu bei, auch ihren Verkehr mit den übrigen Saracenischen Staaten an der Nordküste von Afrika zu knüpfen und zu erweitern; wo ihnen Pisa und Genua, durch ihre Lage in dieser Rücksicht mehr begünstigt, schon vorangegangen zu seyn scheinen. Die ersten hatten bereits 1230 durch einen Vertrag mit dem König von Tunis (dem ersten, den man kennt) sich eine Niederlassung in seiner Stadt ausbedungen*), und die Genueser waren nicht zurückgeblieben. Aber auch Venedig erhielt durch einen Vertrag im Jahre 1251 gegen die Bestimmung eines Zolltarifs das Recht einer Niederlassung, einer Kirche, eines Consuls**). Ein ähnlicher Vertrag ward im Jahr 1356 mit Tripoli geschlossen, worin den Venezianern freier Handel durch das Reich, d. i. von Sphax bis Mesu-

gen klar, daß den Venezianern schon durch einen der frühern Sultane der Handel nach Aegypten war erlaubt worden.

*) *Marin* IV. p. 277. giebt die siebenzehn Artikel desselben aus der Urkunde. Die wichtigsten sind: 1. Sicheres Geleit auf dreißig Jahre durch das ganze Reich. 2. Niederlassung, Kirche, Bazar in jeder dem König gehörigen Stadt. 3. Ein eigener Consul. 4. Handelsbestimmungen.

**) *Marin* IV. p. 280. aus der Urkunde. Neue Verträge wurden 1271 und 1305 geschlossen.

rate zugesichert ward *). Aber auch an den Küsten blieben diese unternehmenden Kaufleute nicht stehen; auch an dem Karavanenhandel des innern Afrikas nahmen sie Antheil. Ein späterer Vertrag mit dem König Masuth von Tunis vom Jahr 1320 sicherte ihnen denselben **). Die Ziele desselben lassen sich errathen, aber nicht mit Gewißheit bestimmen ***).

*) *Marin* IV. p. 290. aus der Urkunde. Der neunte Artikel enthält zugleich den Zolltarif der einzelnen Waaren; unter denen Wein, Wolle und Leder die wichtigsten sind.

**) *Marin* IV. p. 287. aus der Urkunde in fünf Artikeln. 1. Die Caravanen können hingehen, wohin sie wollen. 2. Ersatz für Diebstahl; und freie Weide für die Lastthiere. 3. Kein Venezianischer Eilbote (corriere) darf angehalten werden. 4. Jeder Mahomedaner muß dem Consul für seine Landsleute und ihre Karavanen Hülfe leisten, sobald er darum ersucht.

***) Vermuthlich traten sie mit der Mecca-Karavane in Verkehr. *Marin* l. c. Man vergleiche *P. Daru* Histoire de la Republique de Venise III. p. 46 etc. dessen Abhandlung über den Venezianischen Handel zu Anfang dieses Bandes doch fast blos Auszug aus *Marin* und *Filiasi* ist; ohne daß auch nur die Perioden gehörig unterschieden wären. Neue oder ältere Urkunden in Beziehung auf den Handel sind nicht durch ihn bekannt gemacht. Auch die Abschnitte in des Grafen *Filiasi* Memorie storiche de' Veneti 1797. T. VI. cap. 43—46. del commerzio e navigazione de' Veniziani (die unabhängig von dem Werke des *Marin* gearbeitet sind) geben nicht sowohl eine fortlaufende kritische Ge-

Sollte dieser Verkehr mit den Küsten der Barbarei, einem der großen Kornmagazine in allen Zeiten, keine Folge der Kreuzzüge zu seyn scheinen (wiewohl er sicher mit den übrigen zusammenhing), so war es dagegen gewiß der, den sie über Syrien mit dem innern Asien trieben; und nicht weniger durch Verträge mit den Saracenischen Fürsten zu befestigen strebten. Bereits im Jahr 1229 gelang es ihnen, einen Vertrag mit dem Sultan von Aleppo abzuschließen; und durch diesen an dem Karavanenhandel, der über Basra auf Syrien lief, Antheil zu nehmen *). Auch hier erhielten sie eine Niederlassung, eine Kirche und einen eigenen Bailo. Pfeffer und Baumwolle, nach Kameellasten gerechnet, sind die Waaren, wovon die Abgaben bestimmt werden.

Eben so wenig versäumten sie es, mit den Sultanen von Vorderasien oder Koniah Verträge zu schließen, von denen sich einer vom Jahr 1219 vom Sultan Aladdin findet, der sich aber bereits auf die seines Bruders und Vaters bezieht. Durch sein ganzes Gebiet wird ihnen sicheres Geleit gegeben; die

schichte, als vielmehr ein vages Raisonnement, in dem die Jahrhunderte durcheinander geworfen werden. Indeß hatte er Zutritt zu der sehr reichen Urkundensammlung des Kaufmann Swaier (die vermuthlich nach seinem Tode in das Staatsarchiv, und mit diesem nach Paris gekommen ist), woraus einzelne erhebliche Nachrichten, nirgend aber vollständige Urkunden, mitgetheilt sind.

*) *Marin* IV. p. 246. aus der Urkunde, in zehn Artikeln.

Abgaben der andern Waaren bestimmt; Perlen aber und Gold, so wie kostbare Federn, ohne Abgaben einzuführen erlaubt *).

Den Geschichtschreibern des Venezianischen Handels bleibt es überlassen, die Veränderungen, welche einzelne dieser Handelszweige erlitten, zu erforschen und zu bestimmen. Die Absicht der gegenwärtigen Abhandlung kann nur seyn, eine Uebersicht, aber eine nicht auf ungewisse Nachrichten, oder gar bloße Vermuthungen, sondern auf sichere Documente gegründete Uebersicht zu ertheilen; wozu nur das Werk des edlen Marin uns in den Stand setzen konnte.

Wir überlassen es dem Leser, sich den Betrachtungen hinzugeben, die der Ueberblick dieses Welthandels, den wenige Städte an sich rissen, und eine einzige endlich behauptete **), erwecken muß. Es wäre leicht, hier ein Gemählde mit glänzenden Farben zu entwerfen; allein die einfache, aber beglaubigte, Wahrheit hat auch ihre Größe! Statt weite-

*) *Marin* IV. p. 249. 250. aus der Urkunde.

**) Von den drei Städten Italiens, welche um den Handel buhlten, erlag Pisa zuerst in dem fast zweihundertjährigen Kampfe mit Genua. Der 6te Aug. 1284, an dem ihre Flotte vernichtet, und demnächst ihr Hafen verschüttet wurde, war ihr politischer Todestag. Der noch blutigere Kampf Gennas und Venedigs ward im Jahr 1382 durch die Niederlage der Genueser endlich so entschieden, daß diese die Lust verloren, ihn wieder anzufangen.

rer Schilderungen beschränken wir uns daher auf einige Bemerkungen.

Wenn es, zuerst, die Kreuzzüge waren, welche im Mittelalter dem Westen den Orient öffneten, so geschah dieses nicht, oder doch nur sehr wenig, durch die Eroberungen und Besitzungen der Kreuzfahrer in Palästina. Hatten auch Venedig und seine Nebenbuhler in den Städten dieses Landes nicht blos Logen, sondern ganze Quartiere, so war doch dieser Handel, — die Ueberfahrt der Pilger, die man so oft zuerst zu nennen pflegt, mit eingeschlossen — nur eine Kleinigkeit gegen jenen unermeßlichen Verkehr, den das Byzantinische Reich, und die Verträge mit den Saracenischen Fürsten, eröffneten *). Eben deshalb aber war auch der Venezianische Handel so wenig an den Erfolg der Kreuzzüge geknüpft; und dauerte nach dem Verlust des gelobten Landes darum nicht weniger in seiner ganzen Stärke und seinem ganzen Umfange fort.

Wenn aber, ferner, die Rivalität jener Republiken die Mutter so vieler Kriege ward, so erzeugte sie doch auch Eine edle Frucht, die Annahme eines

*) Deswegen konnte auch der Levante-Handel von Marseille, der sich, so viel wir wissen, nur auf Palästina beschränkte, von keiner gleichen Wichtigkeit werden. Seitdem jene andern Nationen in der Levante herrschten, mußte ihr Verkehr hier sinken. Allein sie richteten ihre Thätigkeit nach einer andern Weltgegend, nach der Westküste von Afrika, und dem Senegal. *Desguignes* l. c. p. 518.

Seerechts. Das Consolato del mar entstand zwar nicht zuerst durch die Kreuzzüge, aber es ward dadurch verbreitet. Bekanntlich ward diese Sammlung der sich auf die Schifffahrt beziehenden Gebräuche zuerst in Catalonien, wahrscheinlich bald nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, entworfen, und soll hierauf von den in Constantinopel wohnenden Venezianern, die deshalb eine Zusammenkunft in der Sophien-Kirche hielten, im Jahr 1255 angenommen worden, und demnächst ins Italienische übersetzt seyn *). Die Pisaner, Genueser, und andere Staaten folgten diesem Beispiel. Seitdem galt es in allen Häfen des Mittelmeers als Hauptgesetz. Das Consolato del mar ist zwar in den wenigen Bestimmungen, welche es über das Völker-Seerecht enthält, indem es das Recht der neutralen Flagge nicht anerkennt **), von den liberalen Grundsätzen entfernt, welche das neuere Europa fordert; allein, was ließ sich anders von einem Seerecht erwarten, das unter steten Seeräubereien erwuchs? Die genauern Bestimmungen über das Privat-Seerecht mach-

*) *Marin IV. p. 66. 67.*

**) Man sehe Cap. CCLXXIII., di nave, di mercanzia pigliata per armata. Die Bestimmungen sind: 1. Feindliches Gut im feindlichen Schiff ist beides gute Prise. 2. Neutrales Gut im feindlichen Schiff muß ranzionirt werden. 3. Feindliches Gut im neutralen Schiff ist verfallen, und muß durch das neutrale Schiff erst an einen für den Captor sichern Ort gebracht werden.

ten es indeß zu einer großen Wohlthat für den Handel.

Aber es ist Zeit, diesen Gegenstand zu verlassen; und indem wir unsere Blicke auf Europa werfen, dem Gange und der Erweiterung des Landhandels nachzuspüren, der eine Folge des so unermeßlich erweiterten Seehandels war.

---

2. Verbreitung und Stapelplätze des Landhandels.

Die Untersuchung über den Landhandel zerfällt von selbst in die beiden Theile: über seinen Gang von Constantinopel aus längs den Donaustraßen nach Oberdeutschland; und den von den Seehäfen Italiens und Frankreichs nach den Stapelplätzen des Innern der Länder.

Seitdem die Heere der Kreuzfahrer auf den Donaustraßen nach Constantinopel und dem Morgenlande zogen, mußten jene Wege zu viel betretenen Heerstraßen werden. Es ließ sich erwarten, daß dieses auf den wechselseitigen Verkehr einen wohlthätigen Einfluß haben würde; und zugleich brachte es die geographische Lage mit sich, daß die Städte des südlichen Deutschlands davon die größten Vortheile als Stapelplätze ziehen mußten. Diese Erwartungen wurden auch erfüllt; und die Lage an der Donau blieb hier lange von solcher Wichtigkeit, daß auch diejenigen Städte, welche dieses Vortheils genossen,

zuerst merklich sich hoben. Unter ihnen stehen Wien, und Regensburg oben an. Seitdem besonders, Constantinopel in die Hände der Franken gefallen war, scheint der Donauverkehr noch lebhafter geworden zu seyn; und daß auch die Waaren des Orients auf diesem Wege anlangten, lehren noch vorhandene Zolltarife *). Pfeffer, Ingwer, Zimmet, rohe und verarbeitete Seide, in dem letztern auch Safran und Nägelein, werden ausdrücklich in ihnen erwähnt. Wenige Städte sind so zum Zwischenhandel gelegen, als Wien; und daß es diesen Vortheil zu nutzen wußte, erhellt aus den Handelsprivilegien, welche ihm von den Oesterreichischen Erzherzögen ertheilt wurden **). Aber auch Regensburg nahm daran nicht geringern Antheil. Es war geraume Zeit ein Haupthandelsplatz des südlichen Deutschlands; und heißt schon vor dem Ende des zwölften Jahrhunderts die reichste seiner Städte ***). Wenn gleichwohl im Ganzen gerechnet diese Donaustraßen nicht die wichtigsten

wurden,

*) Man findet einen solchen unter dem Erzherzog Leopold für das Kloster Stein an der Donau bei *Rauch* Script. rer. Austriac. T. II. p. 105., und einen andern noch ältern bei Bruns Beiträge zu den deutschen Rechten des Mittelalters. S. 336.

**) Man sehe das von Friedrich dem Schönen, vom Jahr 1320, bei *Rauch* III. p. 15 sq. Es ist darin S. 24. von den Bürgern die Rede, die Waaren nach Venedig führen.

***) Vita S. Eberhardi a. 1198 ap. *Canis.* lect. ant. T. III. P. II. p. 302.

wurden, so lag der Grund offenbar darin, daß, seitdem Venedig den Seehandel an sich gerissen hatte, man es leichter und vortheilhafter fand, die Waaren des Orients von den Italienischen Städten zu beziehen.

Es ist ein, selbst von großen Schriftstellern gehegter Irrthum, daß dieses schon viel früher geschehen sey, als es sich aus Urkunden erweisen läßt *). Der Landhandel von Venedig aus, nördlich über die Alpen, ward sowohl durch die Hindernisse erschwert, welche die Natur, als welche die Rohheit der Völker in den Weg legte. Venedig eröffnete sich zwar einen Verkehr auf jenen Straßen nach Constantinopel; aber es konnte nur durch Verträge mit den Servischen und Bulgarischen Fürsten geschehen; und davon finden sich nicht eher urkundliche Spuren, als um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Der älteste Vertrag, den man hierüber kennt, ist vom Jahr 1352; und ward mit dem Fürsten Alexander, in Nicopolis, abgeschlossen. Die Venezianer erhielten gegen Bezahlung von 3 p. C. sicheres Geleit durch das ganze Land; und die Erlaubniß, sich anzukaufen, und Kirchen und Handelslogen zu errichten **). Auf diesen folgte zwanzig Jahre

*) Wie z. B. von Büsch, der ihn schon ins zehnte Jahrhundert hinaufrücken will. Hanseat. Magaz. II, I. S. 121.

**) *Marin* IV. p. 174. aus der Urkunde. Der Vertrag enthält eilf Artikel. Auch ist der Brief des Fürsten an den Doge beigefügt. Auch aus ihm wird wahrscheinlich,

später ein neuer mit dem König Stephan von Servien; durch welche der freie Durchzug nach Constantinopel gesichert wurde *).

Wenn aber dieser Verkehr wahrscheinlich von keiner großen Wichtigkeit wurde, so hob sich dagegen desto mehr der mit dem südlichen Deutschland. Wenn er überhaupt eine Folge der Kreuzzüge war, so war er es doch vorzugsweise erstlich seit der Catastrophe Constantinopels, als dieses 1261 den Venezianern entrissen ward. Seitdem sie den Handel mit Alexandrien ins Große trieben, seitdem sie von dort her die Indischen Gewürze zogen, fanden es auch die Deutschen Städte am bequemsten, sie von ihnen zu holen. Die Menge der Deutschen Kaufleute, besonders von Wien und Regensburg, war um diese Zeit schon so beträchtlich in Venedig, daß sie hier eine eigene Handelsloge, das Deutsche Haus, errichteten **). Als aber dieser Verkehr jetzt so sehr wuchs, brachte es wieder die geographische Lage der Deutschen Städte mit sich, daß der Waarenzug nach dem Norden anfing eine etwas veränderte Richtung zu nehmen; und Augsburg und Nürnberg jetzt das glückliche Loos traf, die großen Stapelplätze des südlichen Handels und der Indischen Producte für den Norden zu werden.

daß dieser Vertrag der erste war; wenigstens ist von keinem ältern die Rede.

*) *Marin* IV. p. 178. aus der Urkunde.

**) Im Jahr 1268. Le Bret Gesch. Venedigs I. p. 627.

Warum ist doch bisher die Geschichte dieser freien Handelsstädte so wenig, oder doch so wenig zweckmäßig, behandelt? Warum haben sie noch nicht ihren Marin gefunden? Aber wenn auch noch eine ihrer würdige Geschichte fehlt, so sind doch Materialien dazu geliefert.

Der Verkehr beider Städte mit Venedig nahm nicht vor dem vierzehnten Jahrhundert seinen Anfang. Der Handel von Augsburg scheint überhaupt erst damals beträchtlich geworden zu seyn; denn die Privilegien, welche die Stadt von den benachbarten Fürsten dafür erhielt, sind erst aus diesen Zeiten. Im Jahr 1320 erhielten die Augsburger die Erlaubniß des freien Handels durch Tyrol, der Straße nach Italien, so wie 1329 durch Bayern *). In eben diesen Zeitraum fallen die Freiheitsbriefe, welche auch die Nürnberger von den anliegenden Ländern erhielten. Wann ihr Verkehr mit Venedig zuerst angefangen habe, läßt sich nicht mit Genauigkeit sagen; aber die bestimmten Angaben darüber sind selbst aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts **). Erst das

*) P. v. Stetten Geschichte von Augsburg B. I. S. 96. 97. aus Urkunden.

**) Seit dem Jahr 1390 soll der Saffranmarkt zu Aquileja viel dazu beigetragen haben; wozu sie von dem damaligen Patriarchen die Privilegien erhielten. Roth Geschichte des Nürnberger Handels I. S. 43. Noch um 1400 hatte Würzburg größern Handel als Nürnberg; aber um diese Zeit zogen viele reiche

folgende funfzehnte Jahrhundert war der Zeitraum, wo diese beiden Städte fast die allgemeinen Stapelplätze des Italienisch-Levantischen Handels für den Norden wurden; und mit ihrem steigenden Reichthum zugleich zu ihrem unsterblichen Ruhme jene Liebe für Kunst und Wissenschaft verbanden, welche selbst die Zeiten ihres Falls nie gänzlich haben vertilgen können. Erst lange nach den Kreuzzügen fingen sie an, die Früchte derselben zu erndten; daß es aber dennoch Früchte davon waren, bedarf nach dem, was über Venedig und Genua gesagt ist, keines Beweises. Mit diesen beiden Städten stand Nürnberg in einem lebhaften Verkehr. Wenn es auch aus Venedig den größten Theil seiner südlichen Waaren zog, Gewürze, Früchte, Oel, Wein und Baumwolle; so erhielt es dagegen aus Genua die Räuchwerke, vor allen den Weihrauch *). Den Verkehr mit beiden Städten beweisen die Verbote von Kaiser Sigismund, der den mit Venedig untersagte, und nur den mit Genua und Mailand gestatten wollte; aber vergeblich **).

Seitdem diese zwei Städte die Stapelplätze jener Waaren geworden waren, verführten sie sie durch das übrige Deutschland. Erfurt wurde hier der Hauptmarkt für das östliche, Maynz und Cöln

Leute von dort nach dieser Stadt; welches den Nürnberger Handel nicht wenig belebte. Roth I. S. 50.

*) Roth Gesch. d. Nürnb. Handels I. S. 111.

**) Roth I. S. 84.

für das westliche Nord-Deutschland. Von ihnen erhielten sie, seitdem die Hanse sich angefangen hatte zu bilden, die dazu gehörigen Städte; allein der Strom hatte sich hier schon so zertheilt, daß die Produkte des Südens für sie nur Nebenzweige des Erwerbs waren. Ein stärkerer Arm desselben aber ergoß sich nach den Niederländischen Städten, Brügge, Antwerpen und Brüssel *); die aber auch bereits seit dem vierzehnten Jahrhundert, früher als über Nürnberg, sie von Venedig zur See erhielten **).

Ueber die Verbreitung dieser Waaren durch Frankreich sind unsere Nachrichten mangelhaft; weil es keine solche Stapelplätze derselben dort gab, als in den benachbarten Ländern. Wie könnte man sie auch erwarten, da sie längs dem Rhein und den Niederlanden, also an den Grenzen, sich fanden? Die geographische Lage brachte es mit sich, daß der schon zertheilte Strom sich hier stets in mehrere kleine

*) In allen diesen Städten genoß Nürnberg große Privilegien, die ihm durch die Freibriefe von 1433, 1445 und 1468 bewilligt wurden. Roth I. S. 108.

**) Das erste Beispiel, daß Venezianische Schiffe nach Antwerpen gingen, ist aus dem Jahre 1318. *Guicciardini* Belgiae descriptio. 1613. p. 111. Daß jedoch der Seehandel der Venezianer nach Brügge und andern Niederländischen Häfen, so wie nach London, schon im vollen Gange war, erhellt aus dem Document vom Jahr 1319, das *Marin* V. p. 304—306. beigebracht hat; woraus die Schilderung bei *Daru* Histoire de Venise III. p. 46 sq. geschöpft ist.

Arme theilen mußte. Aber auch so wurden in dem südlichen Frankreich Avignon und Lyon wichtige Marktplätze jener Producte. Die Häfen von Marseille*), und Aigues Mortes**), so wie Montpellier***) standen im funfzehnten Jahrhundert im Verkehr mit Alexandrien; wenn er gleich, bei dem Uebergewicht der Venezianer, verhältnißmäßig nur schwach seyn mochte. Aber es war auch nicht blos

*) *Desguignes* in Mém. de l'Acad. des Inscript. T. XXXVII. p. 517.

**) Ein Edict, wodurch die Abgaben von den Gewürzen in diesem Hafen bestimmt werden, hat *Desguignes* l. c. p. 518. angeführt.

***) Man sehe das Leben des großen Kaufmanns Jacques Coeur unter Karl VII., der den Handel nach der Levante ins Große trieb, von *Bonamy* Mém. de l'Acad. des Inscript. T. XX. p. 518. Nach *Raynal* Histoire des établissements etc. Vol. III. p. 276. ed. de Genève 1781. 8. zog Philipp III. durch Privilegien, die er Nismes ertheilte, den Handel von Montpellier dahin; aber zu dessen Schaden, weil die Italiener das Gold und Silber aus dem Lande gezogen hätten. Indeß war Nismes ja nur der Stapelplatz! Wer erwartet aber überhaupt dieß engherzige Raisonnement aus Raynal's Munde? mehr eines Douanen-Commis, als des Geschichtschreibers der Colonieen beider Indien würdig! Verarmten denn die andern Länder dadurch? Auch sie mußten anfangs ohne Zweifel mit Metall bezahlen; aber sie wurden dadurch zur Industrie getrieben; arbeiteten, verzehrten; und wurden nicht arm, sondern reich.

von dorther, daß jene Binnenstädte ihre Indischen Waaren erhielten; auch nicht blos aus Italien; sondern nicht weniger von Nürnberg. Lyon hatte alle Jahre vier freie Messen; wohin die Nürnberger Kaufleute so zahlreich kamen, daß sie eine Waaren-Niederlage hier hielten, und eine Deutsche Brüderschaft stifteten *). Die Städte des nördlichen Frankreichs zogen ihre Bedürfnisse ohne Zweifel zum Theil aus dem nahen Brabant und Flandern; allein es ist darum nicht minder gewiß, daß die Italienischen Kaufleute großentheils auch sie versorgten. Den urkundlichen Beweis davon giebt die Verordnung von Ludwig X., vom Jahr 1315, in welcher diesen ihre Privilegien bestimmt wurden, die aber eigentlich nur Beschränkungen eines schon vorhandenen großen Verkehrs sind **). Sie erhalten dadurch, gegen Entrichtung der Abgaben, den freien Handel auf den Messen von Champagne, Brie, Nismes und Narbonne. Aber nur in vier Städten des Reichs, Paris, St. Omer, Rochelle und Nismes, dürfen sie ansässig seyn. Der sichere Beweis, daß sie noch damals die Versorger nicht blos des südlichen, sondern

*) Roth I. S. 109. Sie waren so begünstigt, daß sie noch funfzehn Tage nach der Messe verlängerte Handelsfreiheit genossen. Es waren aber nicht blos Nürnberger, sondern auch andere Reichsstädter.

**) Ordonnances des Rois Vol. I. p. 584. Aus den Niederländischen Städten, die um diese Zeit erst anfingen, die Märkte der südlichen Waaren zu werden, konnte man sie auch erst später erhalten.

auch des nördlichen und westlichen Frankreichs, und nahmentlich der Hauptstadt, waren!

Wenn diese Uebersicht der Verbreitung des Handels durch die Kreuzzüge uns einen Blick über die unermeßlichen Folgen dieser Weltbegebenheit werfen läßt, so erlauben wir uns darüber nur noch ein paar Bemerkungen.

Erstens: es kann nicht befremden, daß der große Verkehr der Deutschen Handelsstädte mit Italien, und der weitere Vertrieb dieser Waaren erst so spät zur Reife gedieh; wenn man die unermeßlichen Hindernisse kennt, die hier zu überwinden waren. Nicht die Entfernung, nicht die Straßen machten diese allein; sondern noch viel mehr der räuberische Sinn des Zeitalters. Waren nicht das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert die wahren Perioden des Faustrechts, wo der friedliche Handelsmann nicht ohne Geleit von einer Stadt zur andern ziehen konnte? So konnte Alles nur langsam reifen; und erst seitdem die Verbindungen der Städte zum wechselseitigen Schutz, der ältere Schwäbische, der Rheinische, der Hanseatische Bund, sich gebildet hatten, mochte der Handel im Großen sich heben.

Ferner: In den damaligen Zeiten erhielt der Handel einige seiner wichtigsten noch bleibenden Formen. Das Wechselrecht bildete sich aus. Die Menge der Jahrmärkte und Messen, besonders in Frankreich und Italien, machten hier strenge Verfügungen nothwendig. Aber auch dieses konnte nur allmählig geschehen; und wenn man schon am Ende der

Kreuzzüge sichere Spuren seines Entstehens findet, so erhielt es doch erst im sechszehnten Jahrhundert seine völlige Reife *).

3. Folgen für die Industrie.

Die Untersuchung über die Folgen der Kreuzzüge für die Industrie ist ihrer Natur nach von einem so unermeßlichen Umfange, daß auch das schärfste Auge dies Feld nicht übersehen kann. Es ist noch keinesweges gehörig ins Licht gesetzt, welche Kunstfertigkeiten der Occident dem Orient alle verdankt? inwieweit er sie ihm verdankt? und wiederum, inwiefern in der Periode der Kreuzzüge sie nach Europa kamen? Wollte man hier in ein ängstliches Detail gehen, so würde dieß specielle Untersuchungen erfordern, welche die Grenzen einer Abhandlung weit überschreiten würden, und die schwerlich ohne den Apparat orientalischer Sprachgelehrsamkeit sich anstellen ließen. Aber gesetzt auch, eine solche Untersuchung wäre im Einzelnen durchgeführt, so wäre damit doch noch der Gegenstand gar nicht erschöpft; sondern die Frage von dem Einflusse der Kreuzzüge auf die Industrie würde nur erst einseitig beantwortet seyn. Denn dieser Einfluß beschränkte sich gar nicht auf

*) v. Martens Versuch einer Geschichte des Wechselrechts. S. 12.

die Einführung bisher im Occident unbekannter Kunstfertigkeiten; er breitete sich nicht weniger auf die Belebung der schon bekannten, und dem Occident eigenthümlichen, aus. Aber jener Gewinn — wer kann ihn angeben? Wer gar ihn berechnen? So wird sich also unsere Untersuchung auf diejenigen Zweige der Industrie beschränken müssen, die der Occident nicht nur ungezweifelt dem Orient durch die Kreuzzüge verdankte, sondern welche auch auf das Schicksal der Nationen einen bedeutenden Einfluß gehabt haben.

Unter diesen stehen die Webereien, und zwar die Seidenwebereien, oben an! Die Geschichte hat uns über ihre Einführung in Italien während der Kreuzzüge mehrere Data erhalten. Sie war eine Folge der Verhältnisse der Normannen mit dem Byzantinischen Reich; und aus den Kriegen sproßte hier der Segen auf. Als König Roger II. von Sicilien im Jahr 1148 Corinth, Theben und Athen, erobert hatte, wo so wie in der Hauptstadt des Morgenlandes die Seidenmanufakturen blühten, führte er die Griechischen Kunstverständigen nach Palermo, und ließ hier seinen Unterthanen durch sie Unterricht darin ertheilen *). So ward zuerst diese Kunst aus Grie-

*) Die Stellen aus *Otto Frising.* de Gest. Frider. I., I. c. 33., und dem gleichzeitigen *Hugo Falcando*, sind von *Muratori* Dissertaz. XXV. Vol IV. p. 285. nicht blos angeführt, sondern auch erläutert.

chenland nach Italien verpflanzt, wie sie schon in großer Vollkommenheit war; und in Palermo mit Erfolg getrieben. Die Werkstätte waren hier an dem königlichen Pallast, (sie scheinen also Monopol des Hofs geblieben zu seyn); und Gewänder mancherlei Art, mit den glänzendsten Farben und schönsten Goldstickereien wurden hier verfertigt, und bereicherten Palermo. Unter den Städten des Continents von Italien war Lucca die erste, welche sich durch die Aufnahme dieser Manufakturen bereicherte, nach dessen Plünderung 1314 sie sich über die andern Städte Florenz, Mailand, Bologna u. a. verbreiteten. Nach Venedig sollen sie durch vier Lucchesische Familien, denen bei den damaligen Factionsstürmen 37 andere folgten, im Jahr 1309 gebracht seyn; allein diese Sage muß vermuthlich sich nur auf wesentliche Verbesserungen beziehen; denn daß schon 61 Jahre früher seidene gestickte Zeuge in Venedig verfertigt wurden, hat Marin aus einer Urkunde bewiesen *). Wer kennt nicht die Folgen, welche diese Manufakturen für mehrere jener Städte, besonders für Florenz, hatten! Wäre ohne sie ein Mediceisches Zeitalter gereift? Erst in spätern Zeiten wurden sie auch diesseits der Alpen verpflanzt; und wenn Colbert's Genie in ihnen ein Mittel zum Aufblühen seines Vater-

*) Aus einem sie betreffenden Decret vom Jahr 1248, wenn nämlich panni gewiß von seidenen Gewändern verstanden werden muß. *Marin* III. p. 226. cf. V. p. 252.

landes fand; so bleibt den Kreuzzügen das Verdienst, dieses Mittel ihm vorbereitet zu haben.

Mit der Verbreitung der Webereien steht fast immer die der Färbereien in einer unauflöslichen Verbindung. Daß der Orient mit den Stoffen dazu auf das reichlichste versehen ist; daß Europa sie von dorther erhielt *); ist eben so wenig einem Zweifel unterworfen, als daß die Kreuzzüge darauf einwirkten; aber die erste Einfuhr läßt sich nicht immer von der bloßen Verbreitung unterscheiden. So kam ums Jahr 1300 die Färberei mit Orseille aus dem Orient nach Florenz **); so soll durch die Kreuzzüge der Safran ***) nach Europa gekommen seyn; so verdanken wir ihnen den Alaun †), und vielleicht auch den Indigo ††).

Fast von noch größerer Wichtigkeit für den Welthandel und für die Schicksale ganzer Länder und Völker ward die Verpflanzung des Zuckerrohrs aus der Levante nach dem Occident. Wenn gleich die Kri-

*) Beckmann Geschichte der Erfindungen II, S. 209.

**) Beckmann l. c. I. S. 341.

***) Beckmann l. c. II. S. 88. Er kam wenigstens gewiß durch die Araber, vielleicht aber über Spanien, nach dem Occident.

†) Beckmann l. c. II. S. 110.

††) Beckmann l. c. IV. S. 474. Es ist von seiner Verbreitung, nicht von seiner ersten Bekanntwerdung, die Rede.

tische Geschichte seiner Verbreitung noch sehr im Dunkeln ist, so kann es doch keinem Zweifel unterworfen seyn, daß die Kreuzzüge die Veranlassung wurden, daß es aus den Ländern, wo es in Menge wächst, nach dem Westen verpflanzt wurde. Schon bei dem ersten Zuge lernten es die Kreuzfahrer in der Gegend von Tripolis kennen und schätzen *); und noch vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts ward es schon in Sicilien in Menge gebaut **); von wo es nach Madera, und so weiter jenseit des Oceans nach Brasilien, und von dort weiter nach Westindien verpflanzt wurde. Es wäre überflüssig, die Folgen, die dessen dortiger Anbau gehabt hat, zu entwickeln. Aber schon im vierzehnten Jahrhundert war die Consumtion des Zuckers in Italien unermeßlich groß; da der Geschmack an Confituren so überhand genommen hatte, daß sie die gesuchtesten aller Leckereien waren †). Wird einst der Geschichtschreiber aufstehen, der es philosophisch zu entwickeln versteht, welchen Einfluß die Verbreitung einzelner Gewächse auf die Schicksale der Völker und Staaten gehabt hat; — welchen Raum wird in seinem Werke die Geschichte des Zuckers einnehmen?

*) *Alb. Aquens.* V. p. 27.

**) Bereits 1148. *Muratori* Diss. T. IV. p. 208.

†) *Muratori* l. c. giebt davon recht auffallende Beweise. Der damals verbrauchte Zucker kam meist aus Aegypten. Man sehe darüber *Mar. Sanuto* Secreta fid. crucis l. c. 3. 4. 5.

Statt einer ängstlichen Aufsuchung anderer kleiner Gewinne, welche die Industrie durch die Kreuzzüge erhalten haben mag *), sey es uns erlaubt, diese Untersuchung mit ein paar allgemeinen Bemerkungen zu schließen.

Erstens: Der unermeßliche Gewinn, den Europa durch sie aus der Belebung der Industrie und des Handels zog, hatte nicht sowohl seinen Grund in der Einführung neuer Producte der Kunst und der Natur, als in der allgemeinen Verbreitung derselben. Seidene Kleider, Gewürze und Räuchwerke des Orients kamen auch im Karolingischen Zeitalter nach Europa; allein sie wurden nur an die Höfe, oder einzelne Sitze der Großen gebracht. Wie ganz anders war es jetzt, wo die Städte die Sitze des Wohllebens geworden waren; und Tausende und Hunderttausende der Gegenstände bedurften, deren sonst nur Einzelne bedurft hatten? Die gänzliche Umänderung des häuslichen Lebens, nicht blos in der höhern, sondern in der mittlern Klasse der Gesellschaft war davon die Folge;

*) Auch mit Unrecht sind einige Erfindungen den Kreuzzügen beigelegt. So ist z. B. von Mehreren behauptet, daß die Windmühlen (die doch Asien nicht kennt), durch sie nach Europa gekommen seyen. Die Behauptung ist schon widerlegt von Beckmann Geschichte der Erfindungen II. S. 33., indem er zeigt, daß sie schon im Jahr 1105 in Frankreich gebräuchlich waren.

die besonders seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts allgemein ward; und sich auf eine veränderte Kochkunst und Kleidertracht nicht weniger als Bauart und Einrichtung ausdehnte *).

Zweitens: Das Wohlthätige dieser Veränderung lag aber nicht in dem erhöhten Wohlleben, sondern in der dadurch beförderten Industrie. Man rechnete bei der Einführung der Produkte der Fremde damals nicht ängstlich, ob das Geld aus dem Lande gehe; man zog keine Handelsbilanzen; aber man fühlte es, daß man um zu genießen arbeiten müsse; und die Kunstprodukte Italiens, Deutschlands, der Niederlande fanden bald ihren Weg so gut nach dem Orient, als die des Orients nach diesen Ländern. Und doch war keins dieser Völker, das verarmt wäre; ihre Reichthümer stiegen mit ihrem Handel. Man ließ sie machen; und sie wußten selber am besten, was ihnen frommte.

Endlich wird es jetzt keines weitern Beweises bedürfen, wie der so gewaltig verbreitete Handel, und der dadurch geschaffene Wohlstand, die Stützen der bürgerlichen Freiheit wurden; die in den Com-

*) Eine anschauliche Idee solcher Veränderungen läßt sich viel besser aus einer individuellen Schilderung, als einem allgemeinen Raisonnement auffassen. Man findet eine solche, von den veränderten Sitten von Placentia seit 1320, vortrefflich durchgeführt in *Muratori* Diss. XXIV. T. IV. p. 208—212.

munen, wie oben gezeigt ist, sich entwickelt hatte. Seitdem sich in ihnen das Gefühl des Wohlstandes, des Reichthums, mit dem der Freiheit verband, war auch diese gesichert; denn man hatte die Mittel, wodurch man sie vertheidigen konnte, wenn die Noth dazu zwang.

Drit-

Dritter Theil.

Folgen für die Litteratur und wissenschaftliche Aufklärung.

Wer die Frage beantworten will, welche Vortheile die Wissenschaften bei den occidentalischen Völkern aus den Kreuzzügen gezogen haben? wird billig zuerst einige Augenblicke bei der andern verweilen: welche sie nach der Lage der Dinge daraus ziehen konnten? Es fällt alsdann leicht in die Augen, daß dieser Gewinn aus mehr als Einer Ursache sehr beschränkt bleiben mußte. Die Franken, wie die Saracenen, waren beide Halbbarbaren; und besonders die erstern (die theologische Gelehrsamkeit abgerechnet), ohne alle höhere wissenschaftliche Bildung. Sie gingen nicht nach dem Orient hin in der Absicht, zu lernen; was sie lernten, war gelegentlich. Religion und Sprachverschiedenheit zog eine fast undurchdringliche Scheidewand; und erschwerte jeden Austausch ihrer Kenntnisse und Ideen. Mehr als bei den Arabern hätten sie bei den sehr gebildeten Griechen lernen können; aber hätte auch hier die Sprachverschiedenheit und das Vorurtheil keine Hindernisse in den Weg gelegt, so

war gerade die Griechische Bildung von der Art, daß sie am wenigsten für die Franken passen konnte. Es war eine rhetorische Bildung, wie die Werke ihrer Geschichtschreiber zeigen; und wofür hätte der rohe Franke wohl weniger Sinn gehabt? Was der Franke etwa schätzte und lernte, waren praktische Kenntnisse; viel ärmlicher mußte der Wachsthum an Wissenschaft seyn. Gleichwohl konnte er nicht ganz fehlen; ein so langer Verkehr mußte auch in dieser Rücksicht Spuren zurücklassen; denn man lernte oft auch, ohne lernen zu wollen. Aber der Wissenschaften, worin dieß geschah, konnten nur wenige seyn; wir glauben ihren Kreis nicht zu eng zu bestimmen, wenn wir ihn auf die vier Hauptfächer: das der classischen Litteratur; der Philosophie; der Geographie, der Geschichte und Poësie; und der Naturhistorischen Kenntnisse, worunter wir zugleich die Medizin befassen, beschränken.

Das Studium der classischen Litteratur, insofern man darunter die Griechische versteht (die Römische vegetirte blos im Occident fort), war in Constantinopel zu Hause. Das ganze Mittelalter hindurch lebte sie hier; aber besonders hatte sie sich seit dem zehnten Jahrhundert hier gehoben. Die Fürsten aus dem Hause des Constantin Porphyrogenitus, noch mehr aber aus dem Hause der Comnenen, waren ihre erklärten Beschützer; großentheils, selbst einige der Prinzessinnen, Schriftsteller *).

*) Durchgeführt durch das ganze Mittelalter ist diese Un-

Aber, was viel wichtiger war, der Sinn dafür war überhaupt dem Geist der Nation so tief eingedrückt, daß Kenntniß der Griechischen Litteratur der eigentliche Charakter des gebildeten Mannes war, der zum Dienst des Staats sich fähig machen wollte. Zugleich aber war der Geist des Sammelns hier aufgewacht; und ohne allen Zweifel war um die Zeit des Anfangs der Kreuzzüge diese Hauptstadt die erste Niederlage der Schätze der Kunst und der Litteratur.

Aber ein schreckliches Schicksal ward ihr durch die Kreuzzüge bereitet! Die Catastrophe, welche sie zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts durch die Fränkische Eroberung erlitt, bei welcher die Hauptstadt des Morgenlandes durch drei schreckliche Feuersbrünste fast gänzlich in die Asche gelegt wurde, ist einer der großen Schläge, welche Kunst und Litteratur auf immer erlitten haben. Der Gegenstand dieser Abhandlung erfordert es, daß wir bei diesem großen Trauerspiel etwas länger verweilen.

Als das Heer und die Flotte der Kreuzfahrer mit dem jungen Alexius Angelus überein gekommen waren *), ihm und seinem Vater Isaak gegen den

tersuchung in meiner Gesch. der classischen Litteratur Th. I. Von der hohen Achtung, in welcher Litteratur und Wissenschaften in Constantinopel standen, findet man besonders in dem Werk der *Anna Comnena* allenthalben Beweise. Sie beschreibt besonders das Zeitalter ihres Vaters Alexius, als das goldene Zeitalter derselben. *Alex.* p. 144.

*) S. oben S. 283.

ältern Alexius Beistand zu leisten, landeten sie nach einer glücklichen Fahrt vor Constantinopel *). Nach einigen vergeblichen Unterhandlungen begann die Belagerung; und bereits am 17. Juli ward die Stadt mit stürmender Hand erobert. Der ältere Alexius entfloh; und sein Bruder und Neffe wurde auf den Thron erhoben. Bereits bei dieser ersten Einnahme ward Feuer angelegt **); und ein ganzes Quartier der Stadt, vom Blachernischen Hügel bis zum Kloster des Heilandes, ward ein Opfer desselben ***). Aber dieser Unglücksfall war nur ein Vorbote noch viel größerer. Nach der Thronerhebung Isaak's und des jüngern Alexius herrschten die rohen Kreuzfahrer nach Willkühr; zumal da das versprochene Geld nicht sogleich bezahlt werden konnte. Sie schwärmten in den Gassen umher ohne Disciplin; und bei einer dieser Schwärmereien fiel es unglücklicherweise einer Schaar besoffener Soldaten ein, eine Moschee in Brand zu stecken, welche den sich dort aufhaltenden Mahomedanern anzubauen erlaubt gewesen war. Diese Brutalität ward die Ursache eines Unglücks,

*) Am 23. Jan. 1203.

**) Wir haben über die Verwüstungen Constantinopels bei jenen Vorfällen die Nachricht zweier Augenzeugen: eines Griechen, und eines Franken. Dieser ist der Ritter *Ville Hardouin* in seiner Histoire de la conquête de Constantinople; jener *Nicetas Choniates*, einer der hohen Reichsbeamten, in seiner Historia graeca.

***) *Choniates* p. 289. ed. Paris.

das selbst den rohen Kreuzfahrern Bedauern ablockte. Ein heftiger Wind trieb die Flammen bis zu den benachbarten Gebäuden; und nun breiteten sie sich bald mit einer solchen Gewalt aus, daß an Löschen nicht weiter zu denken war. Mehrere Tage und Nächte dauerte der Brand in seiner fürchterlichsten Stärke *) gerade in der reichsten und prächtigsten Gegend der Stadt; denn da er an der Nordseite am großen Hafen aufgegangen war, bahnte er sich in der Breite einer Französischen Meile einen Weg mitten durch die Stadt, bis zu der andern Seite; und die Glut war so erschrecklich, daß selbst die massivsten Gebäude und Hallen ihr nicht widerstanden. Die stolzesten Monumente der Baukunst, die der Aberglaube und die Eitelkeit so vieler Fürsten errichtet hatten, lagen mit Allem, was sie enthielten, jetzt schnell in der Asche! Die Erbitterung, welche dieser zweite Brand gegen die Kreuzfahrer erregte, stieg nun aufs höchste; und ward noch zugleich durch ihre Plünderungen und Gewaltthätigkeiten vermehrt. Die sämmtlichen Landhäuser und Palläste außer der Stadt, längs der Propontis, wurden von ihnen ausgeleert;

*) Zwei Tage und zwei Nächte, sagt *Choniates* p. 289. Dagegen berichtet *Ville Hardouin* p. 71., er habe acht Tage und Nächte gedauert (natürlich bis zur völligen Löschung). Es verlohnt sich, die Beschreibung dieses fürchterlichen Schauspiels bei den Schriftstellern selber nachzulesen. "Alle große Feuersbrünste, sagt *Choniates*, die Constantinopel schon erlitten hätte, seyen gegen diese wie nichts zu rechnen."

und jeder Raub ward nur ein Reiz zu neuem Raube. Unter diesen Umständen erfolgte eine innere Revolution. Es entstanden Meutereien des Pöbels; ihrer bediente sich einer der Großen, Ducas Murzuphlus; er stürzte die Angeli, und schwang sich auf den Thron. Neuer offener Krieg mit den Kreuzfahrern brach nun aus. Sie waren außer der Stadt gelagert; die Thore wurden gesperrt; und eine neue Belagerung und Eroberung war die Folge davon. Für die unersättliche Raubbegier der Kreuzfahrer gab es jetzt keine hinreichende Nahrung mehr als eine allgemeine Plünderung; auch war man darüber so sehr einverstanden, daß bereits vor dem Sturm eine Theilung des Raubes zwischen Franken und Venezianern verabredet ward. Die Einnahme war nicht schwer; aber das Schicksal Constantinopels ward dadurch nicht gemildert. Alle Gräuel der Verwüstung, die nur durch Raubsucht, Religionshaß, brutalen Stolz, und viehische Lust hervorgebracht werden können, mußte die unglückliche Stadt an diesem Schreckenstage erdulden *); und eine dritte fürchterliche Feuersbrunst, die gerade da aufging, wo die erste geendigt hatte, verzehrte den bisher noch unversehrt gebliebenen östlichen Theil der Stadt: und was den Flammen entging, fiel in die Hände der räuberischen Horden, die selbst die geheimsten Winkel nicht undurchsucht ließen **).

*) Im März 1204. *Dandolo* ap. *Muratori* Script. Ital. XII. p. 329.

**) Nicht ohne innige Theilnahme kann man die Erzählung

Hier ist es, wo der Freund der Kunst und Litteratur den trauernden Blick wegwendet! Plünderungen hätten allein nicht so viel zu Grunde richten können; aber die schrecklichen Feuersbrünste, bei denen an kein Retten zu denken war, waren es, die den Schätzen, welche der Menschheit angehörten, den Untergang brachten! Will man von diesem traurigen Verlust noch einen bestimmtern Beweis haben? Zwei Jahrhunderte vor jener Catastrophe, — in dieser Periode, der Periode der Blüthe der Litteratur in der Hauptstadt, konnte hier nichts von Bedeutung verloren gehen — entwarf der Patriarch Photius jene Bibliothek, in welcher er kritische Nachrichten und Auszüge aus den Werken der Classiker in seiner Sammlung gab. Er besaß, um nur bei Geschichtschreibern und Rednern stehen zu bleiben, von jenen noch die Macedonische Geschichte des Theopomp; die

lesen, die *Choniates* p. 300. von seinem und seiner Familie Schicksal macht. Nachdem seine eigene prächtige Wohnung schon ein Raub der Flammen bei dem zweiten Brande geworden war; und er sich in ein Haus neben der Sophienkirche geflüchtet hatte, konnte er sich jetzt, wo kein Winkel vor den plündernden Horden mehr sicher war, nur dadurch retten, daß er sich mit seiner schwangern Gattin und drei Kindern von einem treuen Venezianischen Bedienten als Gefangener durch die brennende Stadt schleppen ließ. „In dieser letzten Feuersbrunst, schreibt *Ville Hardouin* p. 88., seyen allein mehr Häuser darauf gegangen, als in drei der größten Städte in Frankreich wären.

non, welches als die Quelle der scholastischen Philosophie angesehen ward, waren schon lange vor den Kreuzzügen im Occident bekannt, und selbst commentirt *). Allerdings kamen aber durch die Kreuzzüge einige neue Schriften des Stagiriten, namentlich seine Metaphysik, nach dem Fall Constantinopels nach dem Occident, die, ins Lateinische übersetzt, nach Paris gebracht wurden **). Auch Kaiser Friedrich II. ließ von einigen derselben, die noch unbekannt waren, lateinische Uebersetzungen machen; und den Gelehrten von Bologna zustellen ***). Wenn also gleich die Bekanntschaft mit dem Aristoteles durch die Kreuzzüge nicht zuerst entstand, so ward sie doch durch sie erweitert. Aber auch auf den ganzen Wachsthum scholastischer Studien hatte der jetzt erweiterte Verkehr mit

*) Selbst der Mönch Hermannus Contractus (st. 1054), den man häufig den ersten Commentator des Aristoteles im Occident nennt (*Brucker* Hist. Philos. III. p. 700.), war es nicht. Schon über ein Jahrhundert früher (um 935) commentirte Reinhard, Scholasticus zu Würzburg, das Organon in vier Büchern. *Trithem.* Chron. Hirsaug. a. h. a.

**) *Rigordus* ap. *Bulaeum* Hist. Univ. Paris. III. p. 51. Man glaubte aber hier Ketzereien darin zu finden; und das Lesen und Erklären derselben ward anfangs verboten. *Bul.* p. 82.

***) Man sehe den merkwürdigen Brief von *Petrus de Vinais.* III. ep. 67. Sie heißen hier Libri sermocinales und mathematici; vermuthlich die rhetorischen und physischen Schriften.

Constantinopel Einfluß. Es ist aus den Nachrichten der Anna Comnena klar, daß Aristotelische Philosophie, und mit ihr die scholastische Disputirsucht, hier eben so herrschten wie im Occident *). Die Verschmelzung mit der Religion erregte aber ein Interesse dafür bei den Geistlichen, welche die Heere der Kreuzfahrer in Menge begleiteten; und so konnte also allerdings die scholastische Philosophie Nahrung von Constantinopel her erhalten, und scheint sie erhalten zu haben. Wer aber die Schicksale dieser Philosophie durch das dreizehnte Jahrhundert verfolgt, weiß auch, wie sie, immer mehr in leeren Wortstreit ausartend, fast alle andern nützlichen Kenntnisse zu Boden drückte, und dem Geist der Menschen Fesseln anlegte, die er erst im funfzehnten Jahrhundert zu zersprengen sich bemühte.

Kein anderes Fach von Kenntnissen schien durch die Kreuzzüge so unmittelbar gewinnen zu müssen, als das der geographischen. Allerdings hat es auch gewonnen; aber bei Völkern, die noch gar nicht die Hülfskenntnisse besitzen, welche eine kritische Geo-

*) Auch in Constantinopel war, was man Philosophie nannte, Dialektik. Man vergleiche darüber die interessante Nachricht der *Anna Comnena* p. 146—148. ed. Par., und die naive Schilderung, die sie von einem der dialektischen Klopffechter, Italus, macht, der alle Gegner zu Boden disputirte. "Hatte er erst einmal," sagt die Fürstin, "sein: wenn dem nun also ist, „vorausgesetzt, so war auch gegen seine Reihe von Folgesätzen nicht weiter anzukommen."

graphie erfordert, darf man diesen Gewinn sich nicht größer denken, als daß allgemeine Nachrichten und Kenntnisse von entfernten Ländern sich verbreiten, selbst wenn diese auch von Augenzeugen herrühren. Allein auch dieser Gewinn ist von Wichtigkeit, und bedarf einer schärfern Ansicht.

Die Kreuzzüge öffneten den Orient; sie machten das Reisen dahin, selbst bis zu den fernsten Ländern, möglich. Als gegen das Ende dieser Züge die Mongolen ihre Weltherrschaft gründeten; als dieses Nomadenvolk mehrere Reiche stiftete, und den Gewinn und die Annehmlichkeiten kennen lernte, welche der Handel ihnen verschaffte, so wurden sie seine Beschützer; und die Caravanen konnten im dreizehnten Jahrhundert vom westlichen Asien bis nach China mit Sicherheit ziehen. Ihre Höfe wurden die Sitze des Luxus; der Kaufmann fand hier den Preis für seine Waaren; selbst die kostbarsten fanden ihre Abnehmer; die Aussicht des Gewinns ward ein Sporn, den Gefahren der weiten Reise zu trotzen; und Italienische Kaufleute waren es, welche bis zum fernsten Orient drangen. Aber mit dem Handel wetteiferte die Religion. Die Hoffnung, Mongolische Fürsten zum Christenthum zu bringen; zuweilen falsche Nachrichten, daß sie es angenommen hätten, oder annehmen wollten; auch die, sich allgemein verbreitende, Sage von einem mächtigen christlichen Monarchen im fernsten Orient, der unter dem Namen des Priesters Johann in ganz Europa bekannt war, ohne daß jemand bestimmt seinen Sitz angeben

konnte, bewogen die Päbste, Missionare nach jenen entlegenen Weltgegenden zu senden.

Wir erwähnen von beiden die vorzüglichsten aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert; deren Reisebeschreibungen lange Zeit die Quellen waren, aus denen man für die Kunde des Orients schöpfte.

Jene Missionen begannen während der Mongolenstürme um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Es waren gar nicht immer einzelne, sondern oft Schaaren von Mönchen und Predigern, welche sich diesen Geschäften widmeten *), weil man überhaupt damals an das Wandern durch die Kreuzzüge gewöhnt war. Die ersten, deren Reisenachrichten sich erhalten haben, sind Plan Carpin, ein Italienischer Minorit, der um 1246 an Batu Chan in Kaptschak **), und Ascelin, der 1254 an eben denselben, aber auf einem andern Wege, über Kiew, gesandt ward ***). Um eben diese Zeit ward Wilhelm Rubruquis, ein Minorit aus Brabant, von Lud-

*) *Mosheim* Hist. Tartarorum ecclesiastica. p. 79. 98.

**) Ein doppelter, kürzerer und längerer, Bericht seiner Reise findet sich in *Hakluit's* Navigations and voyages T. I. p. 21 u. 37. Er war sechzehn Monate abwesend.

***) Die Nachrichten von seiner Reise sind, wiewohl sehr unvollständig, aufbewahrt in *Vincent de Beauvais* Speculum historiale L. 31. c. 40. Venet. 1494. Er ward von Batu Chan an den Großchan Ajuk gesandt; und durchzog den größten Theil von Mittelasien bis Caschgar.

wig dem Heiligen an den Großchan Mangu nach Caracorum geschickt, von dem das Gerücht sagte, er sey ein Christ geworden *). Später als dieser reiste der Mönch Oderich von Portenau zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, über Constantinopel, nach Persien, auf Ormus; von da zu der diesseitigen Indischen Halbinsel; und von dort über die Inseln des jenseitigen Indiens nach China, wo er am Hofe des Großchans zu Peking drei Jahre lebte **).

Aber der Eifer und der Muth dieser Missionare ward doch noch durch einen Kaufmann übertroffen, den Venezianer Marco Polo ***). Als junger Mensch reiste er mit seinem Vater und Oheim (die schon vorher um 1250 eine Reise über Constantinopel und die Krimm an den Hof des Großchans Cublai gemacht hatten), um 1270 nach Asien. Er durchzog diesen Welttheil sechs und zwanzig Jahre lang; und schrieb nach seiner Zuhausekunft, als er in die Gefangenschaft der Genueser gerieth, seine Wanderungen. Kein anderer Reisender des Mittelalters hat so viele Länder durchzogen, als Er. Er war der erste Euro-

*) Seine Reise findet sich vollständig in *Purchase* Pilgrimes T. III. p. 1 sq. Auch er durchzog einen großen Theil der Steppen von Mittelasien.

**) Bei *Ramusio* Raccolta di viaggi II. p. 246. und in *Hakluit* Voyages II. p. 39.

***) Bei *Ramusio* T. II. p. 4 sq. Ueber die litterarischen Streitpunkte in Betreff seiner Reise sehe man: *Tiraboschi* Storia della letteratura Italiana T. IV. p. 82 sq.

päer, der, so viel wir wissen, die Inselwelt des jenseitigen Indiens und China sah. In ganz Mittelasien und Südasien waren der Länder wenige, die er nicht durchzogen hätte; aber es ist bekannt, mit welchen Schwierigkeiten der Erklärer seiner Angaben bei so vielen Namen zu kämpfen hat, die bald Mißverstand, bald Nachlässigkeit der Abschreiber entstellt hat. Lange blieb sein Werk das Handbuch für die Geographie des Orients.

Durch diese, und einige spätere, Reisende des vierzehnten Jahrhunderts *), erhielt allerdings die Geographie große Bereicherungen. Fast alle Länder und Inseln Südasiens (mit Ausnahme Tibets und vermuthlich einiger Theile des Continents von Hinterindien), die unermeßlichen Steppenländer Mittelasiens, die Wüsten, welche im Norden und Westen China umgeben, und dieses Reich selbst, wurden be-

*) Wir nennen unter diesen *Josafat Barbaro*, Viaggio alla Tana e nella Persia. Er reiste über Tana nach der Tartarei; wo er sich sechzehn Jahre aufhielt. S. Beckmann's Litteratur der ältern Reisebeschreibungen I. S. 165 fg. Und noch besonders den Florentiner *Balducci Pegoletti*, der 1335 über Tana nach China zog, und die Stationen dieser Straße nach Tagereisen angiebt. Sie lief von Tana auf Astrachan; dann über das Caspische Meer nach Saratschik, auf Urgenz, Otrar (unweit Bochara), Camern (Kantschu), Cassai (Quinsay), auf Cambalu (Peking). Die Nachrichten von ihm finden sich in *Pagnini* della Decima. 1766. T. III. p. 7.

sucht und beschrieben. Die Masse der geographischen Kenntnisse, über das Daseyn, den Umfang, und die Beschaffenheit der Länder wurde also sehr vermehrt; allein bei dem Mangel der mathematischen Hülfskenntnisse der Geographie, blieben die Begriffe über ihre Gestalt, ihre wechselseitige Lage, und über die Form des ganzen Welttheils, noch äußerst beschränkt.

Die deutlichsten Beweise davon geben die Versuche, die zu ihrer Zeichnung gemacht wurden. Das Bestreben, Landcharten zu entwerfen, war eine natürliche Folge der Liebhaberei an geographischen Kenntnissen; und indem die Kreuzzüge diese beförderten, haben sie dadurch auch auf jene zurückgewirkt. Diese Charten wurden bald in Metallplatten gegraben und ausgelegt *), bald auf Pergamenthäute gezeichnet, oder vielmehr gemahlt **); da die Merkwürdigkeiten der Länder und Meere auf ihnen pflegten abgebildet zu seyn. Es war eine herrschend gewordene Meinung, daß die Stadt Jerusalem in dem Mittelpunkt

*) Eins der merkwürdigsten Stücke dieser Art ist die Tafel im Museo des Cardinals Borgia, welche dieser edle Beförderer der Wissenschaften hat in Kupfer stechen lassen. Man sehe meine Erklärung derselben in Commentationib. Soc. Scient. Gotting. Vol. XV.

**) So sagt der Annalist von Colmar, ad a. 1265, daß er eine allgemeine Weltcharte auf zwölf Pergamenthäuten gezeichnet habe. *Urstisii* Histor. Germ. illustr. T. II. p. 8. Zu den bekannt gemachten gehört besonders die, welche *Marino Sanuto* seinen Secret. fidel. crucis beifügte, in Gest. Dei per Franc. T. II.

punkt des Erdkreises liege; und darnach wurde die Lage der andern Länder vorzüglich bestimmt. Wer sich von der unrichtigen Vorstellung, welche man sich von der Gestalt des östlichen Asiens machte, einen anschaulichen Begriff bilden will, braucht nur auf einige dieser Charten einen Blick zu werfen. Er wird Asien nicht darin erkennen; und sich bald überzeugen, daß trotz den Nachrichten der Reisenden das Bild jener Länder nur in der Phantasie zusammengesetzt war.

Große Weltbegebenheiten bieten dem Geschichtschreiber seinen Stoff dar; und wirken dadurch auf die Geschichte zurück. Auch die Kreuzzüge erzeugten ihre Geschichtschreiber; und wenn die Werke eines Wilhelm von Tyrus und Anderer auch keine Meisterwerke der historischen Kunst sind, so bieten sie dagegen dem Forscher die mannigfaltigste Belehrung dar. Aber ein anderer Gewinn, der in dieser Hinsicht aus den Kreuzzügen hervorging, ist zu wichtig, als daß er unbemerkt bleiben dürfte. Sie lehrten zuerst die Völker des Occidents die Geschichte in der Muttersprache schreiben. Die Erzählung Ville-Hardouin's von dem Fall Constantinopels ist der erste, uns bekannte, Versuch dieser Art in der Französischen Sprache; aber wie weit wurde er bald durch den edlen Joinville übertroffen *)! Und würde Joinville sich wohl zum Geschichtschreiber sei-

*) Histoire de St. Louis IX. du nom, par *Jean Sieur de Joinville*. Paris 1768. fol.

nes Königs begeistert gefühlt haben, wäre er nicht sein Begleiter auf seinem Zuge nach Aegypten gewesen? Aber auch die viel gelesenen Werke der Italienischen Reisenden nach den Ländern des Orients, trugen sie nicht zu den Fortschritten der Litteratur der Muttersprache bei? Man sage nicht, daß jener Versuche so wenige seyen. Es sind die ersten Schritte, die entscheiden; die Einmal geöffnete Bahn wird bald von Mehrern betreten!

Aber der Einfluß der Kreuzzüge auf den Gebrauch der Muttersprache in der Litteratur beschränkte sich nicht auf die ungebundene Rede allein; auch die Muse des Gesangs erwachte; und auch dazu trugen die Kreuzzüge bei, indem sie ihr den reichsten und passendsten Stoff darboten. Wir müssen in einer Abhandlung, die gegen ihre Bestimmung fehlen würde, wenn sie in litterarische Untersuchungen hineinginge, die Resultate, welche frühere Forscher über den Gang und den Geist der Poesie der Troubadours und der Minnesänger (wie sie in Deutschland hießen) gegeben haben *) hier zum Grunde legen, um uns auf unsern Kreis zu beschränken.

Das Zeitalter des Enthusiasmus, — wie ließ es sich anders erwarten? — wurde das Zeitalter des Gesangs in vaterländischer Mundart; und mit ihm

*) Man sehe von Französischen Schriftstellern vorzüglich: Mr. *de la Ravalière* discours sur les revolutions de la langue française, vor den Poësies françaises. Von Deutschen vor allen Eichhorn am a. O. S. 69—260.

ward die erste Quelle der neuern Litteratur eröffnet, die gleich anfangs in mehrere Arme sich theilte, die zu mächtigen Strömen dereinst erwachsen sollten. Von ihrem Ursprunge an unterschied sich diese Poesie auf eine ihr eigenthümliche Weise; sie war nicht Nachahmung der Alten, sie war ganz national, ganz dem Zeitalter angemessen, Frucht desselben *). Der Geist des ritterlichen Muths und der Galanterie sprach sich in ihr aus; nur zum Gesange, nicht zum Lesen bestimmt, lebten ihre Laute meist nur in dem Munde der Sänger fort; und würden längst verhallt seyn, hätten sich nicht noch zu rechter Zeit einige Sammler gefunden, die sie der Nachwelt erhielten **); und wie viele sind dennoch nicht verhallt?

Die Poesie der Troubadours ward in Frankreich, wo sie am frühsten auflebte, nicht zuerst durch die Kreuzzüge geweckt; aber noch in ihrer Kindheit erhielt ein Hauptzweig derselben von ihnen seine Nahrung. Sie theilte sich — wenn man jenen Namen

*) Wie sich der ganze Charakter der neuern Poesie aus ihr bildete, ist besonders gezeigt worden durch Bouterwek Geschichte der redenden Künste B. I.

**) Von den Liedern der Deutschen Minnesänger die berühmte Sammlung von Manesse, die Bodmer herausgab. Daß *St. Palaye* seine gesammelten Schätze nicht bekannt machen konnte, bliebe ein großer Verlust für die Französische Litteratur, wenn nicht *Raynouard* durch seine Choix des Poesies originales des Troubadours T. I—III. Paris 1818. dafür Ersatz gegeben hätte.

in dem weitern Sinne nimmt, wo er die ganze Poesie des Zeitalters in der Muttersprache umfaßt, — schon seit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts in die beiden Hauptzweige, die fast in gleichem Verhältniß wuchsen, die Lyrische oder eigentliche Provençal-Poesie, und die Epische oder die Romantische. Wie viel die Kreuzzüge zu dem Aufblühen der erstern beitrugen, ist unmöglich genau zu bestimmen; da ihr Gegenstand von anderer Art war, als daß er sich unmittelbar auf sie hätte beziehen können; desto deutlicher aber zeigt sich dieses bei der Epischen oder den Rittergedichten. Die Dichter, welche in Frankreich wie in Deutschland und England diese Dichtart mit so großem Eifer cultivirten, bildeten sich zwar einen weitern Kreis der Mythologie, woraus sie ihre Gegenstände entlehnten; theils aus der alten Geschichte, besonders den Thaten Alexander's; theils aus der Geschichte Karl's des Großen, und seinen und seines Halbbruders Roland Zügen gegen die Ungläubigen; aber die Kreuzzüge hatten nicht nur einen großen Antheil daran, sondern sie waren auch sehr wahrscheinlich die erste Veranlassung zum Aufleben der epischen Ritterpoesie in Europa. Diese hatte ihren Ursprung nicht so wie die lyrische im südlichen Frankreich; sondern vielmehr im nördlichen; und alle Angaben der Geschichte scheinen zu zeigen, daß sie unter den Normannen zuerst aufkeimte und gepflegt wurde *). Bisher aber hat man in der

*) Man sehe unten: Meine Abhandlung über den Ein-

Französischen Litteratur noch keine Spur eines Rittergedichts, das über den Anfang des zwölften Jahrhunderts, oder über den der Kreuzzüge hinausreichte, gefunden. Sie selber gaben vielmehr den Stoff zu dem ersten her, von dem man bis jetzt eine Nachricht hat auffinden können. Wenn kaum ein anderer Gegenstand die Muse des epischen Gesanges besser begeistern konnte, so lag es auch gewissermaßen in der Natur der Dinge, daß man sich bei diesen Versuchen der Muttersprache bediente; da das Interesse an Unternehmungen, die im vollen Sinne des Worts Volksunternehmungen waren, so allgemein war. Jenes älteste historische Gedicht, überhaupt das erste größere Produkt, das außer Volksliedern die Französische Litteratur bisher noch hat nennen können, ist ein Gedicht über die Eroberung der Stadt Jerusalem, etwa um 1130, wo nicht noch etwas früher, verfaßt *). Der Urheber desselben war ein Ritter von Bechada aus Tours in Orleans; es war also gewiß in der Sprache des nördlichen oder eigentlichen Frankreichs, oder der Langue *d'oui*, geschrieben **).

fluß der Normannen auf Französische Sprache und Litteratur und Bouterwek und Eichhorn II. cc.

*) Es kann nicht vor 1112 geschehen seyn, weil der Verfasser zwölf Jahre daran gearbeitet hatte; aber auch nicht wohl nach 1130 aus den unten angeführten Gründen.

**) Man sehe unten: Ueber den Einfluß der Normannen rc.

Wenn es daraus also sehr wahrscheinlich wird, daß die Kreuzzüge den ersten Stoff zu der epischen Poesie in Frankreich gaben; so wird es keines großen Beweises bedürfen, daß sie fortdauernd auf sie einwirkten. Selbst da, wo der Stoff auch nicht unmittelbar aus ihnen hergenommen ward *), trugen sie doch wesentlich dazu bei, ihr ihren Geist einzuhauchen. Diese Poesie, eine Tochter des Zeitalters, war dem Zeitalter zu sehr angemessen, als daß sie nicht bald sich hätte verbreiten sollen. Die Höfe von Philipp August in Frankreich, von Richard I. in England, von den Hohenstaufen in Deutschland, waren die Lieblingssitze des Gesanges; und welcher Ritter hielt nicht bald seine Burg dadurch geehrt, wenn die Lieder berühmter Dichter in ihr erschallten? Indem auf diese Weise das Ritterwesen die Poesie erzeugte, ward wiederum die Poesie die Stütze des Ritterwesens. Seitdem die aufgeregten Empfindungen sich in Lieder ergossen, seitdem die Thaten nicht nur, sondern auch die Charaktere der Helden in diesen gefeiert wurden,

*) So muß z. B. der *Raoul* (Rollo), ob er gleich eigentlich die Geschichte der Normannen umfaßte, doch auch ihre Heldenthaten bei dem ersten Kreuzzuge begriffen haben; denn er ging herunter bis auf die Einnahme der heil. Stadt. *Ravalière* l. c. p. 134. So bezogen sich die Dichtungen von den Rittern der Tafelrunde zum Theil auf die Entreißung des Graals (d. i. des Gefäßes, dessen sich Christus bei der Einsetzung des Abendmahls bediente) aus den Händen der Ungläubigen.

hatte dadurch die ganze Empfindungs- und Handlungsart des Zeitalters eine festere Haltung gewonnen; sie ging von den Vätern auf die Söhne und Enkel über; sie ward, indem sie in den Liedern fortlebte, durch diese schon in den jugendlichen Gemüthern geweckt; es bedurfte erst eine gänzliche Umstimmung der Völker, ehe jene sich verlieren konnte.

Die naturhistorischen Kenntnisse wurden durch die Kreuzzüge ohne Zweifel in gewisser Rücksicht sehr erweitert; aber in einem Zeitalter, wo die Kenntniß der Natur noch nicht wissenschaftlich betrieben ward, konnte dieß auch nicht wissenschaftlich geschehen. Indeß erschien doch während der Kreuzzüge das wichtige Werk von *Albertus Magnus*, seine Historia Animalium. Daß dabei im Ganzen die Naturgeschichte des Aristoteles zum Grunde liege, ist keinem Zweifel unterworfen; er scheint aber dabei zugleich Arabische Commentatoren des Stagiriten benutzt zu haben *). Man strebte aber überhaupt nicht sowohl nach der Kenntniß natürlicher Gegenstände um ihrer selbst willen, sondern um ihres Gebrauchs willen. In dieser Rücksicht lernte man allerdings so viele Produkte zur Nahrung, zum Wohlleben, zur Kleidung, zum Färben, zur Bequemlichkeit, zur Pracht dienend, kennen (und von den vornehmsten von diesen ist oben die Rede gewesen), ohne daß je-

*) Man sehe *Buhle* de fontibus unde Albertus M. in Historia Animalium hauserit; in Commentat. Soc. Scient. Goting. Vol. XII. p. 94 etc. class. Hist.

doch die Naturkunde als Wissenschaft dadurch Fortschritte gemacht hätte *). Und dieß ist auch der Gesichtspunkt, aus welchem die Arzneikunde betrachtet werden muß. Die Kreuzzüge wirkten praktisch auf sie ein: aber wenig auf ihre Theorie. Schon lange vor dem Anfange der Kreuzzüge war es, besonders durch die Wallfahrten, Bedürfniß geworden, sowohl an den Straßen, als auch vorzüglich in dem heiligen Lande selbst Hospitäler anzulegen; die zugleich zur Aufnahme der armen Pilger, und zur Verpflegung der Kranken (wie viele waren nicht in diesem Fall?) bestimmt waren. Die Besorgung der letztern übernahmen nicht Aerzte von Profession, sondern Brüderschaften, die sich dazu vereinigten. Seit dem Anfange der heiligen Kriege mußte dieß Bedürfniß noch wachsen; die Stiftung der geistlichen Ritterorden, die darauf abzweckte, ihm abzuhelfen, hat oben bereits die Beweise davon gegeben. Auch hier war die Krankenpflege also Rittern und Geistlichen anvertraut, die keine andere Kenntnisse als einige erlernte Fertigkeiten besitzen konnten. Wird man glau-

*) Vielleicht könnte man sagen, daß die Chemie hier eine Ausnahme mache. Aber wenn auch unsere gänzliche Unbekanntschaft mit dieser Wissenschaft es uns nicht verböte ein Urtheil zu fällen; so führt auch ihre unauflösliche Verschlingung mit der Alchimie in ein Labyrinth, aus welchem selbst der Kenner sich schwerlich herausfindet. Bemerkungen über diesen Gegenstand findet man in Gmelin's Geschichte der Chemie B. I. S. 13 fg.

den, daß sie bei den Arabern in die Schule gingen, oder ihre Bücher studierten?

Auch in dem Abendlande wurden medizinische Institute errichtet, weil die Bedürfnisse sie forderten. Neue Krankheiten, der Aussatz, und unreine Uebel, durch die entsetzliche Liederlichkeit erzeugt, welche eine Folge jener Züge war, kamen nach Europa, und so wurden, da sie, schon durch ihre Natur ansteckend, durch den Mangel der Polizei, und die gemeinen Bäder noch weit mehr verbreitet wurden, Absonderungs- oder Krankenhäuser nöthig, in welche die Aussätzigen, getrennt von der übrigen Gesellschaft, sich zurückziehen mußten. Die furchtbare Verbreitung dieser Uebel erzeugte eine unglaubliche Menge dieser Anstalten; Frankreich allein enthielt deren gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zweitausend; und blos die Johanniter hatten deren noch mehrere innerhalb der Christenheit *). So weit unsere Nachrichten reichen, waren es nicht verbesserte Heilmethoden, sondern die Absonderung und die Zeit, welche diese Uebel aus Climaten wieder verbannten, welchen sie eigentlich fremd sind **).

*) *Math. Paris* Chron. ad a. 1244. p. 615.

**) Auch die Quarantaine-Anstalten waren eine Folge, zwar nicht unmittelbar der Kreuzzüge, aber der Seuchen, die durch die eröffnete Verbindung mit dem Orient Europa heimsuchten. Sie wurden zuerst in Venedig in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts eingerichtet. Beckmann Gesch. d. Erfind. II. S. 573 fg.

Mit diesem Allen wird nicht geleugnet, daß einzelne ausgezeichnete Männer die Schüler der Araber wurden; aber es kann dieses um so weniger als Folge der Kreuzzüge betrachtet werden, da es nicht sowohl in Asien als in Spanien geschah *). Ueberhaupt aber können einzelne Beispiele dieser Art nicht in einer Untersuchung, wie die gegenwärtige, in Betracht kommen, wo der Blick sich nicht bei ihnen verweilen darf, sondern vielmehr auf die allgemeinen Folgen sich verbreiten muß. Und so werden auch die einzelnen Bereicherungen, welche etwa andere Wissenschaften, namentlich die mathematischen, erhielten, nicht in unserm Kreise liegen **); sie müssen den Specialgeschichten jener Wissenschaften überlassen bleiben.

Wenn wir über den Gewinn, den Wissenschaften und Aufklärung aus den Kreuzzügen zogen, we=

*) Seit der vortrefflichen Bearbeitung der Geschichte der Medizin unter den Arabern, in Curt Sprengel's Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde, Halle 1800. B. II. S. 324 fg. darf man über diese Gegenstände mit Zuversicht sprechen. Man sehe ihn S. 336. Das letzte Resultat, das dieser tiefe Forscher aus seinen Untersuchungen für die Fortschritte der Medizin unter den Arabern gezogen hat, S. 449., bestätigt auf das vollkommenste das Urtheil, das wir oben S. 72. über die wissenschaftlichen Verdienste dieser Nation überhaupt zu fällen gewagt haben.

**) Man vergesse auch bei ihnen nicht, was aus Spanien kam; von woher z. B. Gerbert schon vor den Kreuzzügen unsere Zahlzeichen holte.

niger günstig, als häufig geschieht, urtheilen, so berufen wir uns auf den Zustand des Zeitalters, das zunächst auf sie folgte. Das dreizehnte Jahrhundert erscheint demjenigen, der tiefer in die Geschichte der Litteratur hineingeht, als dasjenige, wo die Nacht der Barbarei am tiefsten war. Die Fackel der classischen Litteratur, die bisher noch immer einen wohlthätigen Schimmer verbreitete, scheint hier erlöschen zu wollen; nur eine trockene Dialektik in einer barbarischen Sprache konnte sich erhalten; und alles Spalten der Begriffe vermochte nicht dem Aberglauben zu steuern, von dem ein großer Theil sich offenbar aus dem Orient herübergezogen hatte. Und doch erlosch dieß Licht nicht ganz, und leuchtete bald heller als je zuvor; denn mitten unter den Nebeln war alles vorbereitet zu dem Anbruch eines schönern und hellern Tags, als Europa ihn seit länger als einem Jahrtausend gesehen hatte.

Und hierin liegt das eigenthümliche Verdienst der Kreuzzüge für die Nachwelt überhaupt. Sie schufen nicht auf einmal eine bessere Welt, aber sie bereiteten sie vor. Zu zeigen, wie dieses für Europa in den wichtigsten Interessen der Menschheit geschah, war der Zweck dieser Untersuchung; indem wir ihren Wirkungskreis verfolgten, so weit unsere Blicke es vermochten. Auch was uns dabei anders wie unsern Vorgängern erschien, haben wir frei gesagt; weil die ruhmvollen Urheber der Frage nichts anders als Wahrheit wollen. Ihrem Urtheil unterwerfen wir die gegenwärtige Schrift; uns sehr

wohl ihrer Unvollkommenheit bewußt. Es ist stets das Eigenthümliche großer Revolutionen, daß ihre Folgen unabsehbar sind; der Blick der Sterblichen aber bleibt immer beschränkt! Allein auch die Aussicht in die unendliche Ferne hat ihren Reiz! Tief von diesen Gefühlen ergriffen wird der Beobachter solcher Weltschauspiele seinen Standpunkt verlassen; ohne Neid, wenn das schärfere Auge weiter und richtiger sieht; aber auch nicht ohne Muth, wenn ihn das Bewußtseyn hebt, kein anderes Interesse als das der Wahrheit gekannt zu haben!

III.

Ueber den
Einfluß der Normannen
auf die
Französische Sprache und Litteratur.

Geschrieben im Jahr 1789.

Die Geschichte der Sprachen, die nach dem Untergange des Römischen Reichs aus der Lateinischen sich bildeten, ist ihrer Natur nach in zu große Dunkelheiten gehüllt, als daß es möglich wäre, über sie ein solches Licht zu verbreiten, als sich über die Geschichte unserer Muttersprache, und selbst mancher alten Sprache, verbreiten läßt. Kaum können wir bei ihr die Hauptmomente angeben, die zu der stufenweisen Ausbildung beitragen konnten, und selbst von diesen wissen wir nur, daß sie, aber nicht, wie viel sie jedes dazu beigetragen haben. Die Französischen Kritiker besonders haben bei der Geschichte ihrer Sprache selbst über die wichtigsten Fragen unter sich nicht einig werden können, und andere noch fast gänzlich unberührt liegen lassen. Daß es im Mittelalter zwei Hauptdialekte in Frankreich gab, die man nach den Bejahungswörtern Langue d'oui und Langue d'oc nannte, daß jener diesseits, dieser jenseits der Loire herrschte, ist allgemein bekannt; — aber worauf dieser erste Unterschied sich gründete? — wie er zunahm? — und wann er zuerst anfing merklich zu werden? — dieß sind Fragen, die selbst die Französischen Gelehr-

ten uns bisher gar nicht, oder doch sehr unbefriedigend, beantwortet haben.

Aber um diese Männer billig zu beurtheilen, muß man auch die Schwierigkeiten kennen, die mit diesen Untersuchungen verknüpft sind. Statt daß der Geschichtforscher unserer Muttersprache vom achten Jahrhunderte an eine, fast ununterbrochene, Reihe von Urkunden vor sich hat, aus denen er ihren Gang und ihre Fortschritte beurtheilen kann; muß der Französische Kritiker diesen Vortheil gänzlich entbehren. Eine kurze Eidesformel ist das einzige Denkmahl seiner Sprache, das aus der ganzen Reihe von Jahrhunderten, die seit dem Untergange der alten Celtischen Sprache, und der Einführung der Römischen, bis beinahe auf die Zeiten der Kreuzzüge verflossen, auf die Nachwelt gekommen ist *). Ihm bleibt also nichts übrig, als die einzelnen Nachrichten zu sammeln, die sich über den jedesmaligen Zustand seiner Sprache bei den Geschichtschreibern zerstreut finden; und wenn man bedenkt, daß diese nichts weniger zur Absicht hatten, als Geschichte der Sprachen zu liefern, so sieht man leicht, wie dürftig diese ausfallen müssen.

Unter den auswärtigen Völkerschaften, die in den Jahrhunderten des Mittelalters Frankreich, entweder bloß durchstreiften, oder sich auch darin niederließen, sind die Normannen unstreitig diejenigen, denen nicht allein die Französische Sprache sehr viel zu ver-

danken

*) Der Eid, den sich Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle im Jahre 842 schwören. S. unten.

danken hat, sondern die auch dem ganzen Gange der Französischen Litteratur in ihrer ersten Periode großentheils die ihr eigenthümliche Richtung gaben. Unter der Herrschaft der Franken war die Französische Sprache, oder — wie man sie damals nannte, — lingua romana rustica, lingua vulgaris, nur noch blos Sprache des gemeinen Lebens, und konnte, noch zu nahe mit der lateinischen verwandt, um selbstständige Sprache werden zu können, noch nicht zur Schriftsprache gebraucht werden; — aber die Herrschaft der Normannen fällt gerade in die Zeiten, als der bisher unfruchtbare Baum seine ersten Blüthen trieb; und sie waren es vorzüglich, deren Pflege er dieselben verdankte. Sie nämlich waren es nicht allein, wie wir unten sehen werden, die fast eben so früh als die Provenzalen, und unabhängig von diesen, die Volkssprache zu Volksgesängen gebrauchten; sondern unter ihnen zeigt sich auch zuerst die Romantische Dichtkunst, jene Frucht des Ritteralters, die, unter veränderter Gestalt, sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Ihnen gebührt endlich der Ruhm, den ersten Schritt zur Ausbildung der Französischen Prose gethan zu haben, das größte Verdienst, das sie sich um Sprache erwerben konnten. Um desto merkwürdiger wird daher dieß große Volk nicht blos dem politischen Geschichtforscher, sondern auch dem Litterator; und vielleicht werden einige Bemerkungen über ihren Einfluß auf Sprache und Litteratur nicht ganz überflüssig seyn.

So groß auch die Veränderung war, die mit dem Theile der Normannischen Nation, der im Anfange des zehnten Jahrhunderts (im Jahr 912) im nördlichen Frankreich sich niederließ, in kurzer Zeit durch die Vertauschung ihrer Verfassung, ihrer Sprache, ihrer Religion, zum Theil auch ihrer Lebensart, und durch die Verbindungen vorging, in welche sie sich mit den Franken einließen; so braucht es doch keines Beweises, daß sie ihren alten Charakter nicht auf einmal gänzlich ablegen konnten. Die Hauptzüge desselben blieben, und zeigten sich auch in der neuen Mischung; und man muß sie daher kennen lernen, wie sie bei ihrer Ankunft waren, wenn man ihren spätern Charakter gehörig beurtheilen will.

Der gänzliche Mangel geographischer Kenntnisse der nördlichen Länder in den Jahrhunderten des Mittelalters, hat die Untersuchung über den Ursprung dieser Nation sehr erschwert. Ihre lateinischen Geschichtschreiber wissen uns nichts mehr zu sagen, als daß sie aus dem Norden gekommen seyen, wie ihr Name schon zeigt; sobald sie sich in genauere Bestimmungen über ihre Heimath einlassen wollen, gerathen sie in eine Verwirrung, aus der sie sich selbst nicht mehr herauszufinden wissen *). Uns interessirt diese Frage nur insofern, als wir daraus einen Schluß auf ihre ursprüngliche Sprache machen können; und

*) *Dudo* de Morib. Normann. L. I. princ. *Wilhelm. Gemmaticens.* Hist. Normann. L. I. c. 2. ap. *Duchesne* Scriptor. Hist. Norm. Antiqui.

in dieser Rücksicht reicht es für uns hin zu wissen, daß unter diesem allgemeinen Namen die Bewohner von Dänemark und Norwegen, vielleicht auch von Schweden, begriffen wurden; und daß der Schwarm, der unter Rollo in dem erwähnten Jahr sich in Frankreich niederließ, wahrscheinlich aus dem ersten dieser drei Reiche kam *).

Ihre Muttersprache also war die Dänische; zwar ein Zweig der Niederdeutschen Sprache, aber dennoch

*) Ueber den Ursprung ihrer Nation findet man bei ihren lateinischen Geschichtschreibern eine sonderbare Sage verbreitet; sie rühmten sich, heißt es, von den Trojanern abzustammen, und eine Colonie des Antenor zu seyn, der nach der Zerstörung von Troja sich am Illyrischen Meerbusen niederließ. *Dudo* l. c. Er habe, setzt ein Anderer hinzu, *Oderic. Vital.* Hist. Eccles. L. IX. p. 723. einen Sohn Danus erzeugt, von dem das Volk den Namen bekommen habe. — Sagen der Art sind bei den übrigen Völkern des Mittelalters zwar nicht selten, Franken, Britten und selbst Gothen rühmen sich einer ähnlichen Abkunft; doch verdankten sie ihren Ursprung wahrscheinlich erst der Bekanntschaft mit einigen lateinischen Schriftstellern, besonders dem Virgil, und der Eifersucht auf die Römer. Dieß war auch ohne Zweifel der Fall bei den Normannen. Es war keine alte einheimische Volkssage, sondern sie verbreitete sich erst unter ihnen nach ihrer Niederlassung in der Normandie; und fand vorzüglich Glauben wegen der Aehnlichkeit der Namen Dani und Danai, mit denen ihre lateinischen Geschichtschreiber zu spielen pflegen. Cf. *Dudo* l. c.

im zehnten Jahrhundert schon so sehr von derselben verschieden, daß der Niederdeutsche sie erlernen mußte, wenn er sie verstehen wollte. Bei einer Zusammenkunft König Heinrich des Voglers mit Wilhelm I. von der Normandie, redete Herimann, Herzog der Sachsen, Wilhelm auf Dänisch an. Wilhelm wunderte sich, woher er eine Sprache wüßte, die den Sachsen unverständlich sey? Er habe sie, antwortet Herimann, gelernt, als er bei den Dänen in der Gefangenschaft gewesen *).

Wissenschaften, wenn man das Wort in seiner engern Bedeutung nehmen, und gelehrte Kenntnisse darunter verstehen will, darf man zwar damals noch bei ihnen nicht suchen; allein sie hatten gleichwohl die Masse von Kenntnissen, die man bei allen Völkern zu finden pflegt, die sich von der völligen Barbarei zu der ersten Stuffe der Cultur erheben. Das Andenken ihrer Helden lebte unter ihnen in historischen Liedern, und auf gleiche Weise wurden ihre moralischen und religiösen Begriffe in Gedichten fortgepflanzt, von denen sich bekanntlich in den Edden und im Saxo Grammaticus mehrere Bruchstücke erhalten haben.

Die bildenden Künste waren zwar unter ihnen in ihrer Kindheit, doch wurden sie nicht gänzlich vernachlässigt. Ihr Ursprung war bei ihnen der, den man bei einem blos kriegerischen Volk erwarten kann; sie bedurften derselben zur Verschönerung ihrer

*) *Dudo* de gest. Norm. p. 100.

Waffen und Schiffe, und zur Verfertigung ihrer Fahnen, die, so wie die der alten Deutschen, Bildnisse von wilden Thieren gewesen zu seyn scheinen. Schon bei ihren ersten Streifzügen in Frankreich, noch lange vor ihrer Niederlassung daselbst, bewunderten die Franken ihre gemalten Schilde *), und die Testudo, die sie daraus bildeten: und noch im zehnten Jahrhundert ließ einer ihrer ersten Herzöge eine neuerbaute Kirche zu Roan mit historischen Malereien ausschmücken **). Ihre Schnitzkunst oder Bildhauerkunst schränkte sich vorzüglich auf die Verschönerung ihrer Schiffe ein; und sie hatten es darin selbst in ihrer Heimath zu einer Vollkommenheit gebracht, die die Bewohner des westlichen Europas in Erstaunen setzte. Der ungenannte, aber gleichzeitige, Lobredner der Königin Emma (der Gemalin Canut des Großen) erschöpft sich in Ausrufungen, wenn er die Flotte beschreibt, mit der Canut von Dänemark nach England ging ***). "Auf dem Hintertheil der Schiffe, heißt es, sah man Löwen von „Gold gegossen; auf den Spitzen der Mastbäume „Vögel, die die kommenden Winde mit ihren Wen-

*) *Abbo* de Obsid. Lutet. p. 39. ap. *D.*

**) *Dudo* p. 153. Extrinsecus dealbavit illud, intrinsecus autem depinxit historialiter.

***) *Emmae*, *Anglorum* reginae, Encomium. p. 166. 168. Wenn auch die Phantasie des Schriftstellers die Gegenstände ausschmückte, so hat sie sie doch gewiß deßhalb nicht erfunden.

„dungen bezeichneten *), oder Drachen von mancher„lei Gestalt, die Feuer aus ihren Nasen zu hau„chen drohten **). Dort sah man menschliche Figuren, „von dickem Gold und Silber schimmernd, und den „lebendigen ähnlich; hier Stiere, mit aufgerichteten „Hälsen und ausgestreckten Beinen, die das Gebrüll „und den Lauf der lebendigen nachahmten. Auch sah

*) Venientes quatros suis signantes versibus.

**) Alle die hier erwähnten Ungeheuer, und noch viele andere, selbst der Centaur, kommen auf einem höchst merkwürdigen Normännischen Monumente aus den Zeiten Wilhelm's des Eroberers vor; und waren also nicht etwa ein Spiel der Phantasie des Lobredners. Jenes Monument (eben dasselbe, welches in unsern Tagen wieder so große Aufmerksamkeit erregt hat, und in das Nationalmuseum nach Paris gebracht worden ist;) besteht in einer großen Tapete in der Domkirche zu Bayeux, auf der die Thaten Wilhelm's gestickt sind, und die Erklärung in lateinischer Sprache beigefügt ist. Eine Abbildung und Beschreibung desselben durch H. Lancelot findet sich in den Memoires de l'Acad. des Inscript. Vol. VIII. p. 602. Der vortreffliche Erklärer hat zugleich fast bis zur Evidenz erwiesen, daß dieses Werk von den Händen, oder wenigstens unter der Aufsicht, der Gemalin Wilhelm's verfertigt sey. Für die Normännischen Alterthümer ist es eins der wichtigsten Ueberbleibsel. — Wie falsch ist also die Behauptung derer, welche alle diese Ideen von Ungeheuern von den Arabern ableiten wollen. Nicht der Süden, wenigstens nicht der Süden allein, sondern auch der Norden war ihr Vaterland!

„man Delphine von kostbarem Metall (Electro) ge-
„gossen, und Centauren, die die alte Fabel wieder
„ins Gedächtniß brachten. Viel solche Werke der
„Bildhauerkunst könnte ich nennen, wenn mir nicht
„die Namen der Ungeheuer unbekannt wären. Was
„soll ich aber die Seiten der Schiffe erwähnen, die
„nicht blos mit mancherlei Farben gemalt waren,
„sondern gleichfalls von goldenen und silbernen Zier-
„rathen strotzten? Das königliche Schiff aber über-
„traf eben so sehr alle übrige an Pracht, als der
„König selbst an Ansehen seine Soldaten übertraf". —
Und bald nachher bei der Landung in England B. II.
"Die Schiffe waren von einer solchen Pracht, daß
„die Augen der Zuschauer verblendet wurden, und
„sie den Entfernten in Flammen zu stehen schienen.
„Wenn die Sonne ihre Strahlen darauf warf, so
„glänzten hier die blanken Waffen, dort die aufge-
„hängten Schilde. Das Gold strahlte auf den Vor-
„dertheilen, das Silber auf den Schnitzwerken der
„Schiffe. Und wer konnte die Bildnisse der furchtba-
„ren Löwen, die von Golde glänzten; wer die metal-
„lenen Menschenfiguren, mit ihren goldenen Stirnen,
„wer die Drachen von gediegenem Golde strahlend,
„wer die Stiere, die mit ihren blitzenden Hörnern
„den Tod drohten, ansehen, ohne den König einer
„solchen Macht zu fürchten?"

Die Geschichtschreiber des Mittelalters schildern
uns sonst den ursprünglichen Stamm der Normannen
als einen Haufen roher Barbaren, die auf ihren
Streifzügen keines Alters, keines Standes und keines

Geschlechts schonten, und, wo sie nur hinkamen, Tod und Verderben verbreiteten. So wenig diese Nachrichten übertrieben seyn mögen, so sieht man aber doch aus dem obigen, daß dieß nicht der einzige Gesichtspunkt ist, aus dem man sie ansehn muß. Freilich waren sie ein Räubervolk; aber sie waren durch ihre Streifzüge zugleich ein reiches Volk geworden, und hatten eben dadurch den ersten Schritt gethan, auch ein mehr kultivirtes Volk zu werden. Reichthum erzeugte bei ihnen Luxus, wie er es unter allen Völkern that; aber es war ein plumper Luxus, wie man ihn bei allen rohen Menschen findet, die schnell reich wurden, und genießen wollen, ohne noch zu wissen, wie man genießen soll? Dieser Hang zur Pracht bleibt aber auch in den folgenden Zeiten immer ein Hauptzug in ihrem Charakter, den Pfaffen und Mönche herrlich zu nutzen wußten!

Aus diesen Bemerkungen zusammen genommen, kann man etwa einen Ueberschlag machen, was dieses Volk, als es sich in Frankreich niederließ, mit sich brachte; — keine gelehrten Kenntnisse, aber wohl eine Menge Stammsagen, die in Nationalgesängen aufbewahrt wurden; — kein theologisches System, aber wohl ihre eigenen Religionsbegriffe und Gebräuche, und ihre Nordische Mythologie; — keine verfeinerte Kunst, aber wohl die ersten Anlagen dazu, und Reichthümer genug, um sie weiter auszubilden. Ein so kraftvolles Volk, mit allem ausgerüstet, was zu einer weitern Kultur erforderlich war, von dem

stolzesten Freiheitsgeiste *), und einem Heldenmuthe belebt, dem keine Gefahr zu groß, keine Unternehmung unmöglich schien, hätte Alles leisten können, wenn es bessern Führern in die Hände gefallen wäre.

Wenn man dieser Schilderung von dem Zustande der Normannen bei ihrer Niederlassung in Frankreich im Anfange des zehnten Jahrhunderts, ein Gemälde von dem Zustande der Franken in diesen Ländern in eben dem Zeitalter gegenüber stellt, so ist der Abstand freilich sehr groß. Ihre blühende Periode ging zu Ende, während daß jener ihre anfing; und die Früchte des verdorrenden Stamms waren zu kärglich gewesen, als daß man sich nicht von dem neu aufblühenden wenigstens eben so viel hätte versprechen können. Es ist hier nicht von ihrem politischen Zustande die Rede, der bekanntlich seit den Streitigkeiten der Söhne Ludwig's des Frommen von Zeit zu

*) Als Rollo die Normandie und Bretagne von König Karl dem Einfältigen zu Lehn erhielt, so verlangte man von ihm, er solle, dem Gebrauche gemäß, dem Könige die Füße küssen. Rollo schlug es ab, als seiner unwürdig. Wie man indeß darauf bestand, befahl er einem Ritter, die Ceremonie zu verrichten. Auch der Ritter hielt sich zu gut dazu, vor einem Könige der Franken zu knieen. Er ergriff also den Fuß des Königs stehend, und führte ihn so hoch zum Munde, daß Karl das Gleichgewicht verlor und hintenüberfiel. *Wilhelmi Gemmaticens.* Monachi Hist. Norm. L. II. p. 231. *Dudo* p. 84. ap. *Duchesne.*

Zeit in Anarchie ausartete, und eben dadurch den Normannen die erwünschte Gelegenheit zu ihren Streifzügen gab; aber so verwirrt und schlecht dieser auch seyn mochte, so ward er doch noch von der Verdorbenheit ihrer Sprache, und dem schlechten Zustande der Wissenschaften übertroffen. Die Römische Sprache, die nach der Eroberung von Gallien von den Römern daselbst war eingeführt worden, hatte die alte Celtische Landes-Sprache doch nicht so ersticken können, daß nicht manches davon in der neuen Mundart zurückgeblieben wäre; die Griechischen Colonieen des südlichen Frankreichs, die Streifzüge der Gothen, Hunnen und anderer Völker, der Verkehr mit den benachbarten Arabern in Krieg und Frieden, alles dieses mußte auf die Sprache der Nation einen merklichen Einfluß gehabt haben; und wenn sich dieselbe von allen diesen Zusätzen auch hätte rein erhalten können, so mußte doch die langwierige Herrschaft der Franken, die es sich lieber gefallen ließen die Französische Sprache anzunehmen, als ihre Deutsche zur herrschenden zu machen, sie vollends verderben, oder wenigstens von der Lateinischen immer mehr entfernen.

Wir haben, wie oben bemerkt, aus diesem ganzen Zeitraum nur ein einziges kleines Monument übrig, aus dem man den Zustand der Französischen Sprache unter den Karolingern beurtheilen kann; die Eidesformel nämlich, nach der bei der Theilung der Fränkischen Monarchie zwischen Karl dem Kahlen und

Ludwig dem Deutschen im Jahr 843 die beiden Könige und ihre beiderseitigen Unterthanen sich einander wechselseitige Freundschaft schwuren. Sie thaten dieß von beiden Seiten in der Landessprache, der damaligen Französischen und Deutschen *). Ich führe hier blos die Französische Formel an, und füge zugleich, um eine Uebersicht zu geben, wie sich das Französische aus dem Latein bildete, eine wörtliche lateinische Uebersetzung, eine andere im Französischen des zwölften Jahrhunderts **), und endlich eine, gleichfalls wörtliche, im jetzigen Französischen bei.

Lateinische Uebersetzung.

1) Si Ludovicus sacramentum quod suus frater

Original im Französischen des neunten J.

2) *Si Lodhuigs sagrament, que son fradre*

Uebersetzung im Französischen des zwölften J.

3) Si Louis le sagrement, que son frere

Wörtliche Uebersetzung im jetzigen Französischen.

4) Si Louis le serment, que son frere

1) Carlus jurat, conservat, et Carlus meus senior

2) *Karlo iurat, conservat, et Karlus meos sendra*

*) Beide Formeln haben sich erhalten in Nidhard's Chronic. ad a. 843 ap. Script. Rer. Gall. Vol. VII. p. 27.

**) Aus einer Abhandlung von H. Abbé *Bonamy* in den Mém. de l'Acad. d. I. Vol. XXVI. Bei der Neufranzösischen habe ich, um wörtlich zu seyn, die Construktion aufgeopfert.

3) Karle jure, conserve, et Karles mon senhor
4) Charles (lui) jure, observe, et (que) Charles mon seigneur

1) de sua parte non illud teneret, si ego retornare
2) *de suo part non los tanit, si io returnar*
3) de sue part ne lo tanist, si je retourner
4) de sa part ne le tint (point) si je detourner

1) non illum inde possum, nec ego nec ullus
2) *non lint pois, ne jo, ne neuls*
3) ne l'ent pois, ne je, ne nuls
4) ne l'en puis, ni moi, ni aucun (de ceux)

1) quem ego retornare inde possum, in nullo adjuto
2) *cui io returnar int pois, in nulla adiudha*
3) cui je retourner ent pois, en nul aiude
4) que je detourner en puis, en nulle aide

1) contra Ludovicum non illi fuero.
2) *contra Lodhuuwig nun li fuer.*
3) contre Louis nun li serai.
4) contre Louis ne lui serai.

Hierauf folgt der Eid, den Ludwig seinem Bruder Karl schwur, den ich nicht herzusetzen brauche, da ich nur eine Probe der Französischen Sprache in den verschiedenen Zeitaltern geben, und keinen Commentar über diese so oft erklärten Stücke schreiben will. Es ist hier auch nicht der Ort, die mannigfaltigen Bemerkungen aus einander zu setzen, die sich über die

Sprache des neunten Jahrhunderts nach dieser Probe machen lassen; so viel aber wird jeder ohne Mühe sehen, daß eine solche Sprache, die noch nicht zur Hälfte selbstständige Sprache geworden ist, und der es, wo sie sich von ihrer Muttersprache entfernt, noch durchaus an allen grammatischen Bestimmungen fehlt, unmöglich als Schrift- oder Büchersprache gebraucht werden konnte. Mußte man sie ja schreiben, so richtete man sich nach der Aussprache so gut als man konnte; schrieb, wie der gute Otfried im Deutschen, die Wörter aus dem Munde auf; und erhielt eine Schrift, die nach einiger Zeit dem Schreiber selbst vielleicht unverständlich seyn mochte. An Nationallitteratur, die um eben diese Zeit in unserm Vaterlande sich zu zeigen anfing, war also damals in Frankreich noch nicht zu gedenken. Die Sprache war, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch viel zu sehr in Gährung, und bedurfte erst eines niederschlagenden Zusatzes, ehe sie konnte geläutert werden.

Ganz anders sieht es schon mit dem Französischen des zwölften Jahrhunderts aus, wie nicht blos die gegebene Probe, sondern auch andere Stücke aus diesem Zeitalter lehren. Das Geschlecht wird hier schon durch den Artikel bezeichnet; die Biegungen der Wörter sind bestimmter, ohne Lateinisch zu seyn; es ist eine selbstständige Sprache geworden. Das zehnte und eilfte Jahrhundert ist also der wichtige Zeitraum für die Französische Sprache, wo sie den ersten Schritt that, sich von einem bloßen Jargon zu einer Hauptsprache von Europa empor zu heben; und wenn man bedenkt,

daß in diesem Zeitalter die Normannen gleichsam herrschendes Volk in Frankreich waren; daß sie ihre Sprache mit der Französischen vertauschten; daß bei ihnen endlich Wissenschaften und Kenntnisse, so wie man sie damals hatte, ihren Sitz aufschlugen; so wird es nicht leicht zweifelhaft scheinen, daß sie an dieser Revolution der Sprache den größten Antheil hatten; oder — wenn ich eine Hypothese wagen darf, die gleichwohl nicht mehr ganz Hypothese seyn wird; — daß sie, während daß durch die Gesänge der Provenzalen im südlichen Frankreich die Langue d'oc sich bildete, im nördlichen Schöpfer der Langue d'oi wurden *).

*) Die Französischen Gelehrten haben, so viel ich weiß, noch keine Untersuchungen über das Alter dieser Namen angestellt; Herr de la Curne de St. Palaye führt blos gelegentlich eine Verordnung von Philipp dem Schönen vom Jahr 1304 als das älteste Denkmal an, wo sie sich finden. Hist. de l'Acad. d. I. Vol. XXIV. p. 683. Daß sie aber viel früher entstanden, zeigt das früher geschriebene Werk des *Dante* della volgar Eloquenza L. I. c. 8., worin er sich derselben schon als ganz gewöhnlicher Namen bedient. Auf der andern Seite habe ich sie noch bei keinem Schriftsteller oder Dichter des eilften oder selbst des zwölften Jahrhunderts gefunden. Die Französischen Dichter jener Zeiten nennen ihre Sprache blos françois, oder langue Romanse; die Lateinischen Schriftsteller lingua Romana. Wahrscheinlich also entstanden diese Benennungen erst gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts,

Als die Normannen sich im Anfange des zehnten Jahrhunderts in Frankreich niederließen, nahmen sie von ihren neuen Landsleuten sehr bald Religion und Sprache an; aber die Grundzüge ihres Charakters blieben dieselben, und aus dieser bizarren Mischung entstanden alle die Eigenheiten dieses Volks in ihrer Sprache und Litteratur.

Die Vertauschung ihrer Muttersprache mit der Französischen Landessprache war schon eine natürliche Folge von der Veränderung ihrer Religion, wenn auch nicht ihre mancherlei Verbindungen mit den Franken, und die vielen neuen Begriffe, — also auch die neuen Wörter, — die sie, als das weniger kultivirte Volk, von jenen erhielten, dazu das Ihrige beigetragen hätten. Die Fränkischen Geistlichen, die ihre Bekehrer waren, hatten wohl keine Lust Normannisch zu lernen; ihre Proselyten mußten sich nach ihnen bequemen; und wie in der Welt hätte man auch wohl in der ganz sinnlichen Sprache der Normannen Wörter und Ausdrücke für die übersinnlichen Begriffe finden wollen, um die das System der orthodoxen Kirche sich damals drehte? Zwar führte sie dieser Religionswechsel nur zuerst auf das Latein, die allgemeine Kirchensprache; allein wenn man sich an die genaue Verwandtschaft der Landessprache mit dem Latein, und

als nämlich damals an beiden Enden Frankreichs, und in beiderlei Sprachen, die Französische Litteratur angefangen hatte aufzublühen.

die mannigfaltigen bürgerlichen Verhältnisse erinnert, in denen sie mit den alten Einwohnern standen, so kann man sich diesen Sprachentausch hinreichend erklären. Die Schnelligkeit aber, mit der er geschah, giebt uns einen Beweis von der schnellen Fassungskraft dieser Nation, und der Leichtigkeit, mit der sie fremde Kultur sich aneignete. Schon unter Wilhelm I., dem Nachfolger von Rollo, der im Jahr 943 umkam, hatte die Französische Sprache so um sich gegriffen, daß zu Roan, der Hauptstadt der Normandie, und dem Sitz der Herzöge, fast gar kein Normännisch mehr gesprochen wurde. Gleichwohl hielt es Wilhelm für wichtig, daß sein Sohn und Nachfolger Richard seine Muttersprache erlernte; er schickte ihn deßhalb nach Bayeux, wo dieselbe noch häufiger geredet ward *). Warum dieß letzte der Fall war, läßt sich aus der Lage der beiden Städte erklären. Roan liegt tief ins Land, und den eigentlichen Französischen Provinzen nahe; Bayeux hingegen am Meer. Kein Wunder daher, daß die Küstenbewohner, in wenigerer Verbindung mit den Eingebornen, ihren alten

*) *Dudo* p. 112. Quoniam quidem Rotomagensis civitas (sagt Wilhelm) Romana potius quam Dacisca utitur eloquentia, et Bajocacensis fruitur frequentius Dacisca lingua quam Romana, volo igitur, ut ad Bajocacensia deferatur quantocius moenia Richardus; et ibi volo ut . . . . educetur cum magna diligentia; feruens loquacitate Dacisca, ut queat sermocinari profusior olim contra Dacigenas.

alten Sitten so wie ihrer Sprache länger treu blieben, als die Inländer, besonders die Bewohner der Hauptstadt, die mit den alten Einwohnern in den mannigfaltigsten Verbindungen durch Heirathen und Geschäfte standen.

Dieß ist fast der einzige Zug, der uns aus der Geschichte jenes Sprachentausches aufgehoben ist: und in der That braucht man auch nicht mehr, um mit Gewißheit daraus zu schließen, daß die allgemeine Einführung der Französischen Sprache in der Normandie in kurzer Zeit vollendet ward. Die unerwarteten Schicksale, die Richard nach der Ermordung seines Vaters Wilhelm im Jahre 943 trafen, und seine Erziehung am Französischen Hofe, wohin ihn Ludwig Ultramarinus lockte, mußten sie nothwendig befördern, und machten Richard selbst seine Muttersprache vielleicht völlig vergessen.

So erlosch also die alte Normannische Sprache etwa in der Mitte des zehnten Jahrhunderts unter den neuen Bewohnern der Normandie. Sie vertauschten sie mit der Französischen Landessprache, und nahmen diese nicht allein an, sondern bildeten sie auch aus. Eine Hauptveranlassung dazu lag schon in ihrer politischen Verfassung.

Die Normannen hatten zwar ihre Herzöge, allein die Herrschaft dieser Anführer war so precair, wie sie es unter allen halb rohen Nationen zu seyn pflegt, und wie es auch zum Theil schon das angenommene Feudalsystem mit sich brachte. Persön-

liche Vorzüge waren es, die das Maaß derselben bestimmten, eine eiserne Faust im Getümmel der Schlacht; und im Frieden — die Kunst, durch Beredsamkeit den Willen ihrer mächtigen Vasallen zu lenken. So führte sie also das Bedürfniß selbst auf ein Studium, das unmittelbar zur Ausbildung der Sprache am mehrsten beitragen mußte, weil dadurch der erste Schritt zu einer gebildeten Prosa geschah, von der doch eigentlich die wahre Vollkommenheit einer Sprache abhängt. Wo nur der Erziehung eines ihrer Prinzen Erwähnung geschieht, wird sein Fleiß in der Beredsamkeit, und die Fortschritte, die er darin gemacht hatte, nicht leicht vergessen. Wilhelm schickte seinen Sohn Richard nach Bayeux ut ferveret loquacitate Dacisca, ut queat sermocinari profusius olim contra Dacigenas *)! — Ludewig Ultramarinus lockte eben diesen Prinzen an seinen Hof unter dem Vorwand, ut in palatio suo facundae ubertatis eloquio edoctus, discat definire verba scrupulosae rei **); und fast nie erwähnen seiner die Geschichtschreiber, daß sie nicht seine honigträufelnde Beredsamkeit preisen.

Aber größer noch ward der Einfluß dieses Volks auf Sprache und Litteratur dadurch, daß unter ihnen zuerst jener Keim der Romantischen Poesie

*) *Dudo* p. 112.
**) Id. p. 115.

sich zeigte, der bald größern Wachsthum erhielt, und binnen kurzer Zeit ein Hauptzweig der Litteratur des Mittelalters im ganzen westlichen Europa ward. Um es uns zu erklären, warum dieß gerade zuerst in diesem Winkel von Frankreich geschah; und warum der aufkeimende Zweig gerade diese Richtung nahm, müssen wir die Wirkung, die veränderte Sprache und Religion, verbunden mit andern zufälligen Ursachen, auf den Geist dieses Volks hatten und haben mußten, etwas genauer aus einander setzen.

Wenn Lebensart und Beschäftigung den Charakter einer Nation bestimmen, so mußten die Normannen, vor ihrer Niederlassung in Frankreich, sich von den übrigen Völkern Europas merklich unterscheiden. Seit etwa zweihundert Jahren waren sie Seeräuber gewesen; dieß ihr Gewerbe bestimmte ihren Charakter, und aus diesem Gesichtspunkt muß man sie ansehen, wenn man sie richtig beurtheilen will. Wenn schon vorhin, wie oben erinnert, das Andenken der Thaten ihrer Vorfahren unter ihnen in historischen Liedern lebte, wie mannichfaltigen Stoff mußte eine solche Lebensart nicht zur Vermehrung dieser Sagen geben? Bei den beständigen Streifereien in fremde Länder, wo sie, die Halbbarbaren, Dinge sahen, die sie vielleicht nicht weniger anstaunten, als einst die Griechen die Aegyptischen Pyramiden; bei dem Besitz mancher Sachen, deren Gebrauch sie nicht einmal wußten; bei dem

Mangel aller physikalischen und geographischen Kenntnisse, — wie mußte da nicht alles bei ihnen ins Wunderbare getrieben werden; und bei den beständigen, auf gut Glück gewagten Unternehmungen, — wie konnte es anders seyn, als daß sich bei ihnen ein gewisser Hang zum Abenteuerlichen bildete, der, so weit ihre Geschichte herunterreicht, nie in ihrem Charakter erlosch, und sich nicht blos ihren litterarischen Werken eindrückte, sondern sich selbst in der kleinsten Ausschmückung ihrer Kunstwerke und ihrer Geräthschaften zeigte. Man erinnere sich an die Verzierungen ihrer Schiffe, oder betrachte das oben erwähnte Monument aus den Zeiten Wilhelm des Eroberers. Da ist kein Stuhl oder Tisch, dessen Enden sich nicht in den Kopf eines Drachen oder Ungeheuers endigten; und selbst die Zwischenräume der Felder sind mit Ungeheuern besetzt, bei deren Erfindung die Imagination alle ihre Kräfte aufgeboten zu haben scheint.

Voll von Ideen der Art kamen also die Normannen nach Frankreich; aber freilich mußte die baldige Veränderung ihrer Sprache und Religion hierin vieles ändern. Ihre historischen Denkmäler, die Gesänge ihrer Dichter von den Thaten ihrer Vorfahren, ohne Zweifel mit ihrer heidnischen Mythologie durchwebt, konnten sich unmöglich mit der christlichen Religion vertragen; und hätten sie es auch gekonnt, so gingen sie von selbst mit der alten Sprache unter; kein Wunder daher, wenn sich diese verloren, und

wenn ihre frommen Geschichtschreiber derselben keine Erwähnung thun!

Aber wohl müßte es ein Wunder gewesen seyn, wenn mit jenen Veränderungen auch die Grundzüge ihres Charakters, jener Hang zum Abenteuerlichen und jener Geschmack am Außerordentlichen so wären weggewischt worden, daß sie keine Spur nachgelassen hätten. Veränderung der Religion, die bei ihnen, so wie bei allen Halbbarbaren, nur in Gebräuchen, nicht in Meinungen bestand, war im Grunde anfänglich wenig mehr als bloße Vertauschung von Ceremonieen; und würde an sich selbst vielleicht ohne alle weitere Folgen gewesen seyn, wenn nicht die Geistlichen dafür gesorgt hätten, daß der, auf so fetten Boden ausgestreute Saame, für sie reiche Früchte getragen hätte. Auch konnte es ihnen nicht schwer werden, ihren Proselyten ihr Glaubens-System beizubringen, da diese kein anderes deßhalb aufzugeben brauchten; zu geschweigen, daß die neue Religion vielleicht bequemer, als die alte, und mit kriegerischem Muth gar wohl zu vereinigen war; und daß ihnen — jetzt an das mildere Klima von Frankreich gewöhnt — der künftige Aufenthalt im Paradiese reizender scheinen mochte, als die Biergelage in Valhalla, an der Seite Odin's, und in der Gesellschaft der Asen. Aber kaum war Rollo dem Bade der Taufe entstiegen, so hingen sich Pfaffen und Mönche auch schon wie Kletten an ihn; und weder er noch seine Nachfolger haben sie je von sich losmachen können oder wollen.

So ward ihrem Charakter ein zweiter Hauptzug eingedrückt; eine, — nach den Begriffen jener Zeiten, — musterhafte Frömmigkeit; die, von dem Geiste des Ritterwesens genährt, bald nachher in eine Art religiöser Schwärmerei ausartete, wie sie jeden Ritter belebte.

Wenn es also gleich die Veränderung ihrer Religion und Sprache mit sich brachte, daß die alten Nationalgesänge, die unter ihnen waren, und mit ihnen das Andenken der Thaten ihrer Vorfahren erlosch; so blieb darum doch nicht allein jener Hang zum Abenteuerlichen und Wunderbaren, sondern mehrere zusammen treffende Ursachen vergrößerten ihn noch, und gaben zugleich die Veranlassung zu neuen Gedichten in ihrer veränderten Sprache. — Aus einem Räubervolke waren sie jetzt ein eroberndes Volk geworden; es kam jetzt der Zeitpunkt ihrer großen Nationalunternehmungen, und diese gaben bei ihnen, so wie bei den mehrsten andern Nationen, den Stoff zu ihren Nationalgedichten — aber nicht mehr in Normannischer, sondern in Französischer Sprache — her. Die Eroberung von England und die nähere Bekanntschaft mit diesem Lande, so wie der Antheil, den sie an den Kreuzzügen nahmen, waren, nach der Eroberung ihrer Französischen Provinzen, die vornehmsten derselben; denn ihre Unternehmungen im südlichen Italien interessiren uns hier weniger. England besonders war, als die Normannen es eroberten, mit einer Menge

von Sagen über die älteste Geschichte dieses Landes angefüllt; und manche der alten Englischen Barden hatten sich noch, wenn sie gleich aus den südlichen Provinzen durch Angelsachsen und Dänen verdrängt waren, in den entlegenern Provinzen, wie in Schottland und Wales, erhalten, mit denen die Normannen gar bald in Verbindung kamen. Es war nicht zu verwundern, daß sie, selbst ans Wunderbare gewöhnt, von diesen gleichfalls ins Wunderbare getriebenen Sagen manches annahmen und weiter ausschmückten, wie die, so berühmten Erzählungen vom König Artus und den Rittern von der Tafelrunde lehren: — um so weniger zu verwundern, da die Englische Sagen- und Fabelgeschichte mit der ihrigen in so mannigfaltiger Verbindung stand.

Wie viel auf der andern Seite die Kreuzzüge dazu beitragen mußten, den romantischen Geist dieses Volks noch mehr zu beleben, und wie viele Nahrung sie der Imagination und dem Dichtergeiste darbieten mußten, — dies brauche ich nicht zu erklären. In der That, so weit als bis jetzt die Untersuchungen der Französischen Kritiker haben dringen können, ist ein Gedicht über die Eroberung der Stadt Jerusalem, etwa ums Jahr 1130 geschrieben, das erste historische Gedicht, und überhaupt das erste größere Produkt, das außer Volksliedern die Französische Litteratur aufzuweisen gehabt hat *).

*) Msr. *de la Ravalière* Discours sur les revolutions de

Der Verfasser desselben war ein Ritter von Bechada; zwar kein geborner Normann, aber aus einem benachbarten Orte, aus Tours in Orleans. Er schrieb also in der Sprache d'oui; war ohnehin in der Normandie erzogen, und schrieb sein Gedicht sogar unter der Aufsicht eines Normannen. Zwar bleibt es ungewiß, ob dieß gerade das erste Gedicht dieser Art war; daß es aber eines der ersten war, lehrt folgende Stelle aus der Chronik des Gottfried von Vigeois *), wodurch uns eigentlich die Nachricht von jenem Gedichte erhalten ist, denn das Werk selbst hat sich verloren: "Der Ritter „Gregorius Bechada, aus dem Schlosse Tours, heißt „es, ein nicht ungelehrter Mann, schrieb recht gut „die Geschichte dieses Kriegs, in einem Gedichte, „in seiner Muttersprache; damit auch das Volk die „Begebenheiten desselben erführe. Er arbeitete daran „zwölf Jahre, und da er fürchtete, daß sein Buch „wegen der Volkssprache möchte verachtet werden, „so wagte er sich nicht an dieses Unternehmen, als „nur nach erhaltenem Auftrage von dem Bischof Eu„storgius, und mit dem Rath und der Unterstützung „des Normannen Gaubertus."

Mit Gewißheit also kann man hieraus den Schluß ziehen, daß vor dem Anfange des zwölften

la langue françoise. In den Poesies du Roi de Navarre Vol. I. p. 143.

*) *Labbé* Bibl. Nov. T. II. p. 296.

Jahrhunderts die Französische Sprache nicht zu größern Gedichten gebraucht ward; denn warum hätte Bechada sonst gefürchtet, daß sein Gedicht der Volkssprache wegen möchte verachtet werden? Hätte er dreißig Jahre später geschrieben, so hätte er dieses nicht mehr zu fürchten brauchen, denn um das Jahr 1160 erschienen mehrere der berühmtesten Rittergedichte, die Histoire des Bretons von *Maistre Eustache* (oder wie das Werk auch nach dem Haupthelden heißt, le Brut d'Angleterre), der Rou oder Raoul von *Gasse*, und der Roman vom Löwenritter *). Der erste und letzte sind aus dem Jahr 1155, wie die Schlußverse zeigen; der mittlere aus dem Jahr 1160. Sie sind alle in gereimten Versen geschrieben. Der erste, le Brut d'Angleterre, beweist den oben angeführten Satz, daß die altbrittischen Sagen von den Normännischen Dichtern sind genützt worden. Der Dichter erzählt die Geschichte der Britten, und fängt von ihrem ersten Ursprunge an, den er von den Trojanern ableitet; denn eine Kolonie von ihnen unter Brutus, dem Enkel des

*) Die Nachrichten von diesen ungedruckten Romanen und Proben daraus finden sich: bei *Massieu* in seiner Histoire de la poësie française, bei *Claude Fauchet* Essay sur l'origine de la langue françoise, bei *Pasquier* Recherches de la France L. VII. VIII. bei Msr. *de la Ravalière* in den Abhandlungen vor den Poesies du Roi de Navarre, Vol. I. und in verschiedenen Aufsätzen in den Mémoires de l'Ac. d. Inscript. zerstreut.

Aeneas, soll Britannien eingenommen haben; König Artus (von dem, wie der Dichter sagt, die Conteurs und Fableurs der Britten schon so viel gesungen hätten, daß man nicht mehr wisse, was wahr sey), spielt eine große Rolle darin, und die Geschichte geht herunter bis auf den Tod von Calevastre Fürsten von Wales im Jahr 700.

Der Rou oder Raoul enthielt hingegen die Geschichte der Normannen selbst seit ihrer Niederlassung in der Normandie unter ihrem Anführer Hasting, und ihrem ersten Herzoge Rou oder Rollo, und geht herunter bis auf Wilhelm II., König von England, und die 1099 erfolgte Einnahme von Jerusalem *).

So entstand also unter diesem Volke eine Gattung Dichter, die den cyklischen Dichtern der Griechen völlig ähnlich waren. So wie jene einst die Einnahme von Troja, und den Raub der schönen Helena sangen; so sangen diese die Eroberung Jerusalems oder Englands, und die Wiederfindung des heiligen Graals **). Wenn gleich ihre vorigen Stammsagen mit ihrer alten Sprache und Religion erloschen, so dauerte doch der Geschmack daran fort, und

*) Poesies du Roi de Navarre Vol. I. l. c.

**) Der Graal heißt bei den Dichtern der Ritterzeiten das heil. Gefäß, dessen sich Christus bei der Einsetzung des Abendmahls bediente. Dieses Heiligthum den Händen der Ungläubigen zu entreißen, war das Hauptaugenmerk der Ritter der Tafelrunde. S. oben S. 342.

genährt durch Ursachen, die wir so eben auseinander gesetzt haben, änderten sie blos die Gegenstände, nicht die Art ihrer Gedichte. Die rohen Heldencharaktere wurden nur mit Rittercharakteren vertauscht, die aus schwärmerischer Liebe, schwärmerischer Frömmigkeit, und schwärmerischem Heldenmuth zusammen gesetzt waren; und wenn Schwärmerei die Mutter des Abenteuerlichen ist, wie konnte es anders seyn, als daß dieser Charakter sich auch den Werken dieses Volks eindrückte?

In der Normandie also und in England, wo Normännisch-Französische Sprache seit der Eroberung Wilhelm's herrschende Sprache ward, war es, wo die historisch-romantische Dichtkunst auflebte, und an den Höfen der ersten Könige von England nach Wilhelm dem Eroberer, und der Herzöge der Normandie, ihre erste Aufnahme fand. Erst von dort verbreitete sie sich über das übrige Frankreich, und fand Beifall an dem Französischen Hofe. Die Regierung von Philipp August 1180-1223 scheint der Zeitraum gewesen zu seyn, wo sie die größten Fortschritte machte; wozu die Kriege dieses Königs mit den Normannen, und seine Einnahme der Normandie vieles beitragen mochten. Unter seiner Regierung erschien besonders ein Roman Alexander, von einem Verfasser gleiches Namens, der aus einer besondern Ursache großen Beifall an dem Französischen Hofe fand. Der ganze Roman nämlich war eine Allegorie, in der die Thaten Königs Philipp August unter der Erzählung der Thaten Alexander des Großen verborgen lagen. So früh

also schlich sich schon in die Französische Litteratur jener Hang zur Allegorie ein, der sich in den nächstfolgenden beiden Jahrhunderten über das ganze westliche Europa verbreitete, und wovon die Ursachen noch lange nicht genug entwickelt sind.

IV.

Ueber
die
Colonisation von Aegypten
und ihre Folgen
für das
Europäische Staatensystem.

Geschrieben im Jahr 1803.

Die Colonieen der Europäischen Mächte sind allmählig entstanden, ohne daß man einen festen Plan bei ihrer Anlage befolgt hätte. Die Geschichte derselben an und für sich betrachtet, bietet meistens nur ein trauriges Schauspiel dar; denn wo waren Habsucht, Ungerechtigkeit und Tyrannei mehr zu Hause, als in ihnen? Aber dennoch liegen die großen Resultate des Ganzen jetzt schon so klar vor Augen, daß man nicht mehr zweifeln kann, daß das Gute die Uebel weit überwiege. Sie wurden für Europa, durch die, alle Erwartung übertreffende, merkantilische Wichtigkeit, die sie erhielten, die Quelle des Reichthums und der Wohlhabenheit, und wirkten dadurch auf den ganzen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft höchst wohlthätig zurück; sie erweiterten das Gebiet der wissenschaftlichen Kenntnisse, und gerade der nützlichsten, auf mannigfaltige Weise; denn wie hätten Erdkunde, Völkerkunde, und alle Zweige der Naturkunde die Fortschritte machen können, die sie gemacht haben; wie hätte besonders die Schiffkunst sich ohne sie auf den jetzigen Grad ihrer Vollkommenheit erheben können? Allein dieser mannigfaltige große Gewinn darf uns deßhalb nicht blind für die Uebel machen, die

durch sie veranlaßt worden sind; und fortdauernd veranlaßt werden. Ich will hier nicht von dem Sclavenhandel sprechen, der jedem meiner Leser zunächst einfällt; ich will hier nur einen Blick auf diejenigen Folgen werfen, welche sie für die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten unter einander hatten.

Die Colonieen waren es vorzugsweise, welche die ganze Handelspolitik der Europäischen Mächte, wenigstens der Seemächte, bestimmten. Wie wenig oder wie viel auch der Mutterstaat bei der Anlage der Colonieen that, so ward es doch und blieb es Grundsatz, sie als sein Eigenthum, als eine Art von Domänen zu betrachten, von denen man Nutzen ziehen wollte. Da dieser Nutzen in denjenigen, wo sich keine reiche Bergwerke fanden, nicht in dem unmittelbaren Gewinn an Gelde und edlen Metallen, sondern nur zunächst in dem wechselseitigen Handel bestehen konnte; so war die ärgste und oft die widersinnigste Beschränkung des Handels die Folge davon; ja wäre es nur möglich gewesen, man hätte sich auch die ausschließende Schifffahrt auf allen den Meeren vorbehalten (wie die Spanier zu ihrem Schaden davon die Probe machten), wo Colonieen und Colonialländer sich fanden. Es würde eine eigene Untersuchung erfordern, wie diese Handelstyrannei auf die Colonieen zurückwirkte. Jeder sieht leicht ein, daß das Aufblühen jener Niederlassungen dadurch zurückgehalten werden mußte; da es in jedem Falle nur ein untergeordneter Zweck war; ja in mehrern Fällen es recht eigentlich Absicht des Mutterlandes war, dieses Aufblühen zu verhindern.

Allein

Allein eine fortgesetzte Untersuchung dieses Gegenstandes würde wahrscheinlich noch zu andern, höchst wichtigen, Resultaten führen; indem sie zeigen würde, daß die meisten, mit dem Colonialwesen verbundenen Uebel, gar nicht aus ihm selbst, sondern nur aus diesem Handelszwange hervorgehen. Man begreift es wohl, daß in Colonieen, die unter dem Handelszwange stehen, die Sklaverei schwerlich abgeschafft werden kann, wenn die Colonie nicht aufhören soll; allein vielleicht wird das freigewordene Louisiana in wenigen Decennien den Beweis geben, daß da, wo freier Absatz der Produkte ist, auch Zucker-, Kaffee- und Baumwolle-Pflanzungen eben so gut und eben so vortheilhaft von freien Händen, als von Sklavenhänden angelegt und besorgt werden können.

Jene Behauptung des Handelsmonopols mit den Colonieen führte aber auch sehr natürlich zu Mißtrauen und Rivalität zwischen den Mutterstaaten; und die Geschichte des verflossenen Jahrhunderts ist nur zu reich an Beweisen, wie diese Rivalität auf die allgemeine Politik zurückwirkte, indem sie die gespannten Verhältnisse zwischen den Staaten erzeugte, welche die beständige Quelle von Streitigkeiten und Händeln, und dadurch von Kriegen, wurden. Je strenger man das Handelsmonopol behauptete, desto größer mußte die Einladung zum Schleichhandel seyn, weil der Gewinn, der bei diesem zu machen war, in gleichem Verhältnisse wuchs. Allein je mehr seit Hollands Aufblühen die Staaten des westlichen Europas ihre Macht auf den Handel gründeten, der, insofern

er großer Welthandel war, auf dem Besitz ihrer Colonieen ruhte, desto größer wurde auch das Bestreben, ihre Colonieen und den Absatz ihrer Produkte zu erweitern. Das merkantilische und politische Interesse wurden immer tiefer in einander verflochten.

Zu diesem Allen aber trug noch ganz besonders die geographische Lage der Colonieen bei. Eine Reihe von meist zufälligen Umständen hatte es bewirkt, daß die allgemeine Aufmerksamkeit hier vorzugsweise auf einige Inselgruppen gefallen war, unter denen die Molucken und Antillen zuerst genannt werden müssen. Jene, die Gewürzinseln, wurden von ihren jedesmaligen Besitzern gleich den Gärten der Hesperiden von den Drachen gehütet, damit jene Produkte nicht etwa anderswohin verpflanzt würden (was auf die Dauer doch nicht hat verhindert werden können); diese, die mit fast gar keinen eigenthümlichen Produkten versehen waren, wurden gleichsam die Treibhäuser, in welchen nicht blos die Gewächse aus Afrika und Asien, der Zucker und Kaffee, sondern auch selbst die Arbeiter aus fremden Welttheilen hin verpflanzt wurden, um sie ziehen zu können. Auch hier hätten die Spanier, die ersten Eroberer, gern, so wie über ganz Amerika, ihr ausschließendes Eigenthumsrecht behauptet, wenn sie es gekonnt hätten; aber nach und nach siedelten sich auch andere Europäische Völkerschaften hier an; so wie dieses auch auf den Küsten des festen Landes von Ostindien geschah. Die geographische Verflechtung der Europäischen Colonieen, die dadurch entstand, ward aber eines der größ-

ten Uebel, welche das Europäische Staatensystem drückten. Es ist eine Erfahrung, die schon die alte Geschichte bestätigt, daß Colonieenstiftende Völker sich nie als Nachbaren vertragen. Wie viel mehr mußte dieß in den neuern Zeiten der Fall seyn, wo die in gleichem Maaße größere Eifersucht, als man überhaupt ein größeres Gewicht auf den Handel legte, auch eine viel stärkere Reibung des Interesse erregen mußte! Wie sehr dieß geschah, liegt zu klar vor Augen, als daß wir uns länger dabei aufzuhalten brauchten. Alle Friedensschlüsse zwischen den Handelsstaaten waren daher, und konnten auch fast nichts anders, als Waffenstillstände seyn; und wenn nicht ein anderes Uebel eintrat, wenn nicht eine einzige Macht die Beherrscherin aller Colonieen ward, oder wenigstens so vieler, daß die noch übrigen nicht mehr die Eifersucht erregten, so sah man kaum eine Möglichkeit, wie eine bessere Aussicht entstehen konnte.

Die Freiwerdung der Colonieen durch ihre eigene Kraft schien dazu allerdings einen Weg zu bahnen, wovon die Nordamerikanischen Provinzen ein Beispiel gaben. Allein es schien nicht zu erwarten, daß dieses Beispiel von den andern leicht nachgeahmt werden könne. Jene waren Ackerbau-Colonieen, wo aus den Ansiedlern eine wahre einheimische Nation sich bildete, welches in den Ostindischen und Westindischen Besitzungen gar nicht, in den Spanischen und Portugiesischen Ländern, auf dem Continent von Amerika, bisher aber viel weniger der Fall war. Es mußten erst Begebenheiten eintreten,

welche außer aller Berechnung der Wahrscheinlichkeit lagen, bis die zuletzt erwähnten Länder ihre Fesseln zerbrachen; und sogar in den Antillen eine Negerrepublik entstand.

Der andere Weg schien der zu seyn, wenn irgend ein mächtiges Volk seinen Blick auf einen Landstrich würfe, der nach seinem Clima nicht weniger als die alten Colonieen zu Anpflanzungen derselbigen Produkte geschickt, und doch durch seine Lage von ihnen entfernt wäre. Ohne deshalb die alten Besitzungen aufzugeben oder zu vernachlässigen, würde doch dadurch die Aufmerksamkeit getheilt, und die Reibung des wechselseitigen Interesse geringer werden. Die sonderbare Einrichtung des Europäischen Colonialwesens, indem man zu jenen Anpflanzungen Inseln auf der andern Hemisphäre wählte, statt daß man viel näher eben so schickliche Länder dazu hätte haben können, macht eine solche Veränderung, wenn auch nicht sogleich wahrscheinlich, doch ausführbar. Die Küsten von Afrika, wo der Zucker, die Baumwolle, vielleicht auch der Kaffee, wild wachsen; wo die Menschenrasse zu Hause ist, durch welche der Anbau jener Produkte in Westindien getrieben wird, und wo, wenn es dazu der Sklaven bedürfen sollte, der Handel mit diesen schon seit Jahrtausenden in vollem Gange ist, schien sich allenthalben von selber dazu anzubieten.

Es war unserm Zeitalter aufbehalten, dem Zeitalter, wo Weisheit und Thorheit, wo Größe und Erniedrigung wie in keinem andern gepaart erschienen,

auch diese Idee auszuführen. Die Colonisation von Aegypten durch ein cultivirtes Europäisches Volk, hätte, wenn sie gelungen wäre, schon in dieser Rücksicht, auch unabhängig von allem Uebrigen, höchst wohlthätige Folgen haben können. Sie sollte indeß nicht gelingen; allein wer weiß nicht aus der Geschichte, daß eine große politische Idee, Einmal auf eine solche Weise aufgeregt, nicht wieder erstirbt; und daß es nur veränderter politischer Verhältnisse bedarf, um ihre Ausführung aufs neue zu versuchen? Ob dies geschehen werde, bleibt hier gänzlich dahin gestellt; aber wohl dürfen wir die beiden Fragen im Allgemeinen behandeln: welche Folgen die Colonisation von Aegypten für das Colonialwesen der Europäer überhaupt haben; und ferner: welcher Staat bey dieser Colonisation, oder selbst bei dem Besitz von Aegypten, am meisten interessirt seyn würde? Darauf wird sich also nur die folgende Untersuchung beschränken, ohne weitere Rücksicht auf spezielle politische Verhältnisse, wie sie etwa die Gegenwart darbieten möchte.

Inwiefern ist nun Aegypten durch seine Lage und sein Clima zu einer Europäischen Colonie geschickt? Es bedarf hier zuerst der genauern Bestimmung, von welcher Art die Colonie seyn soll. Der fruchtbare Theil Aegyptens war von jeher ein reiches Getreideland; es versorgte in seinen glücklichen Zeiten mit diesem ersten Lebensbedürfniß mehrere der benachbarten Länder. Ja! insofern von dem Flor Aegyp-

tens selber die Rede seyn soll, würde dieses Land, sich selbst überlassen, schwerlich eine andere Cultur als die des Getreides wählen, da es für dieses in seiner Nähe den sichersten Markt immer finden wird. Die meisten benachbarten Länder, namentlich fast ganz Arabien, sind zum Ackerbau wenig oder gar nicht geschickt; und selbst die in den blühendsten Zeiten Aegyptens eröffnete Wassercommunication mit dem Arabischen Meerbusen, durch einen Canal der aus dem östlichen Arme des Nils dahin geleitet wurde, scheint die leichte Ausfuhr des Getreides nach jenen Ländern zur Hauptabsicht gehabt zu haben. Daß aber unter der Römischen Herrschaft Aegypten eine der ersten Kornkammern der Hauptstadt dieses Reichs war, ist allgemein bekannt.

Allein von einer Colonie als einem Kornlande darf hier zunächst nicht die Rede seyn; wenigstens würde eine solche ohne Rückwirkung auf diejenigen Colonieen bleiben, die vorzugsweise diesen Namen gegenwärtig führen, und deren Zweck nicht der Kornbau, sondern der Anbau der Produkte der tropischen Länder, der Zuckerpflanze, des Kaffeebaums, der Baumwolle und einiger andern ist. Nur als Colonie dieser Art würde Aegypten auf den Handel und die Politik Europas so zurückwirken können, als hier vorausgesetzt wird.

Um überhaupt beurtheilen zu können, inwiefern Aegypten zu einer solchen Colonie tauglich sey, ist eine genauere Kenntniß des Climas und der Beschaf-

fenheit des Bodens nothwendig. Von dieser werden wir daher ausgehen müssen.

Aegypten liegt zwischen $23\frac{1}{2}$ und 31° N. B. und gehört also seiner Lage nach noch ganz dem nördlichen gemäßigten Clima an. Aber es liegt dennoch sehr in der Nähe des nördlichen Wendezirkels, und wird im Süden beinahe durch denselben begrenzt. Es ist also allerdings, besonders Oberägypten, ein sehr heisses, und größtentheils zugleich ein sehr trockenes Land. Denn die gewöhnliche Sage, daß es in Aegypten nicht regne, beschränkt sich nur auf die obern Theile des Landes, darf aber keineswegs auf die niedern Gegenden ausgedehnt werden. Aegypten unterscheidet sich also darin sehr wesentlich von den Ländern, die zwischen den Wendezirkeln liegen, daß es hier nicht, so wie dort, einen Wechsel der Regenzeit und der trockenen Jahrszeit giebt. Die Bewässerung und die Fruchtbarkeit hängt hier vielmehr, wie allgemein bekannt ist, von den jährlichen periodischen Ueberschwemmungen des Nils ab, welche im Junius ihren Anfang nehmen, und bis gegen das Ende des Octobers dauern *). Um die Zeit, wenn jene Ueberschwemmungen anfangen, ist in Aegypten die Korn-Erndte schon beendigt, welche in den April und in den Mai

*) Im Juni fängt der Fluß an zu wachsen; im August und September hat er die benachbarten Ebenen überschwemmt; und fängt dann wieder an zu fallen, bis er im October und November ganz in sein Bette zurückkehrt.

fällt. Denn wenn gleich unsere Sommermonate auch dort die heißesten Monate sind, so sind sie doch darum nicht so wie bei uns die Monate des Wachsthums und der Vegetation. Diese fällt vielmehr in unsere Winter- und Frühlingsmonate, wo dort, wo Frost und Kälte unbekannt sind, unter dem Einfluß eines gemäßigten Himmels die vom Strome gedüngte Erde eine üppige Fruchtbarkeit zeigt. Im Januar prangen die Ebenen Aegyptens in ihrer höchsten Schönheit, während dagegen in den Sommermonaten die Glut der Sonne den Boden aufreißt, und die Gewächse vertrocknen. In Ansehung des Grades der Hitze kommt daher Aegypten, besonders der obere Theil desselben, mit den tropischen Ländern vollkommen überein; es hat aber für die Gesundheit der Menschen unendliche Vortheile vor ihnen dadurch voraus, daß man die feuchte Hitze hier nicht kennt, die in Westindien und Batavia den größten Theil der Europäer in kurzer Zeit wegrafft, welche sich noch nicht akklimatisirt haben. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Aegypten ein sehr gesundes Land ist; und außer den häufigen Augenkrankheiten fast gar keine eigenthümliche Krankheit hat; da selbst die Pest hier nur entsteht, wenn sie von außen her eingeführt wird.

Aber eine andere wichtige Untersuchung bleibt übrig, wenn man die Fähigkeit Aegyptens zu einem Coloniallande beurtheilen will, nämlich die Beschaffenheit des Bodens. Nur ein sehr mäßiger Theil Aegyptens ist fruchtbares Land, und auch die-

fer ist wiederum von doppelter Art. Da die Fruchtbarkeit hier von der Bewässerung des Nils abhängt, so beschränkt sich das fruchtbare Land von Aegypten auch nur auf diejenigen Theile, welche dieselbe genießen, das heißt auf das Nilthal, und das sogenannte Delta. Der Nil läuft nämlich von seinem Eintritte in Aegypten bis nach Cairo hin in einem schmalen Thale, das auf jeder Seite von einer Bergkette eingeschlossen wird, von denen die an der Ostseite das ganze übrige Land bis zum Arabischen Meerbusen hin ausfüllt; die an der Westseite aber die große Sandwüste von Afrika begrenzt. Dieses Thal, reichlich hundert Deutsche Meilen lang, ist dennoch sehr schmal, so daß man auf dem Strom stets die beiden Ketten in den Augen behält. Es ist nirgends über drei Meilen breit, und oft verengt es sich bis zu einer halben Meile; jenseit der Grenzen desselben hört aber alle Cultur des Bodens gänzlich auf. Unterhalb Cairo aber ändert sich dieser Anblick; die östliche Bergkette endigt völlig; die westliche zieht sich tiefer nach Afrika hinein; und der untere Theil des Landes bildet daher eine unabsehbare Ebene, welche der nun sich theilende Strom mit mehreren Armen durchfließt. Das zwischen den beiden Hauptarmen, dem von Rosette und Damiette, eingeschlossene Land ist unter dem Namen des Delta noch jetzt, so wie im Alterthume, bekannt, und erhielt diese Benennung von der dreieckten Gestalt, die ihm eigen ist. Dieses Delta, gegen zwanzig Deutsche Meilen lang, und am Meere in seiner größten Breite

(die nachher immer abnimmt), etwa funfzehn Meilen breit, macht, da es die Bewässerung des Flusses genießt, den zweiten fruchtbaren Haupttheil des Landes aus; zu beiden Seiten ist es aber von Sandwüsten eingeschlossen.

Wenn von der Colonisation Aegyptens die Rede ist, so können also dabei allein diese Theile, das Nilthal und das Delta, in Betrachtung kommen. Allein auch von diesen müssen noch wieder beträchtliche Striche abgerechnet werden. Sowohl in dem einen als dem andern giebt es dergleichen, die von dem Sande der Wüste bedeckt sind; ja an dem Fuße der westlichen Bergkette läuft ein solcher, der Cultur unfähiger, Strich, meist in der Breite einer halben bis einer ganzen Meile her. Es ist also daraus klar, daß das fruchtbare Land gar sehr beengt wird. Freilich aber ist es noch immer mehr als hinreichend, um Aegypten zu einem der größten Colonialländer zu machen. Der Flächeninhalt des Delta allein kommt ungefähr dem des alten Französischen Antheils der Insel St. Domingo gleich; und der Staat, der dieses besäße, könnte sich für mehr als hinreichend belohnt halten, wenn er auch nur hier eine ähnliche Schöpfung hervorrufen könnte!

Allein auch bei dem fruchtbaren Lande muß man wiederum zwei Arten unterscheiden, die in Rücksicht der Produkte, die sie erzeugen können, wesentlich verschieden sind. Diese Verschiedenheit liegt zwar nicht in der Beschaffenheit des Bodens, der allenthalben ein fetter Kleiboden ist; aber in der Art wie

er bewässert wird, und bewässert werden kann. Es ist nämlich eine falsche Vorstellung, daß bei dem Austreten des Nils das ganze Thal, in dem er fließt, oder auch nur alle Theile, die zunächst an seinen Ufern liegen, überschwemmt werden. Vielmehr hat durch die Alluvionen des Flusses ein großer Theil des Bodens sich so erhöht, daß er diesen Ueberschwemmungen nicht mehr ausgesetzt ist: oder doch nur in einem geringen Grade. Ja es ist eine Bemerkung der Franzosen *), daß der Boden des Nilthals sich nicht von dem Flusse nach der Bergkette hin allmählig erhebt, sondern vielmehr senkt; so daß bei dem Austreten die entfernteren Gegenden früher und höher überschwemmt werden, als ein großer Theil von denen, die zunächst am Flusse liegen. Ueberhaupt entsteht aber dadurch nun jene doppelte Art des Landes; der tiefere Theil, der regelmäßig den Ueberschwemmungen des Stroms ausgesetzt ist; und der höher liegende, der entweder gar nicht, oder nur bei sehr hohem Wasser dieser genießt; wo aber die Kunst der Natur zu Hülfe kommt. Durch geleitete Canäle nämlich, die sich in viele kleine Ströme theilen; durch angelegte Dämme, durch welche man das Wasser anfangs aufhält, und dann, indem man sie durchsticht, es in die Canäle leitet; endlich, durch eine zahllose Menge sehr einfacher Maschinen wird die Bewässerung auch über diese Theile verbreitet. Es unterscheidet sich also dieser Theil des Bodens

*) Memoires sur l'Egypte. T. IV. p. 9 sq.

von dem erstern darin, daß es hier in der Hand des Besitzers steht, wie stark die Bewässerung werden soll; in jenem aber der Natur überlassen bleiben muß. Allerdings sieht man leicht ein, daß bei einer bessern Cultivation die Kunst hier noch sehr vieles würde ausrichten können, da die Bezwingung und Beherrschung des Stroms für sie nothwendig die wichtigste Aufgabe werden müßte; allein wie groß auch ihre Fortschritte wären, so würde doch im Ganzen genommen jene doppelte Art des Bodens unterschieden werden müssen. In welchem Verhältniß gegenwärtig beide Arten gegen einander stehen, wäre für den gegenwärtigen Zweck allerdings eine sehr wissenswerthe Sache; ich habe aber nirgends darüber eine Angabe gefunden; und man begreift auch leicht, daß nur eine genaue Kenntniß und Erforschung des ganzen Landes darüber sichere Aufschlüsse würden geben können.

Aus dieser Verschiedenheit des Bodens ergiebt sich nun für die Cultur desselben eins der wichtigsten Resultate auf den ersten Anblick von selbst. Auf dem der regelmäßigen Ueberschwemmung ausgesetzten Boden können nur allein diejenigen Gewächse gedeihen, die in dem etwa achtmonatlichen Zeitraum, der zwischen den Ueberschwemmungen des einen und des nächsten Jahrs statt findet, zur Erndte reifen können; alle andere hingegen, die einen längern Zeitraum brauchen, werden nur in den Gegenden cultivirt werden können, wo das Maaß und die Zeit der Bewässerung in den Händen der Anbauer stehen. Zu der ersten Art gehören nun vorzüglich die meisten

Getreidearten, welche in Aegypten gebaut werden, der Waizen, die Gerste, der Reis, ferner der Flachs, so wie die mancherlei Hülsenfrüchte. Das Getreide braucht zum Aufkeimen, Wachsen und Reifen, kaum eines fünfmonatlichen Zeitraums; und wenn im Dezember die Saat der Erde anvertraut ist, so bringt der April oder Mai gewöhnlich die Erndte. Der Reis kann nach dem Maaße der Bewässerung, das er erfordert, nur mit Erfolg in Unterägypten, in der Ebene des Delta gebaut werden, die dem Meer am nächsten liegen; wo die Ueberschwemmungen des Flusses so mäßig sind, daß nur kein Fuß vom Wasser bedeckt wird *).

Diejenigen Produkte hingegen, welche wir vorzugsweise Colonialprodukte nennen, gehören fast alle zu der zweiten Gattung; und es ergiebt sich also von selbst, daß in Aegypten nur der Theil des Bodens, wo die Bewässerung von den Besitzern abhängt, als eigentliches Colonialland betrachtet werden kann. Zu diesen gehören vor allen der Zucker, der Kaffee, die Baumwolle, der Indigo, und einige weniger erhebliche.

Ohne Zweifel würde unter diesen Produkten der Zucker den ersten Platz einnehmen. Das Zuckerrohr ist hier einheimisch; und nur an der elenden Administration und dem Druck des Despotismus lag die Schuld, daß es so wenig gebauet ward. Es wird gegenwärtig vorzüglich gebaut in Oberägypten,

*) Mémoires sur l'Egypte T. IV. p. 65.

besonders in den Distrikten von Girge, Achmin und Siout. Nachdem der Boden sorgfältig bearbeitet ist, werden parallele Furchen in demselben gezogen, in welche die frisch abgeschnittenen Rohrstämme gepflanzt werden. Dieß geschieht gegen die Mitte des Aprils. Dann fängt die Arbeit der Bewässerung an, welche bis zu dem Augenblick der Erndte fortgesetzt werden muß. In Aegypten wird jetzt ein großer Theil des Zuckerrohrs gar nicht zur Fabrikation gebraucht, sondern blos zum Aussaugen des Safts roh auf die Märkte gebracht *). Das Rohr, das nur hierzu bestimmt ist, kann schon im Oktober geschnitten werden. Allein das, was in die Fabrikation gezogen wird, erst im Januar und Anfang Februars. Die abgeschnittenen Stöcke, welche man stehen läßt, treiben neue Sprößlinge, die man gebraucht, um die Pflanzung des dritten Jahrs zu erneuern. Denn dieselben Pflanzen stehen gewöhnlich nur zwei Jahre. In dem zweiten ist die Erndte noch ergiebiger als in dem ersten; aber in dem dritten fangen sie schon an abzusterben, und müssen also erneuert werden **). Das Zuckerrohr braucht also in Aegypten nur neun bis zehn Monate zu seinem Wachsthum, um geschnitten werden zu können; es wächst hier schneller wie in Westindien, wo es zwölf bis vierzehn Mo-

*) Unter der Regierung des jetzigen Pascha hat nicht nur die Cultur, sondern auch die Fabrikation des Zuckers sehr zugenommen.

**) Mémoires sur l'Egypte IV. p. 57.

nate bedarf *). Es ergiebt sich aber auch aus dieser Angabe, daß nur dasjenige Land, wo die Bewässerung in den Händen des Menschen steht, zu seinem Anbau geschickt ist. Eine Ueberschwemmung des Bodens ersäuft es zwar nicht sogleich; aber doch unfehlbar, sobald sie eine gewisse Höhe übersteigt, nämlich wenn sie das Auge der Pflanze erreicht. Ihr Wachsthum fällt aber nach den obigen Bemerkungen gerade am meisten in die Monate der Ueberschwemmungen; sie kann also nicht wie das Getreide in der Zwischenzeit zwischen der Ueberschwemmung des einen und des andern Jahrs gezogen werden. Die Zuckerpflanze ist übrigens zwar nicht auf die oben angeführten Provinzen beschränkt, sondern über ganz Aegypten verbreitet; aber es findet sich doch schon ein erstaunlicher Unterschied in ihrem Wachsthum. Südlich von Benisuef wird sie bis sechs Fuß hoch (und nur hier gebraucht man sie zur Fabrikation); nördlich von diesem Orte wird sie nicht leicht über drei, und in Niederägypten bei Rosette nur etwa zwei Fuß hoch; und dient nur für die frische Consumtion **).

Das zweite Produkt, welches hier in Betrachtung kommt, ist der Kaffee. Der Baum, der diese Bohne trägt, ist in Aegypten nicht einheimisch; er ist es aber in dem benachbarten Arabien. Ob er in Aegypten gedeihen würde, muß allerdings in Zweifel

*) *Olivier* Voyage dans l'empire Ottoman, II. p. 172.

**) Mémoires sur l'Egypte T. IV. p. 58.

gezogen werden. Sollten hier Anpflanzungen angelegt werden, so müßte es auf dem östlichen Gebirgslande, an der Grenze des Nilthals, in Oberägypten geschehen. Allein der gänzliche Mangel an Bächen und Regen möchte dieß schwerlich erlauben. In Arabien wächst der Kaffee in dem südlichsten Theile, in Jemen, oder dem sogenannten glücklichen Arabien. Allein dieses Land, welches zwischen 12 und 15° N. B. liegt, hat jährlich seine Regenzeit, welche Aegypten fehlt. Sollte aber auch dieses letztere Land für die Produktion des Kaffees selber nicht passen, so könnte es doch, wegen der besondern Verhältnisse beider Länder, einer der wichtigsten und vortheilhaftesten Marktplätze für diesen Handel werden, wie ich unten noch weiter zeigen werde.

Das dritte Hauptprodukt ist die Baumwolle. Die Staude, welche sie hervorbringt (gossypium arborescens L.), ist gleichfalls einheimisch in Aegypten. Wenn sie gleich so gut wie das Zuckerrohr in ganz Aegypten wächst, so gilt dieses doch aber auch vorzugsweise von Oberägypten, und besonders von der Provinz von Theben. Sie wird zu zwei verschiedenen Jahrszeiten, entweder im März, oder auch im Juli, gesäet. Der Boden muß vorher sorgfältig bearbeitet werden *). Das Feld wird darauf in Vierecke getheilt, welche nur am Rande bepflanzt werden; indem man das erste Jahr inwendig Gemüse zieht. Das folgende Jahr aber, — indem die Staude sich selber

*) Mémoires sur l'Egypte. III. p. 65 sq.

selber weiter verbreitet, — bleibt das Feld ihr allein; im dritten Jahr erreicht sie ihren vollkommenen Wachsthum; allmählig stirbt sie dann wieder ab; und nach zehn Jahren muß man die Pflanzung erneuern. Ist die Staude im März gepflanzt, so kann man schon im Juli erndten; ist die Pflanzung hingegen im Sommer geschehen, so verzieht es sich damit bis zum nächsten Frühling. Die Erndten dauern drei Monate, indem die am meisten reifen Kapseln täglich von den Weibern und Kindern abgelesen werden; worauf man sie in der Sonne trocknet, und von den Kernen reinigt. Die Staude erfordert auch, blos die vier Wintermonate abgerechnet, eine beständige Bewässerung; würde aber auch gar nicht im Stande seyn, Ueberschwemmungen zu ertragen...

Das vierte wichtige Colonialprodukt Aegyptens endlich ist der Indigo (Indigofera tinctoria L.). Der Anbau dieser kostbaren Färbepflanze kann nur von bemittelten Eigenthümern unternommen werden, wegen der vielen Auslagen, die davon unzertrennlich sind. Der Boden wird auf gleiche Weise wie bei der Baumwolle bereitet. Es werden darauf Löcher, vier Zoll tief, in denselben gemacht, in welche die Kerne der Pflanze gelegt werden. Das Pflanzen geschieht gegen die Mitte des Juni. Gleich nachher fängt die Bewässerung an, und muß ununterbrochen bis zur ersten Schneidung fortgesetzt werden; welche in den Anfang des Septembers fällt. Vierzig Tage nach der ersten Schneidung macht man eine zweite; und nach einem gleichen Zeitraume eine dritte; die zweite wird

für die einträglichste gehalten. Dieselben Pflanzen dauern drei bis vier Jahre; aber der jährliche Ertrag vermindert sich; so daß der vom letzten Jahre gewöhnlich nur ein Viertel von dem des ersten ist. Der Bau des Indigo beschränkt sich gegenwärtig in Aegypten nur auf die Provinzen von Girghe und Theben; beide in Oberägypten *).

Ich begnüge mich von diesen Produkten zu sprechen; mehrere, weniger erhebliche, übergehe ich mit Stillschweigen. Allein schon die angeführten sind mehr als hinreichend, um zu zeigen, daß Aegypten zufolge der Beschaffenheit seines Bodens und Climas zu einem Coloniallande geschickt ist; indem es gleiche Vortheile mit andern darbietet, und doch von ihren Nachtheilen, die aus der Ungesundheit des Climas entspringen, frei ist.

Allein ein zweiter wichtiger Punkt ist der, ob dieses Land die Arbeiter in hinreichender Menge und zu solchen Preisen darbieten würde, daß die Colonisten auch dabei bestehen könnten? Es wäre hier zuerst zu bestimmen, ob die Pflanzungen durch Sclaven würden bearbeitet werden müssen; oder ob es mit gleichen Vortheilen durch freie Hände geschehen könnte? Mit Gewißheit würde diese Frage wohl nur erst durch die Erfahrung beantwortet werden können. Ich will also auch darüber gar nicht entscheiden; sondern den einen und den andern Fall als möglich setzen.

*) Mémoires sur l'Egypte l. c.

Sollte der Anbau durch Sclaven geschehen, so würde es in Aegypten unmöglich daran fehlen können. Die Hauptstädte dieses Landes waren immer die größten Sclavenmärkte von Afrika; und wenn auch ihre Anzahl in den ersten Jahren nicht hinreichte, so brauchte doch nur der Ruf von der größern Nachfrage nach denselben sich durch Afrika zu verbreiten; und man sieht wenigstens keinen vernünftigen Grund ein, weßhalb dieser traurige Handelszweig nicht bald sehr empor kommen müßte. Hat es doch dem Lande in seinen blühendsten Zeiten nie an Sclaven gefehlt! Und wie lebhaft man auch diesen Handel verabscheuen mag, so ist es doch nicht zu leugnen, daß er viel von seiner Härte verlieren würde. Die Unglücklichen blieben in einem Lande, das ihnen weniger fremd ist; und wo die Möglichkeit einer Rückkehr zu den Ihrigen schon ein Labsal seyn würde. Diejenigen Grausamkeiten und Abscheulichkeiten aber, die der Transport über den Ocean erregt, fielen hier gänzlich weg.

Will man aber freie Menschen (und bei den jetzt angenommenen Grundsätzen zur Abschaffung des Sclavenhandels, würde man ihn in Aegypten schwerlich gestatten), so sind wenigstens der müssigen Hände in Aegypten genug, die dazu tauglich wären. Die große Masse der Bewohner ist durch die Erpressungen und die Tyrannei der Türkischen Regierung dahin gebracht, besonders in Ober-Aegypten, in den Hölen und Grabmälern, die einst ihre Vorfahren bereiteten, eine Zuflucht zu suchen; wo ihre Armuth und das

Local sie schützt. Es würde das Werk einer vernünftigen Regierung seyn, die Menschen an Arbeit zu gewöhnen, indem man ihren Verdienst ihnen sicherte, und indem man für ihre Erziehung sorgte. Auch hierüber mehr zu sagen wäre zweckwidrig, da es der Erfahrung überlassen bleiben muß; aber Alles scheint anzudeuten, daß es an Arbeitern nicht fehlen würde, sobald nur ein hinreichendes Capital auf den Anbau verwendet würde.

An diesem Capital könnte es aber wohl nirgends weniger als in Aegypten mangeln. Denn wenn man auch das der Europäischen Colonisten gar nicht in Anschlag bringen wollte, so könnte es wohl in dem Orient selber nicht daran fehlen. Der ganze Orient enthält jetzt auch nicht Ein Land, wo Sicherheit des Eigenthums wäre. Gesetzt, Aegypten böte diese dar, läßt es sich bezweifeln, daß viele der Reichen aus den benachbarten Ländern sich hier niederlassen würden *)? Aus dem Bisherigen zusammengenommen scheinen mir folgende wichtige Resultate für Aegypten als Colonie betrachtet zu folgen:

Erstens: Wenn es nach dem Obigen gar keinem Zweifel unterworfen seyn kann, daß Aegypten ganz vorzüglich zu einem Coloniallande paßt, so würde es doch von den ähnlichen Westindischen Colonieen sich in einem wesentlichen Punkte unterscheiden, nämlich darin, daß es nie bloßes Colonialland

*) Die Wahrheit dieser Bemerkung bestätigt sich schon unter der Regierung des jetzigen Pascha.

werden kann. Ein großer Theil seines fruchtbarsten Bodens, vielleicht mehr als die Hälfte, paßt gar nicht zu den Produkten, die in den Colonieen gezogen werden; aber desto mehr zum Getreidebau und Reisbau. Es ist schon gezeigt, daß alle die, den Ueberschwemmungen völlig ausgesetzten, Länder in diese Klasse gehören. Aegypten würde also auch als Colonie immer zugleich ein Kornland bleiben müssen.

Zweitens: Eben daraus würden aber auch nothwendig mehrere der wichtigsten eigenthümlichen Vortheile entstehen. Es ist in wenig Ländern so leicht und so wohlfeil zu leben als in Aegypten. In einer Colonie aber, die zugleich neben den Waaren des Luxus die ersten Bedürfnisse des Lebens erzeugt, müßte der Unterhalt der Arbeiter auch nothwendig um vieles geringer seyn. Allein dieser Kornreichthum würde bei einer stärkern Cultur Aegypten auch als Colonialland einen ihm eigenthümlichen Vortheil gewähren. Es ist oben bereits bemerkt, daß der Kaffeebaum schwerlich in Aegypten gedeihen möchte; aber dagegen in einem benachbarten Lande, das nur durch einen schmalen Meerbusen von Aegypten getrennt ist, in gleichem Ueberflusse und Vortrefflichkeit sich findet; zugleich aber in einem Lande, das sein Korn schon jetzt von Aegypten ziehen muß; und dieses schon jetzt zum Theil mit seinem Kaffee bezahlt; in Jemen, oder dem sogenannten glücklichen Arabien. Wo hätte also wohl die Natur einem großen Tauschhandel mehr vorgearbeitet; und welche unermeßliche Vortheile müßten nicht beide Länder davon einerndten, sobald er

unter einer weisen Administration ins Große getrieben würde!

Drittens: Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß als Colonie betrachtet, Oberägypten zuerst, wo nicht allein, in Anschlag kommen muß. Der Besitz von ganz Aegypten wäre also die unerlaßliche Bedingung seiner Colonisation für jede Macht, welche dieselbe unternehmen würde. Diejenigen Produkte, welche die Hauptgegenstände derselben werden müßten, gedeihen hier. Die Hitze des Climas ist hier völlig der der tropischen Länder gleich; oder übertrifft sie noch. Außerdem aber ist es vorzugsweise dieser Theil, welcher die Gegenden enthält, wo der Boden die dazu erforderliche Beschaffenheit hat. Je weiter man Oberägypten hinaufsteigt, um desto mehr erhebt er sich über die Wasserfläche des Nils; so daß jenseit Esne fast gar kein Land weiter natürlich überschwemmt wird. Ja überhaupt werden in dem ganzen Striche des Nilthals von Assuan, der Grenzstadt Aegyptens, bis Siout (27° N. B.) nur wenige Ländereien unmittelbar von dem Wasser des Nils bedeckt; sondern durch Canäle, die von demselben abgeleitet sind. In diesen wird das Wasser in einer gewissen Entfernung von dem Einlaß durch Dämme aufgehalten. Das Land zwischen diesen Dämmen und der Wüste bleibt eine Zeitlang unter Wasser. Dann läßt man dieses durch einen niedrigern Canal ablaufen, der es wiederum gegen einen Damm leitet, um das benachbarte Land zu bewässern; und so fort bis zum Ende der Ueberschwemmung. Ober-

ägypten also enthält vorzugsweise das Land der künstlichen Ueberschwemmungen. Dazu kommt, daß hier die Stürme nicht wüthen, welche in Unterägypten den Pflanzungen verderblich werden könnten.

Viertens: Unter den erzeugten Colonialprodukten würde, so weit man jetzt davon urtheilen kann, der Zucker den ersten Platz einnehmen. Inwiefern der Reis, die Baumwolle, der Indigo ihm den Rang würden streitig machen, müßte freilich erst die Erfahrung lehren; der Kaffee würde nur Gegenstand des Handels, nicht der Produktion seyn.

Wenn sich aus diesem allen der Werth Aegyptens als Colonie nach seinen eigenen Produkten einigermaßen berechnen läßt; so giebt es aber noch einen andern Gesichtspunkt, der hier nicht vernachlässigt werden darf. Es ist nicht blos reich an eigenen Produkten, sondern es ist durch seine Lage auch zugleich ein höchst wichtiges Handelsland. Auch von dieser Seite muß es angesehen werden.

Es ist hier nicht der Ort, in die Zeiten des Alterthums zurückzugehen; wir bleiben bei den jetzigen Verhältnissen stehen, und bei den Vortheilen, die Aegypten durch seine Lage hat, und keine Zeit ihm rauben kann. Es ist durch diese erstlich das Hauptland des Handels für ganz Nord-Afrika; weil hier der größte und reichste Markt sich findet *). Seine

*) Wahrscheinlich könnte Aegypten es auch für Südafrika werden, wenn hier durch die Verpflanzung des Kameels dahin der Caravanenhandel im Großen möglich gemacht

Hauptstädte waren stets die Ziele der Caravanen des Westens und des Südens; aus der Barbarei und Fezzan, aus Sudan, aus Darfur und Habesch. Es ist an andern Stellen von mir gezeigt, daß diese schon vor Jahrtausenden auf denselben Straßen einherzogen, auf denen sie noch jetzo ziehen *). Neben dem Handel aber giebt die Religion diesem Verkehr noch ein sicheres Unterpfand seiner Dauer. Cairo, die heilige Stadt, ist eins der Thore von Mecca, wohin eigentlich jeder Mohamedaner einmal wallfahrten sollte; die Züge aber aller Pilger, die aus Afrika kommen, gehen über Cairo; mögen sie nun dort weiter über die Landenge von Suez ziehen, wie jährlich die große Caravane; oder mögen sie sich nach Cosseir begeben, um über den Arabischen Meerbusen nach Dschidda, der Hafenstadt von Mecca, zu gehen. Alle Waaren also, die aus dem innern Afrika kommen, Gold in Körnern, Sklaven, Elfenbein, Sennesblätter, und so manche andere, finden in Cairo ihren großen Marktplatz.

Allein nicht weniger ist Aegypten durch seine Lage einer der Hauptmärkte der Erzeugnisse der Natur und der Industrie von fast ganz Südasien. In welchem engen und unauflöslichen Verkehr Aegypten mit Arabien steht, ist bereits oben bemerkt. Dieser

würde. Man sehe über diesen Gegenstand die Beilage am Ende dieses Aufsatzes.

*) Man vergleiche den zweiten Theil meiner Ideen 2c. der neuesten Ausgabe.

Verkehr, der keinen andern Schwierigkeiten unterworfen ist, als welche die Menschen selber ihm entgegensetzen, müßte allein hinreichen, beide Länder blühend zu machen. Wenn Aegypten die Hauptstraße des Absatzes für den Mocca-Kaffee würde, — dem bekanntlich die allgemeine Meinung schon den Platz vor dem Westindischen einräumt; — wenn nicht unsinnige Zölle ihn vertheuerten, wie müßte sich die Cultur desselben in Jemen ausbreiten! Und müßte nicht der Getreidebau in gleichem Maaße in Aegypten steigen, so lange jenes Land seine Bedürfnisse aus Aegypten ziehen müßte? Ich fürchte nicht, daß irgend ein Leser diese Aussichten für übertrieben halten wird; es wären nur die natürlichen Folgen, die aus der Colonisation Aegyptens für beide Länder sich entwickeln müßten! Wie vollends, wenn dieser Verkehr auch durch eine Wassercommunication, durch eine Wiederherstellung des Canals, der einst den Nil mit dem Arabischen Meerbusen vereinigte, befördert, und Aegypten eine leichte Ausfuhr nach dieser Seite eröffnet würde *)?

*) Daß alle diese Ideen sich schon jetzt durch die Politik des jetzigen Paschas von Aegypten in einem hohen Grade bestätigen, ist aus öffentlichen Nachrichten allgemein bekannt. Durch die Eroberung von Jemen ist die Handelsverbindung zwischen Arabien und Aegypten befestigt; da der Kaffeehandel von Mocca dadurch in seine Hände gekommen ist. Aber bei der Herrschaft und Politik eines Pascha ist Alles nur persönlich; der Nachfolger hat vielleicht die entgegengesetzten Grundsätze; und ich bin daher weit entfernt, die Hoffnung

Die Landcommunication mit den Provinzen des Türkischen und Persischen Asiens ist allerdings Schwierigkeiten unterworfen, welche durch die Wüsten von Syrien und dem nördlichen Arabien, und die räuberischen Nomaden-Horden entstehen, die hier umherziehen. Indessen sind diese Schwierigkeiten doch für Aegypten nicht größer als für Syrien, wo jetzt der Sitz dieses Handels ist. Am besten aber kann die Erfahrung sprechen. Diese Schwierigkeiten waren dieselben in allen Zeitaltern; aber sie haben nie den Handel vertilgen können, wenn sie ihn auch erschwerten. In seinen blühenden Zeiten war Aegypten stets auch ein Hauptplatz für den Asiatischen Caravanenhandel; man darf mit Recht also schließen, daß er dieses auch wieder werden würde.

Die größte Wichtigkeit aber wird oft auf die Verbindung gelegt, in welche Aegypten mit Indien alsdann treten würde. Ich glaube, daß aus dem Bisherigen schon erhellt, daß die Wichtigkeit Aegyptens als Colonie gar nicht zunächst von dieser Verbindung abhängt, da diese schon durch seine eigenen Produkte und seine übrigen Handelsverbindungen groß genug seyn würde: aber ich begehre es darum nicht zu leugnen, daß sie auch in einem gleichen Grade wachsen würde, als Aegypten zugleich die Niederlage der Indischen Waaren wäre. Inwiefern es dazu geschickt sey? bleibt also immer eine wichtige Frage.

einer dauernden Wiedergeburt Aegyptens an seine jetzige Regeneration zu knüpfen.

Aegypten war einst diese Niederlage. Und die Natur hat in der That auf eine fast wunderbare Weise vorgearbeitet, es dazu zu machen. Die Nähe beider Länder ist dabei schon höchst wichtig. Der See-Weg von Suez bis nach Bombay ist ungefähr eben so weit, oder doch nur um ein geringes weiter, als der von Gibraltar nach Alexandrien. Allein der Wechsel der regelmäßigen Winde oder Monsuns erleichtert ihn noch um vieles mehr. Sie scheinen recht eigentlich dazu bestimmt zu seyn, die Schiffe hin und wieder her zu führen. Während der Sommermonate nämlich herrscht im Arabischen Meerbusen bis zur Straße von Babelmandeb beständiger Nord oder Nordwestwind, mit dem man also jenes Meer hinunterfährt. Außerhalb der Straße aber im Indischen Meer findet man in eben diesen Monaten Süd- oder vielmehr Südwestwind, den man gerade braucht, um nach den Küsten von Malabar hinüber zu segeln, da der Ausgang jener Straße schon südlicher als jene Küste liegt. Ein Zeitraum von vier bis fünf Wochen reicht völlig hin, jene Reise zu machen. Während der Wintermonate finden aber in diesen Meeren gerade die umgekehrten Verhältnisse statt. In dem Indischen Meere herrschen hier alsdann Nordostwinde, in dem Arabischen Meerbusen südliche Winde, so daß die Rückfahrt daher in einem gleichen Zeitraum und mit gleicher Leichtigkeit geschehen kann. Schon im Römischen Zeitalter, als jährlich regelmäßige Flotten von Aegypten nach Ostindien gingen, segelten sie im Monat August von dort aus, und kehrten, wenn sie ihre Geschäfte in

Indien geendigt hatten, im Dezember wieder heim. Es läßt sich also leicht berechnen, wie viel kürzer die Reise auf diesem Wege seyn würde, als auf dem jetzigen, da statt der fünf bis sechs Monate, welche jetzt die Hinreise erfordert, von den Häfen des südlichen Spaniens oder Frankreichs drei dazu vollkommen hinreichen würden.

Man wird hiergegen den Zweifel machen können, ob diese Reise ungeachtet ihrer Kürze vortheilhafter seyn würde, als die jetzige, da diese ganz zur See und ununterbrochen gemacht werden kann; bei jener aber eine Umladung der Waaren, und ein Transport über die Landenge von Suez statt finden müsse, die selbst bei einer eröffneten Wassercommunication zwischen dem Nil und dem Arabischen Meerbusen nicht wegfallen würde; da Seeschiffe wegen der Sandbänke überhaupt nicht in den Nil einlaufen können? Man wird sich hierbei selbst auf die Erfahrung berufen, daß dieser Weg nach der Entdeckung des Seewegs sogleich gänzlich verlassen sey, und also weniger vortheilhaft seyn müsse. Allein dieser Grund ist von keinem Gewicht. Die Indischen Waaren wurden nicht deswegen so viel wohlfeiler, weil man sie auf diesem neuen Wege holte; sondern aus dem doppelten Grunde, weil theils die Europäer sie in Indien aus der ersten Hand einkaufen konnten, statt daß sie sie sonst erst aus der dritten oder vierten erhielten; theils weil auf dem Seewege nicht die hohen Zölle zu entrichten waren, welche man in Aegypten bei dem Durchgang bezahlen mußte. Hätten die Va-

maligen Sultane von Aegypten der Vernunft Gehör gegeben; hätten sie sich mit den Venezianern verstanden, so wäre die Umschiffung von Afrika für den Gang des Indischen Handels höchst wahrscheinlich nicht so entscheidend geworden, als sie durch den Unverstand und die Kurzsichtigkeit derer, die dabei am meisten interessirt waren, es zu verhindern, jetzt wirklich ward.

Allein die Wichtigkeit von Aegypten im Verhältniß gegen Indien hängt für das Volk, welches jenes als Colonie besäße, von zwei andern Umständen ab. Erstlich von der geographischen Lage seines Landes in Europa; und ferner von seiner Macht in Indien selber, und in den Indischen Meeren. Was den ersten Punkt betrifft, so würde, glaube ich, der Weg über Aegypten nach Indien nur für diejenigen Nationen sehr vortheilhaft seyn, die ausgedehnte Küsten und Häfen an dem mittelländischen und schwarzen Meere haben; nicht aber für die Anwohner des Oceans. Wäre auch für diese etwas in Rücksicht der Kürze der Fahrt gewonnen, so würde dieses durch die Unterbrechung und andere Schwierigkeiten wohl nicht aufgewogen. Die Holländer haben während ihrer Herrschaft in Indien nie Versuche dazu gemacht; und die Engländer, wenn sie es versuchten, doch keinen großen Werth darauf gelegt. Daß aber für die Häfen des südlichen Spaniens, Frankreichs, Italiens und besonders Rußlands, die Verhältnisse ganz anders sind, bedarf wohl keines Beweises! — Ferner kommt es auf die politische und commercielle Lage

eines solchen Volks in Indien selber an. Für eine Nation, die ihre Hauptetablissements auf der Küste von Malabar, zu Surate, Bombay bis nach Ceylon herunter hätte, würde dieser Weg viel vortheilhafter seyn, als für eine solche, die auf den Küsten von Coromandel oder in Bengalen angesiedelt wäre. Denn die Vortheile, welche die regelmäßigen Winde gewähren, beziehen sich zunächst auf die zuerst erwähnte Küste, deren Handelsplätze sich vor den übrigen heben müßten, wenn gleich die Fahrt auch allerdings noch den andern offen steht. Welches aber auch immer die Niederlassungen eines solchen Volks in Indien wären, so würde der Gebrauch dieses Weges eine freie Fahrt in den Indischen Meeren voraussetzen, welche ohne eine starke Seemacht hier immer sehr unsicher bleiben würde. Der Besitz des Indischen Handels ist in unsern Tagen unauflöslich an die Herrschaft der Meere geknüpft. Man kann ihn stören; aber man wird ihn derjenigen Nation nicht entreißen können, welche sich im Besitz von jener erhält. Ein Volk, welchem diese fehlt, wird auch, selbst im Besitz von Aegypten, nimmermehr eine Expedition nach Indien über dieses Land ausführen können, welche ohne diese eine nicht viel geringere Chimäre ist, als eine Expedition über Land nach jenen Weltgegenden. Sie würde nothwendig so combinirte Operationen erfordern, daß es ein halbes Wunder seyn müßte, wenn sie gelänge; und bei so geringer Wahrscheinlichkeit wird sich wohl kein Re=

gent von einem geübten praktischen Blick darauf ein=lassen *).

Aus dem Bisherigen erhellt vielleicht einigermaßen, was Aegypten als Colonie und Handelsland werden könnte. Aber würden nicht vielleicht diese Vortheile durch andere große, wo nicht überwiegende, Nachtheile erkauft werden? Würde nicht die Behauptung dieses Landes mehr kosten als sie eintrüge? Würden nicht durch die Colonisation desselben die andern Colonieen der Europäer zu Grunde gehen?

Was den ersten Punkt betrifft, so scheint allerdings ein fast unüberwindliches Hinderniß hier entgegen zu stehen: die Religion, und der Fanatismus des Islam und seiner Anhänger. Dennoch gäbe es einen sehr natürlichen Weg, dieß Hinderniß zu besiegen. Käme Aegypten je in die Hände einer christlichen Macht, so wäre die völligste Religionsfreiheit nicht nur, sondern auch die Beschützung des Islam, und die Sicherheit der Pilger, die nach Mecca ziehen, die erste Vorschrift, welcher der eigene Vortheil erfordern würde. Damit würde aber auch jenem fanatischen Haß bald ein Ziel gesetzt, und der Besitz

*) Es sey dem Verf. erlaubt zu bemerken, daß er eben diese Meinung zu einer Zeit aufstellte, wo alle Journalisten eine solche Unternehmung ausführen ließen (Hanöv. Mag. St. 87. 1798.). Der Erfolg hat gezeigt, daß die Colonisation Aegyptens, nicht aber der Uebergang nach Indien, der Zweck der Französischen Unternehmung war.

Aegyptens mehr als durch die bloße Gewalt gesichert seyn.

Bei der andern Frage: ob nicht bei der Colonisation Aegyptens die andern Colonieen der Europäer zu Grunde gehen, und also die Mächte, welche diese besitzen, dabei interessirt seyn würden, sie zu verhindern? fällt es von selbst in die Augen, daß hier nur zunächst von denjenigen Colonieen der Europäer die Rede seyn kann, welche dieselben Produkte, Zucker, Kaffee und Baumwolle, erzeugen, die auch die Produkte Aegyptens seyn würden; vorzüglich also die Westindischen Inseln. Allein aus dem Obigen ist wohl klar, daß derjenige Theil Aegyptens, der für diese Arten der Cultur paßt, ein zu beschränktes Land ist, als daß dadurch die andern Colonieen überflüssig gemacht werden könnten. Wollte man übrigens einer solchen Furcht Platz geben, so müßte man dieses jetzt wohl eben so gut, wo nicht noch weit mehr, von Louisiana besorgen. Allein die Bedürfnisse der Menschen sind viel zu ausgebreitet, als daß eine Ueberladung der Märkte mit jenen Waaren, die allerdings im Einzelnen eintreten kann, im Allgemeinen zu befürchten stände. Müßten sich sonst auch nicht schon gegenwärtig die Folgen davon, bei der starken Kaffee- und Zuckerausfuhr unter dem jetzigen Pascha, zeigen? Doch hat man noch Nichts davon gehört.

Eine andere wichtige Frage ist die: welche Länder Europas würden bei der Colonisation Aegyptens am meisten gewinnen; und wie würden sie dabei gewinnen?

winnen? Will man jede dieser Fragen allgemein beantworten, so muß man nothwendig von der Voraussetzung ausgehen, daß die dortige Colonie eine solche Handelsfreiheit besäße, daß nicht das Mutterland allein sich den Verkehr mit derselben vorbehielte. Bei wenig andern Colonieen läßt sich freilich nach ihrer Lage ein so strenges Handelsmonopol behaupten, wie bei Aegypten, da es nur längs der wenig ausgedehnten Nordküste für den Schleichhandel zugänglich ist. In einem solchen Falle würde also der Vortheil des Verkehrs mit demselben ausschließend dem Mutterlande zufallen. Dürfte man aber liberalere Grundsätze supponiren, so ergiebt es sich wohl von selbst, daß diejenigen am meisten dabei gewinnen würden, welche den vortheilhaftesten Umsatz ihrer eigenen Produkte, der rohen sowohl als der bearbeiteten, hier machen könnten. Aegypten bedarf allerdings nur weniger Waaren aus der Fremde, aber doch einiger von großer Wichtigkeit. Dahin gehört zuerst der Wein, der in Aegypten nie gedieh; von Manufakturen aber manche Arten wollener Zeuge, wie Flanell rc., die man, um sich vor Erkältungen zu schützen, auf dem bloßen Leibe trägt; alle Arten von Metallwaaren, woran Aegypten einen gänzlichen Mangel hat; Quincaillerie, Glaswaaren, besonders Spiegel; mancherlei Putzsachen u. s. w., und bei dem gänzlichen Mangel an Waldungen, alle Holzarten. Daß das südliche Frankreich, Spanien, Italien rc. dergleichen am meisten liefern könnten, bedarf keines

Beweises; da ihre Häfen die nächsten, und ihre Länder mit jenen Produkten versehen sind.

Mehr jedoch noch als die Länder des Westlichen Europas scheinen die des Oestlichen bei der Colonisation von Aegypten interessirt zu seyn. Es scheint vom Schicksal bestimmt zu seyn, daß diesen große Umformungen bevorstehen; mögen sie nun allmählig auf friedlichem Wege, oder durch Kriege, oder durch beides herbeigeführt werden; und diese Umformungen, auf welches Land würden sie eher zurückwirken, als auf Aegypten? Zu jenen hat Catharina II. durch Ausbreitung der Russischen Herrschaft bis an die Ufer des schwarzen Meers den Grund gelegt. Wenn wir dort bereits Handelsstädte, wie Odessa aufblühen sehen, wo noch vor wenigen Decennien nur eine nackte Steppe war; wird dieses ohne weitere Folgen bleiben? So lange freilich die Türkische Herrschaft in ihrem jetzigen Umfange besteht, so lange sie den Ausgang und Eingang des schwarzen Meers öffnet oder sperrt, ist die weitere Entwickelung jener Folgen äußerst erschwert. Aber wenn alle Dynastieen des Orients ihrem Schicksal erlagen; wenn es in dem Innern dieser Despoticen liegt, daß sie die Keime des Untergangs in sich tragen; wenn wir diese sich hier wie in Asiens Reichen schon lange entwickeln sehen, — wird es einem gleichen Schicksal entgehen können, mag dieses nun etwas früher oder später hereinbrechen? Die nächste Folge davon würde die Wiedergeburt Griechenlands, und die Entstehung eines Griechischen Staats seyn,

unter was immer für Formen. Aber ein Griechischer Staat kann nicht entstehen und bestehen ohne eine Seemacht, wozu neben dem Bedürfniß zugleich alle Elemente dort vorhanden sind. Und wie könnte hier eine Seemacht sich bilden, ohne auf Aegypten, ohne auf die Küstenländer Nordafrikas zurück zu wirken? Die letzte Stunde jener Raubnester, die Schande der Europäischen Seemächte, würde dann bald geschlagen haben; und überhaupt eine Umwandlung der politischen Verhältnisse und des Welthandels eintreten, welche im voraus berechnen zu wollen, mehr als Kühnheit wäre. Von Morea indeß nach Alexandrien ist nur eine Ueberfahrt; in ein paar Wochen fährt man eben dahin von Venedig und Marseille, wie von Constantinopel und Odessa; was auch sonst in den Büchern des Schicksals geschrieben stehen mag, das Mittelmeer würde wiederum die Straße des Handels zwischen den drei Theilen der alten Welt werden; und wenn schon jetzt Amerikanische Geschwader die Flagge der Union im Aegeischen Meere beschützen; wer mag bestimmen, welche weitere Verhältnisse zwischen der alten und neuen Welt sich ausbilden würden?

Beilage zu S. 407.

Ueber die Verpflanzung des Kameels nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und dem davon zu erwartenden Nutzen *).

So wenig wir auch noch zur Zeit von dem Innern von Südafrika wissen, — denn wie gering ist der von einem Sparrmann und selbst Lichtenstein bereisete Theil desselben gegen das unermeßliche Ganze? — so scheint es doch kaum zu bezweifeln, daß der Erforschung desselben keine so große natürliche Hindernisse im Wege stehen, als der von Nordafrika. Keine ungeheure Sandwüsten, keine räuberische Mauren setzen sich hier dem Wanderer entgegen; er braucht nur die rechte Jahrszeit zu wählen, um durch fruchtbare, so viel man bisher weiß, von friedlichen Völkern bewohnte, Gegenden zu ziehen. Ist dennoch bisher der Umfang der Entdeckungen so beschränkt geblieben, so lag die Schuld gewiß nicht an dem Willen und dem Muth der Entdecker; offenbar war es ein

*) S. Allg. Geogr. Ephemeriden 1799. B. III. S. 239. Ein anderer Aufsatz des Verf. in eben dieser Zeitschrift ebendas. S. 133. befindlich: Kannte Herodot bereits den Joliba? wird in dieser Sammlung nicht besonders abgedruckt, weil er seinem ganzen Inhalte nach in die Untersuchung über den Carthagischen Landhandel in den Ideen über die Politik etc. aufgenommen ist.

anderer Umstand, der ihre Reisen immer so sehr erschwerte, und sie früher umzukehren nöthigte: der Mangel an bequemen Lastthieren.

Alle diese Reisenden mußten sich großer Wagen bedienen, die mit Ochsen bespannt waren; und empfanden daher bald alle die Beschwerden, die Mangel an Wasser und gebahnten Straßen ihnen in den Weg setzten. Hätten sie diese Reisen mit Kameelen machen können, wie in Nordafrika, wären nicht alle diese Hindernisse verschwunden?

Ob das Kameel unter dem Clima des Caps gedeihen werde, kann kaum eine Frage seyn; es ist das eigentliche Clima für dasselbe. Es wird unter 35° S. B. so gut gerathen, als es unter 35° N. B. in Syrien geräth. Eher kann man fragen: ob die Beschaffenheit des Bodens keine Hindernisse in den Weg lege? Aber die Kette des Nieuvevelds=Gebirges ist lange nicht so hoch, als die des Libanons, oder gar des Atlas, und die großen Carros oder Steppen mit ihren Saftpflanzen zu beiden Seiten desselben, passen für das Kameel wie die weiten Ebenen von Nordafrika.

Gleichwohl wäre die geographische Erforschung nicht der einzige Vortheil, den man davon ziehen würde. Schon für die Cap=Bauern, die zum Theil in weiter Entfernung von der Capstadt landeinwärts wohnen, und jetzt nur auf Wagen mit vielen Ochsen bespannt mit ihren Produkten zur Stadt kommen können, würde der Gewinn bedeutend seyn.

Allein der Hauptgesichtspunkt wird die Eröffnung einer Handelsverbindung mit den innern Ländern von

Südafrika, vielleicht bis nach den Joliba- und Nil-Ländern hin. Südafrika ist wahrscheinlich viel produktenreicher als Nordafrika; und halb civilisirte Völker, wie man sie in Litaku und den Beedjuanas hat kennen lernen, würden vermuthlich bald Sinn für Europäische Kunstprodukte fassen.

Seitdem Großbritannien in dem bleibenden Besitz des Caps ist, kann der Versuch keine Schwierigkeiten haben; und was wären die Kosten von dem Transport einiger Paar Kameele, etwa von Mogador aus, gegen die Hoffnungen und den wahrscheinlichen Nutzen? Die großen Hindernisse, welche den Fortschritten der Cultur im Wege stehen, können oft durch kleine Mittel weggeräumt werden; und es kann wenigstens nicht unverdienstlich seyn, darauf aufmerksam zu machen *).

*) Die gefällige Nachricht eines Mannes, der lange auf dem Cap lebte, des Hrn. Pastor Hesse (jetzt zu Nienburg an der Weser) belehrt mich, daß allerdings schon die Ausführung jenes Plans auf dem Cap in Anregung, aber noch nicht zur Ausführung gekommen ist. Schon vor etwa 20 Jahren erbot sich dort ein Französischer Schiffscapitän, der nach einem Persischen Hafen segelte, gegen einen bestimmten Preis, über den man überein kam, aus Persien Kameele mitzubringen; man hörte aber nicht weiter von ihm. Eine andere Gelegenheit, als Transport-Schiffe mit Englischen Truppen nach Aegypten gingen, und leer zurückkehrten, ward unbenutzt gelassen; und die gewöhnlich nach Mocca gehenden Schiffe sind nicht darauf eingerichtet. Inwiefern Clima und Boden für das Kameel paßten, würde freilich immer erst die Erfahrung lehren müssen.

V.

Der Deutsche Bund in seinen Verhältnissen zu dem Europäischen Staatensystem; bei Eröffnung des Bundestags dargestellt.

Geschrieben im Herbst 1817.

Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo eine Frage frei steht an das Schicksal.

Schiller.

Was unser großer Dichter in diesem Spruche von dem Menschenleben sagt, gilt in einem noch höhern Sinne, und mit gleicher Wahrheit, von dem Leben ganzer Völker und Staaten. Auch ihnen kommen, so wie dem einzelnen Menschen, die Augenblicke, wo sie am Scheidewege stehen; wo sie wählen müssen; wo Glück oder Unglück; ja wo vielleicht Seyn oder Nichtseyn von dieser Wahl abhängt. In solchen Zeitpunkten, wo die menschliche Weisheit nicht ausreichte, war es, wo die Völker und Staaten des Alterthums zu den Orakeln eilten; um durch höhere Stimmen das zu erfahren, was sie selbst sich nicht zu entscheiden getrauten. In dem Glauben, nach dem Willen der Götter gehandelt zu haben, fanden sie wenigstens eine Beruhigung; und legten, im Fall des Mißlingens, lieber sich selbst die Schuld bei durch falsche Auslegung der räthselhaften Aussprüche, als den Göttern, welche diese ertheilten. Auch wir stehen oft nicht weniger am Scheidewege, wie sie. Aber für uns sind sie verstummt jene Stimmen; wir sind uns selbst überlassen, und müssen in unserer Brust

die Lösung der Aufgaben finden, welche das Schicksal uns vorlegt.

Ob für Deutschland und das Deutsche Volk gegenwärtig einer jener Augenblicke vorhanden sey, von dem ihr künftiges Loos abhangen wird, — dieß kann keinem Zweifel unterworfen seyn. Unser Schicksal ist in unsere Hand gelegt; keine fremde Macht hindert uns es zu bestimmen, wie es unserm Vortheil gemäß scheint; ja! die Mächte selbst, indem sie bei der Wiederherstellung der Freiheit Europas die Errichtung eines Deutschen Bundes sofort festsetzten; seine innere Einrichtung aber ihm selber überließen; haben uns dazu aufgefordert. Kein solcher Augenblick war bisher in unserer Geschichte vorhanden; aber auch kein solcher Augenblick kehrt so leicht wieder! Mitwelt und Nachwelt würden uns anklagen, ginge er ungenutzt vorüber.

Besorgnisse, daß dieses geschehen möchte, stiegen auf, da die Eröffnung des Bundestags länger als anfangs bestimmt war, verzögert ward. Aber man mußte Zeit haben, sich einander zu nähern; man mußte Zeit haben, die Hindernisse wegzuräumen und das Vertrauen zu einander zu fassen, ohne welches kein Bund, würde er auch geschlossen, bestehen mag. Die Territorialbestimmungen hauptsächlich sollten vorher in allen ihren Haupttheilen berichtigt; nicht aber erst durch die Bundesversammlung ausgemacht, sondern durch eigene Bevollmächtigte berichtigt werden. Die Zweckmäßigkeit dieser Maaßregel kann jedem denkenden Beobachter so wenig entgehen, als die Noth-

wendigkeit des Verzugs, der davon unzertrennlich war. Eine unerhörte Zeit hatte Alles durch einander geworfen; nicht blos die Rechte und Verfassungen, sondern auch die Gebiete der Staaten. Nicht Alles konnte auf den alten Fuß hergestellt werden; Verhandlungen waren nöthig, die nicht ohne Zwiste seyn konnten; sie mußten beendigt seyn, wenn nicht (das Schlimmste von Allen), der Bundestag mit Zwiespalt anfangen sollte. Für ein Staatensystem wie das von Deutschland und Europa giebt es aber nur Eine feste Basis, die Heiligkeit des als rechtmäßig anerkannten Besitzes. Sie kann durch Einzelne verletzt werden; wie auch, trotz dem Schutz der Gesetze, dennoch das Privateigenthum durch Einzelne verletzt wird; aber die Anerkennung des Grundsatzes als Regel, bleibt dennoch eine unerlaßliche Bedingung; ohne die es keinen sichern Friedensstand giebt; ohne die kein festes Band die Fürsten und ihre Völker vereint; ohne die eben deßhalb kein Fürstenthron fest stehen mag.

Sie scheinen jetzt in ihren Haupttheilen beendigt, diese schwierigen Verhandlungen. Was etwa noch zurück seyn mag, wird nicht mehr die Harmonie des Ganzen stören. Ein fester Besitzstand wird also in Deutschland wieder eintreten; die Ländertausche werden ihr Ende haben; und wer noch zweifeln möchte, den verweisen wir auf die Bundesacte, welche die wechselseitige Garantie der Besitzungen ausspricht *).

*) Art. II. Die Mitglieder des Bundes — — garantiren

So würden sie aus dem Wege geschafft, die Hindernisse, welche die Eröffnung des Bundestags aufhalten mußten! Er erscheint, dieser, von so Vielen ersehnte, Tag; welche Hoffnungen und Wünsche auf der einen, welche Zweifel und Besorgnisse auf der andern Seite knüpfen sich daran? Fern bleibe es von uns, die Zweifel zu nähren, die Hoffnungen zu beflügeln! Aber wie könnten wir ihn würdiger begrüßen, als wenn wir aus der Natur des Bundes selbst seine Bestimmung, seinen Zweck darzulegen suchen? Doch soll in diesem Aufsatz nur von seinen äußern Verhältnissen, von den innern nur insofern die Rede seyn, als sie sich auf die äußern beziehen. Die innern Verhältnisse und Einrichtungen lassen sich nicht alle auf einmal bestimmen; Zeit und Umstände werden hier vieles zur Reife bringen müssen. Anders aber ist es mit den äußern. Welchen Platz der Bund in dem Staatensystem Europas einnehmen soll; welches sein Umfang, welches seine Zwecke sind; wie diese in Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Staatensystem unsers Welttheils, wie sie in Uebereinstimmung mit den einzelnen Hauptstaaten sind; welche Mittel zu der Erreichung dieser Zwecke angewandt werden sollen; — dieß Alles würde klar und deutlich müssen ausgesprochen werden, machte auch die Bundesacte im zehnten Artikel es nicht der Versammlung ausdrücklich zur Pflicht, sich damit

sich gegenseitig ihre sämmtlichen, unter dem Bunde begriffenen, Besitzungen.

gleich Anfangs zu beschäftigen *). Es ist gleich wichtig, daß wir Vertrauen zu uns selber, und daß Europa Vertrauen zu uns faßt. Geht aus diesen Untersuchungen hervor, daß der Deutsche Bund in der innigsten Uebereinstimmung mit den allgemeinen und den besondern Interessen von Europa steht, daß er ein unentbehrlicher, ein nothwendiger Bestandtheil seines Staatensystems ist, wenn dieses selbst bestehen soll, — wie viel wird nicht schon damit gewonnen seyn? Werden nicht dadurch die Besorgnisse, daß der Bund in ein leeres Formenspiel ausarten, daß er die Eifersucht der Nachbaren erregen, daß er vielleicht gänzlich in sein Nichts zurücksinken könne, sich von selbst widerlegen?

Um aber dieses darzuthun, wird es nöthig seyn, auf das Staatensystem von Europa überhaupt, und auf seinen wesentlichen Charakter einen Blick zu werfen. Das Wesen dieses Systems oder Inbegriffs unter einander verschlungener Staaten besteht darin, daß es ein freies System, d. i. ein Inbegriff von Staaten ist, die sich bei aller äußern und innern Ungleichheit dennoch wechselseitig als frei und unabhängig von einander betrachten, und diese Freiheit und Unabhängigkeit aufrecht erhalten wollen. Dieß ist es,

*) Art. 10. "Das erste Geschäft der Bundesversammlung nach ihrer Eröffnung, wird die Abfassung der Grundgesetze des Bundes und dessen organische Einrichtung in Rücksicht auf seine auswärtigen, militärischen und innern Verhältnisse seyn."

was die Kunstsprache der Politik sonst das System des Gleichgewichts nannte; dessen wahrer Werth sogleich in die Augen fällt, wenn man das Wesen desselben aufgefaßt hat. Europa hat den Versuch mit dem entgegengesetzten System, dem eines vorherrschenden Staats, oder, wie man es sonst nannte, einer Universalmonarchie, gemacht, und wird ihn schwerlich erneuern wollen. Es giebt aber kein drittes; mithin geht klar daraus hervor: der Deutsche Bund steht nur insofern in Uebereinstimmung mit dem Wesen des allgemeinen Staatensystems von Europa, als er die Freiheit desselben aufrecht erhalten hilft.

Der Deutsche Bund macht geographisch den Mittelpunkt dieses Systems aus. Er berührt, ganz oder beinahe, die Hauptstaaten des Westens und Ostens; und nicht leicht kann auf der einen oder der andern Seite unsers Welttheils sich etwas ereignen, was ihm gleichgültig bleiben könnte. Aber in Wahrheit, auch den fremden Mächten kann es nicht gleichgültig seyn, wie der Centralstaat von Europa geformt ist! Wäre dieser Staat eine große Monarchie mit strenger politischer Einheit; ausgerüstet mit allen den materiellen Staatskräften, die Deutschland besitzt — welcher sichere Ruhestand wäre für sie möglich? Wäre er auch nicht für sich allein mächtig genug zum Erobern, was bedürfte es mehr als seiner Allianz mit einer Hauptmacht im Westen — um dem Osten, mit einer Hauptmacht im Osten, um dem Westen gefährlich zu werden? Um bei jedem ausbrechenden Kriege den Weg nach Moskau oder nach Paris sich zu eröffnen? Ja!

würde ein solcher Staat lange der Versuchung widerstehen können, die Vorherrschaft in Europa sich zuzueignen, wozu seine Lage und seine Macht ihn zu berechtigen schienen?

Was wir hier klar ausgesprochen haben, fühlte man schon lange in der praktischen Politik; und deßhalb ward seit dem Westphälischen Frieden die Erhaltung Deutscher Freiheit, wie man sich ausdrückte, nicht blos die Aufgabe für Deutschland, sondern für Europa. Was Gustav Adolph, was selbst der arglistige Richelieu für sie thaten, weiß jeder. Das vormalige Deutsche Reich mit allen seinen Mängeln, für die es nur zu hart hat selber büßen müssen, entsprach doch durch seine Form der Hauptsache nach dem Bedürfnisse eines Centralstaats in dem System von Europa; und schwerlich wird man behaupten wollen, daß dieses System je sich hätte ausbilden können, hätte es nicht einen solchen Staat in seiner Mitte gehabt.

Die Weisheit der alliirten Mächte, als sie durch den Pariser Traktat das zertrümmerte Staatensystem von Europa wieder aufrichteten, verkannte dieß nicht. Sie urtheilten sehr richtig, daß es gerade keines Deutschen Reichs in seinen alten Formen dazu bedürfe, wohl aber eines Staatskörpers, der den wesentlichen Charakter desselben, den eines Bundes beibehielte. Klar ward es also ausgesprochen, daß ein Deutscher Bund gebildet werden sollte, dessen weitere Organisation jedoch man ihm selber überließ *).

*) Tractat von Paris vom 30. März 1814. Art. VI.

Ein Deutscher Staatenbund bildet also wieder den Mittelpunkt des Europäischen Staatensystems; und damit ist seine Freiheit, in dem oben erklärten Sinne, nicht blos ausgesprochen, sondern auch begründet.

Ein solcher Bund kann seiner Natur nach schon nicht leicht Eroberer seyn wollen, weil er kein Interesse dabei hat. Welchen Vortheil zöge er aus den Eroberungen; und wem sollten sie zu Gute kommen? Für die Vortheile eines einzelnen seiner Glieder werden die andern nicht kämpfen; und Eroberungen für das Ganze wären nur insofern gedenkbar, als man etwa einen fremden Staat zwingen wollte, dem Bunde beizutreten; ein Fall, der hier so außerhalb den Gränzen der Wahrscheinlichkeit liegt, daß es unnütz seyn würde, sich dabei zu verweilen. Aber gesetzt auch, er wollte erobern, so fehlen ihm die Mittel dazu. Es liegt, aus leicht einzusehenden Gründen, in dem Charakter eines Bundesstaats, daß, wie stark er auch zur Vertheidigung seyn mag, er doch schwach zum Angriff ist; vor allen wo er, wie hier, auf beiden Seiten von mächtigen Monarchieen eingeschlossen wird *).

Mit

"Les états de l'Allemagne seront indépendans et unis par un lien fédératif."

*) Schluß-Acte Art. XXXV. "Der Bund hat als Gesammtmacht das Recht, Krieg und Frieden, Bündnisse und andere Verträge zu schließen. Nach seinem Zwecke übe

Mit Recht werden wir also den Deutschen Bund den Friedensstaat von Europa nennen können. Nicht in dem Sinn, daß eine ewige Neutralität, wie man sie der Schweiz bewilligt hat, unsere Sache wäre. Wir kommen mit diesem Bundesstaat in Manchem, nicht in Allem überein; unsere Rolle ist eine andere, wie die seinige. Er kann, zieht er es vor, allenfalls sich isolirt zurückziehen; das können wir nicht; er durfte sich Neutralität bewilligen lassen, das dürfen wir nicht. Wir liegen sofort darnieder, wenn wir nicht ganz auf eigenen Füßen stehen. Der Deutsche Bund ist ein Friedensstaat in einem viel höhern Sinne. Sein Frieden ist der Frieden, der aus dem Rechtszustande hervorgeht; er dauert mit diesem und hört auf mit diesem. Sein eigenes Daseyn ist zunächst an die Sicherheit des Besitzstandes seiner eigenen Glieder geknüpft; aber auch die Erhaltung der rechtmäßigen Dynastieen und des rechtmäßigen Besitzstandes der Staaten von Europa liegt keinesweges geradezu außer seiner Sphäre. Nicht daß er, bei jedem entstehenden Streit, sich zum Schiedsrichter aufwürfe; aber gleichgültig bei offener Verletzung des Rechts kann er nicht bleiben, denn Alles was Revolution heißt, ist ihm ein Greuel. Er muß die Stütze der rechtmäßigen Dynastieen seyn, weil er

übt aber derselbe diese Rechte nur zu seiner Selbstvertheidigung, zur Erhaltung der Selbstständigkeit und äußern Sicherheit Deutschlands, und der Unverletzbarkeit der einzelnen Bundesstaaten aus."

weiß, daß ihr Sturz zu Revolutionen führt; er muß der Vertheidiger des Prinzips des rechtmäßigen Besitzstandes seyn, weil ohne dieses für ihn selber bald keine Sicherheit mehr wäre.

Diese ehrenvolle Bestimmung giebt dem Deutschen Bunde schon seine Lage in Verbindung mit seinem Umfange; geschickt dazu macht ihn vor allen andern der Charakter des Volks. Fern bleibe von dem Deutschen jedes Pralen mit Vorzügen, die er voraus haben will; mit größerm Heldenmuth, größerer Aufklärung, größerer Sittlichkeit! Wir nennen uns nicht selbst die große, nicht die erste Nation. Wir wollen vor keiner, aber auch hinter keiner stehen. Aber wie jede Nation gewisse Hauptcharakterzüge hat, die sie auszeichnen, so auch die Deutsche; und unter diesen steht das Gefühl für Recht oben an. Das Deutsche Volk hat zuweilen, wie andere, das Unrecht ertragen; aber kein Volk hat es tiefer gefühlt, hat es unauslöschlicher gehaßt. Was war es, das in den Zeiten der Unterdrückung die Deutschen Herzen am tiefsten verwundete? Was anders als die freche Willkühr, die an die Stelle des Rechts gesetzt ward. Die Ermordung eines Enghien und Palm, die Verhaftungen und Verbannungen schuldloser Männer, haben dem Unterdrücker nicht weniger geschadet als eine verlorne Schlacht. Schrecken ward dadurch nur erregt bei Einzelnen; unausrottbarer Groll bei Allen. Was anders ist das Ziel, nach dem jetzt alle Deutschen Staaten hinstreben, wohin selbst die Bundesacte weiset, als ein sicherer Rechtszustand im In=

nern? Und so dürfen wir fragen: von welchem Volke ist auch die Erhaltung des Rechtszustandes nach außen mit größerm Vertrauen, mit gerechterer Zuversicht zu erwarten?

So trete er also als Gesammtmacht ein in die Reihe der Mächte, der Deutsche Staatenbund, als der Beschützer des Rechts, als der Erhalter des Friedens in diesem höhern Sinne! So nehme er sofort den Platz unter ihnen ein, der ihm gebührt! Nicht darauf macht er Ansprüche, einen ewigen Frieden in Europa gründen zu wollen; nur denen muß er furchtbar seyn, die diesen Frieden brechen wollen. So kündige er sich an als die Stütze der Thronen, als der Gegner der Unruhestifter und Staatenumwälzer. So erscheine er als ein neuer Grundpfeiler der wiederhergestellten Ordnung, welche die alliirten Mächte durch den Pariser Traktat gegründet haben; als ein Glied ihres Vereins; als ein Theilnehmer an dem heiligen Bunde, dem schon einzeln die mächtigsten seiner Glieder beitraten; und dessen Grundsätze bei der Verschiedenheit der Religionen gerade für ihn die wichtigsten sind. Erhaltung der rechtmäßigen Dynastieen, Erhaltung des Friedens und der wieder gegründeten Ordnung der Dinge, — dieß sind die Punkte, um welche sich jetzt die Politik der Cabinette dreht. In welcher schönen Harmonie steht nicht der Deutsche Staatenbund mit ihren Entwürfen? Wer wäre mehr, wer wäre näher dabei interessirt, sie zu befördern, als eben Er? Loderte die Flamme der Revolutionen und Kriege in dem Lande wieder auf,

das sie verheerte, verbreitete sie sich über seine Grenzen, — welchen Staat würde sie eher ergreifen, als den Deutschen Staatenbund? Es ist weit bis Petersburg und Moskau; Britannien trennt das Meer, Spanien die Pyrenäen; — wen haben wir, der uns schützt, wenn nicht wir selbst? Wir können es dem Leser überlassen, die Interessen der Einzelnen dieser Staaten und ihrer Beherrscher, so wie Frankreichs und der Bourbons, zu überlegen. Leicht ergiebt sich die innige Uebereinstimmung ihrer Vortheile mit den unsrigen. Und wenn die Erhaltung des Deutschen Reichs und seiner Freiheit einst das Ziel der Politik der Mächte unsers Welttheils war, um wie viel mehr muß es nicht von jetzt an die Erhaltung des Deutschen Bundes werden?

So ergiebt sich von selbst der Gesichtspunkt, aus welchem die Politik unsern Bund ansehen muß. Er ist nicht eine zufällige Zugabe, die man hinzuthun und wegnehmen könnte; er ist eine nothwendige Ergänzung des Europäischen Staatensystems. Gingen die Besorgnisse derer in Erfüllung, die aus der Verzögerung der Eröffnung des Bundestags auf die Auflösung des Bundes selbst zurück schließen wollten, — welche Folgen müßten sich daraus für Europa entwickeln? Diese Anzahl Staaten vom zweiten, vom dritten Range in dem Herzen dieses Welttheils, wären sie, vereinzelt, stark genug, sich selbst zu erhalten? Wäre ein sicherer Besitzstand hier möglich? Würden sie nicht das ewige Ziel der Vergrößerungssucht bleiben, bis es dem Glücklichern oder

Mächtigern gelänge, sie zu verschlingen? Und könnten diese Kämpfe anders enden, als mit dem Untergange der Freiheit Europas? Wer dieß Alles bezweifeln, wer etwa wähnen will, er werde allein sich schon aufrecht erhalten, der erinnere sich der Vielen, die nicht mehr aufrecht stehen; oder vielmehr — des Wechsels seiner eigenen Schicksale in den letzten zwanzig Jahren. Wer sich daraus nicht überzeugt, für den ist freilich das Buch der Geschichte nicht geschrieben!

Heißt aber gleich mit Recht der Deutsche Bund der Friedensstaat von Europa, so geht doch zugleich aus dem Obigen deutlich hervor, daß er keineswegs sich blos leidend verhalten, daß er vielmehr eine thätige Rolle auf dem Schauplatze der Politik wird übernehmen müssen. Dieß führt von selbst auf die Fragen: inwiefern er durch seine Form und innere Einrichtung, durch seinen Umfang und durch seine Wehrkräfte dazu im Stande ist? Gegenstände, die alle eine weitere Ansicht verdienen.

Die Form desselben ist mehr im Ganzen gegeben, als daß sie schon ausgebildet wäre. Die Bundesacte selbst legt es der Versammlung auf, sich mit den organischen Gesetzen zu beschäftigen *). Sein Wesen ist sein föderativer Charakter; er ist und heißt ein Bund; aber doch ein Bund eigener Art. Er ist keine bloße Allianz, wie z. B. der vormalige Bourbonische Familienpact, denn er hat einen gemeinschaft-

*) B. A. Art. 10.

lichen Mittelpunkt; er ist also eine politische Einheit, eine Gesammtmacht in seinen Beziehungen gegen das Ausland. Die Bundesacte sichert ihm nicht weniger eine beständige Dauer *); einen bestimmten Zweck, den der innern und äußern Sicherheit Deutschlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Deutschen Staaten **); endlich den festen Mittelpunkt durch die Anordnung des Bundestags †) und des Orts seiner Versammlung ††). Mit der Eröffnung des Bundestags steht er also auch in seiner Wirksamkeit da.

Aber dieser Bund hat dennoch seine Eigenthümlichkeiten; er hat aber auch seine Rechte, die schon aus seiner Natur von selbst hervorgehen.

Die erste Eigenthümlichkeit liegt in der großen Verschiedenheit seiner Glieder; nicht blos in Rücksicht ihrer Macht, und der Größe ihres Gebiets; sondern auch ihrer Verfassungen. Die Bundesacte schreibt in Rücksicht der letztern nichts weiter vor, als daß allenthalben ständische Verfassungen Statt haben sollen †††); sie bestimmt nicht weiter ihre Organisation;

*) B. A. Art. 1. "Die souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands vereinigen sich zu einem beständigen Bunde."

**) B. A. Art. 2.

†) B. A. Art. 4.

††) B. A. Art. 9. "Die Bundesversammlung hat ihren Sitz zu Frankfurt am Main."

†††) B. A. Art. 13. "In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung Statt finden."

sie läßt jedem das Recht der Gesetzgebung und der Verwaltung in seinem Innern. Zwar steht der Deutsche Bund auch dadurch in schöner Harmonie mit dem allgemeinen Staatensystem von Europa, daß in ihm, so wie in diesem, der monarchische Charakter vorherrschend ist; aber in dem einen wie in dem andern doch nicht ausschließend zugelassen. Auch in der Deutschen Bundeskette glänzen, gleich so viel kleinern Edelsteinen, dennoch nicht verdunkelt durch den Glanz der größern, die vier freien Städte. Möge es allgemein gefühlt werden, wie wohlthätig dieser Zusatz, nicht blos in Handelsrücksicht, sondern auch in politischer Beziehung ist. Die politische Cultur beruht auf der praktischen Mannigfaltigkeit der Verfassungen; nicht darauf, daß die Theoretiker sie auf dem Papier classificiren. Der Despotismus strebt zur Einförmigkeit; daß von dem Tagus bis zum Niemen nichts als Departemente und Communen mit ihren Präfekten und ihren Maires gefunden werden sollten, — dieß wäre binnen kurzem, wie einst in der Römischen Monarchie, der Untergang aller politischen Cultur geworden. Wenn gleich der Deutsche, von jeher an monarchische Verfassungen gewöhnt, mit so oft und so hart erprobter Treue an seinem Fürstenhause hängt, so ist es doch von der größten Wichtigkeit, auch Proben einer andern Ordnung der Dinge in seiner Mitte zu sehen. Zu glauben, daß es nicht anders seyn könne, als es bei uns ist, — das heißt Beschränktheit und Mangel politischer Cultur! So erhalten diese Städte unter uns den Sinn für Republikanismus, ohne im

mindesten den monarchischen Einrichtungen gefährlich zu werden. Aber auch in unsern monarchischen Verfassungen ist keine ertödtende Einförmigkeit zu besorgen. Verschiedenheit des Umfangs der Staaten; alte Sitten, die man achtet; Verschiedenheit der Organisation der ständischen Versammlungen, auch wenn sie allenthalben bestehen; und Verschiedenheit in dem Geist und der Form der Verwaltung, werden uns vor dieser Einförmigkeit bewahren. Bleibt uns dabei die Freiheit der Presse, welche die Bundesacte selber sofort in den Kreis der Berathungen zieht *), so brauchen wir wegen des Gedeihens des politischen Geistes unter uns nicht in Sorgen zu seyn.

Eine zweite, noch wichtigere, Eigenthümlichkeit liegt in der großen Freiheit, welche die Mitglieder, auch innerhalb des Bundes, sich vorbehalten haben. Ihre Oberherrlichkeit, mit einem fremden Namen Souveränität genannt, ist ihnen gesichert. Insofern diese die Unabhängkeit von jeder fremden Macht in sich schließt, liegt sie schon in der Natur des Bundes, und wird ihnen durch denselben ausdrücklich in der Bundesacte zugesprochen **). Insofern von den Verhältnissen gegen den Bund die Rede ist, schließt

*) B. A. Art. 18. "Die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit, und die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen."

**) B. A. Art. 1. Die souveränen Fürsten u. s. w.

sie zweierlei in sich. Zuerst: daß in Angelegenheiten, die den Bund nicht angehen, oder worüber in der Bundesacte nichts bestimmt ist, oder weiter bestimmt werden wird, jeder Staat für sich handeln kann. Zweitens aber: daß in Betreff von Bundesangelegenheiten nicht nach der Willkühr Einzelner, sondern nur nach gemeinschaftlicher Berathung und Uebereinkunft und den Beschlüssen der vorgeschriebenen Mehrzahl gehandelt werden darf. Es findet also innerhalb des Bundes keine Unterwerfung unter die Willkühr eines Andern, sondern nur eine Befolgung gemeinschaftlicher Beschlüsse, zu denen man selber in der Berathung seine Stimme gegeben hatte, nach gemeinschaftlich festgesetzten und verabredeten Formen statt.

Allerdings war es aber unerläßlich, daß die Glieder des Bundes selbst sich gewissen Beschränkungen jenes Souveränitätsrechts unterzogen, ohne welche kein Bund, weil sie aus der Natur desselben unmittelbar hervorgehen, bestehen kann. Für diese hat die Bundesacte zum Theil schon im eilften Artikel gesorgt; das Weitere werden Zeit und Umstände herbeiführen. Daß unter den Bundesgenossen kein Streit weiter durch die Waffen, sondern auf rechtlichem Wege, und durch gütliche Uebereinkunft ausgemacht wird, ist darin klar bestimmt. Wer unsere frühere Geschichte kennt, wird dieß zu würdigen wissen! Ja! eine bessere Zukunft stände Deutschland bevor; würde auch nur diese einzige Bedingung erfüllt! Daß beim Bundeskriege keine partielle Unterhandlungen mit den Feinden, keine partielle Friedensschlüsse

Statt finden sollen; daß die einzelnen Bundesstaaten keine Verbindungen mit Fremden gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelne seiner Glieder eingehen dürfen, — ist gleichfalls ausdrücklich darin festgesetzt; und wer sieht nicht, daß ohne dieses der Bund ein leerer Name wäre? Eine weitere Beschränkung der Rechte, Bündnisse aller Art zu schließen, enthält aber die Bundesacte nicht; vielmehr behalten die Glieder dieses sich vor *). Daß hier eine gefahrvolle Klippe für das Bundesschiff liegt, wollen wir uns nicht verhehlen. Die Geschichte des vormaligen Deutschen Reichs giebt die Belege dazu. Aber — man scheitert nicht an jeder Klippe; und manches, was die Bundesacte nicht aussagt, wird die Zeit gut machen. Hat einst der Bund sich selber begründet; hat wechselseitiges Zutrauen, hat die Ueberzeugung sich befestigt, daß man in und durch den Bund am festesten stehe, daß außer ihm hingegen Alles schwanke, — welchen Reiz könnten selbst für die Ehrsucht einseitige Verbindungen mit Fremden haben? Manche Fragen freilich drängen sich hier noch auf! Aber statt voreilige Antworten zu geben, überlassen wir diese lieber der Zukunft, der Weisheit des Bundestags, und vor Allem dem Patriotismus seiner Glieder!

*) B. A. Art. 11. "Die Bundesglieder behalten zwar das Recht der Bündnisse aller Art; verpflichten sich jedoch, in keine Verbindungen einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes, oder einzelner Bundesstaaten gerichtet wären."

Die Rechte des Bundes sind theils durch die Bundesacte ausgesprochen, theils gehen sie aus dem Begriff desselben von selbst hervor.

Die Beobachtung der Unverletzlichkeit seines Gebiets ist ein Recht, das jeder Staat von dem andern fordern kann, und die Bundesacte spricht in dem zweiten Artikel sich klar darüber aus *). Der Deutsche Staatenbund hat mehr Gründe wie andere, darauf fest zu halten. Seit drei Jahrhunderten, seitdem ein Staatensystem sich in unserm Welttheile bildete, war auch Deutschland das große Schlachtfeld von Europa. Nicht blos Deutsche Angelegenheiten; auch Spanische und Polnische Thronfolge, ja zum Theil selbst der Streit über beide Indien, ward auf seinem Boden entschieden. Die vormalige Schwäche, oder vielmehr Unbehülflichkeit, des Deutschen Reichs zeigte sich in nichts so sehr, und ward durch nichts so verderblich. Unsere geographische Lage wird uns, bei entstehendem Streit im Auslande, ewig gleichen Gefahren aussetzen. Wir liegen in der Mitte von Europa, die Gesuche um Durchzüge fremder Truppen können in solchen Fällen nicht ausbleiben. Wohin aber solche Verwilligungen führen, kann Niemand entgehen. Umsonst werden wir neutral bleiben wollen; umsonst werden wir es zu verhindern suchen, daß unser väter-

*) B. A. Art. 2. "Der Zweck des Bundes ist Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Deutschen Staaten."

licher Boden wieder der Kampfplatz der Fremden wird, wenn wir leichtsinnig in solchen Verwilligungen sind."

Das Recht des Bundes, mit fremden Staaten zu unterhandeln, Verträge und Bündnisse abzuschließen, ist zwar in der Bundesacte nicht ausdrücklich bestimmt, aber sowohl die Uebertragung der Angelegenheiten des Bundes auf die Bundesversammlung, da diese Angelegenheiten sich sowohl auf äußere als innere Verhältnisse beziehen; so wie nicht weniger die Bestimmungen über den Bundeskrieg und seine Beendigung nicht durch partielle, sondern durch Bundesfriedensschlüsse *), schließen dieses nothwendig in sich, wenn es nicht auch schon der Begriff eines Bundesstaats in sich faßte. Und so beantwortet sich auch wohl von selbst die Frage: ob der Bundestag fremde Gesandten annehmen dürfe? Dieß Recht geht nicht nur aus dem Begriff eines Bundestags so klar hervor, sondern das Bedürfniß spricht auch so laut für die Sache, daß es schwer ist einzusehen, wie man zweifeln kann. Glaubt man etwa im Ernst, daß der Centralstaat von Europa sich werde isoliren können? daß er keine Verhandlungen mit den Nachbaren haben werde? Sollen diese, um den Gang der Geschäfte noch langsamer wie einst in Regensburg zu machen, an den einzelnen Höfen gepflogen werden? Und welche Einwendungen kann man dagegen machen? Etwa die, daß fremder Einfluß Platz finden möge? Aber dieser würde auch

*) B. A. Art. 11.

ohne Gesandte Eingang finden können; und er ist, wie jeder Diplomatiker weiß, nur um so gefährlicher, wenn er sich nicht durch anerkannte, sondern durch geheime Agenten, die kein Gesetz ausschließen kann, Eingang verschafft. Oder — doch fern bleibe dieser Gedanke! — die Eifersucht einzelner Cabinette, die Sorge, daß ihnen die Verhandlungen möchten aus den Händen gewunden werden? Aber sie haben ja ihre Gesandten auf dem Bundestage, die nach ihren Instructionen zu handeln verpflichtet sind! Nein! Nicht blos das Bedürfniß und die Bestimmung, auch die Würde des Bundestags erfordert es, daß er Gesandte annimmt.

Daran knüpft sich von selbst noch eine andere Betrachtung. Europa, jetzt mehr wie je zu Einem Staatensystem verschlungen, bedarf eines Centralpunkts der gemeinschaftlichen Verhandlungen. Dieß Bedürfniß muß so fühlbar werden, — nur die persönlichen Zusammenkünfte der Monarchen schoben es bisher hinaus, — daß er sich von selbst irgendwo bilden würde, wollte man auch nicht dafür sorgen. Schon das alte Staatensystem von Europa fühlte dieß Bedürfniß; und der Haag wurde dieser Mittelpunkt. Er kann es nicht wieder wie vormals werden, weil die Verfassung des Staats nicht mehr dieselbe ist; und welcher Punkt in ganz Europa eignete sich dazu wohl jetzt mehr, als die Deutsche Bundesstadt? Nicht die Hauptstadt einer Monarchie, am wenigsten einer großen Monarchie, wo Verhältnisse des Herrschers und des Hofs Fesseln anlegen, ist dazu tauglich. In

einem freien Staatensystem, wie das von Europa, kann der Platz der gemeinschaftlichen Verhandlungen auch nur in einem freien Staate, oder einer freien Stadt seyn. Daß Paris, im politischen Sinne, die Hauptstadt Europas werden sollte, war das Symptom des Untergangs der Freiheit. Aber noch einmal! welche Stadt eignete sich nach allen Rücksichten mehr dazu, als die freie Deutsche Bundesstadt? Sie liegt in der Mitte zwischen Lissabon und Petersburg, zwischen Stockholm und Neapel. Ihre freie Verfassung läßt den Bevollmächtigten der Höfe auch eine freie Wirksamkeit. Sie nimmt für sich keinen Theil an den großen Staatshändeln Europas. Ihr Umfang, ihr Reichthum bieten alle Bedürfnisse dar, die der Glanz des diplomatischen Lebens erfordert; es bedürfte dazu nicht erst einer ausdrücklichen Uebereinkunft der Höfe; durch ihre Gesandten beim Bundestage in Verbindung mit denen, die zu diesem gehören, würde von selbst dieser Convent sich bilden, der, ohne darauf Ansprüche zu machen, der Senat von Europa zu seyn, in einem gewissen Sinne es werden würde. Bedarf es einer weitern Entwickelung, welche Vortheile, ohne irgend einen ersichtlichen Nachtheil, und ohne neue Kosten, dadurch sowohl für den Deutschen Bundestag, als für das Staatensystem von Europa entspringen würden? Jener erhielte dadurch einen höhern Glanz, und mit ihm auch vielleicht, in einzelnen Fällen zum Vermittler aufgerufen, einen wohlthätigen Wirkungskreis; dieses beschleunigte und erleichterte den Gang der Verhandlungen, und legte vielleicht manchen ent-

standenen Streit gütlich bei, der sonst in eine blutige Fehde ausgeartet wäre.

Der **Umfang** des Deutschen Bundes ist zwar durch den ersten Artikel der Bundesacte im Ganzen festgesetzt; im Einzelnen wird er doch noch genauerer Bestimmungen bedürfen. Zwar liegt die Hauptbestimmung schon in dem Namen des **Deutschen** Bundes, wodurch klar genug ausgesprochen wird, daß nur die Völker Deutscher Abkunft und Deutscher Zunge ihm angehören können; aber nicht alle werden ihm angehören. Oesterreich und Preußen sind ihm beigetreten nur für ihre gesammten, vormals zum Deutschen Reiche gehörenden, Besitzungen *). Aber wie wird es Oesterreich mit dem neu gebildeten Königreiche Illyrien, das nur zum Theil aus vormaligen Deutschen Reichsländern besteht, wie Preußen mit Schlesien und Saarlouis halten **)? Gewiß haben beide Mächte sich auch durch jene Bestimmung nicht für die Zukunft die Hände binden wollen, wenn sie es ihrem Vortheile gemäß finden sollten, noch mit andern ihrer Besitzungen den Bund zu erweitern. Preußen ist gegenwärtig, mit Ausnahme des ihm noch gebliebenen Restes von Polen, eine ganz Deutsche Macht; und wenn gleich jetzt das Land, von welchem die Monarchie den Namen trägt, ohne doch eigentlich Hauptland zu seyn, von dem Deutschen Bund getrennt bleibt, —

*) B. A. Art. 1.

**) Bekanntlich sind diese Ungewißheiten durch spätere Bestimmungen gehoben.

wer mag leugnen, daß der Wechsel der Verhältnisse es ihm noch dereinst zufügen könnte? Im Westen sind die Schicksale Preußens und des Deutschen Bundesstaats jetzt auf das engste an einander geknüpft; könnten sie es nicht auch noch dereinst im Osten werden?

Dänemark gehört dem Bunde durch Holstein an. Mit allgemeiner Theilnahme ward der Artikel der Bundesacte aufgenommen, der unsere getrennten Holsteinischen Brüder uns wieder zuführt. Dänemark und der Bund haben beide dadurch gewonnen, dieser, indem mit dem neuen Bundesgenossen zugleich das Interesse Dänemarks mit dem des Bundes verknüpft wurde; jenes, indem dadurch Holstein ihm zur Schutzmauer von der Landseite her ward, von der jetzt kein Angriff auf Dänemark mehr möglich ist, ohne daß er zugleich ein Angriff auf den Deutschen Staatenbund wäre.

Das Königreich der Niederlande gehört uns nur in Beziehung auf Luxemburg an. Wir ehren die Gründe, die es verhindert haben mögen, uns ganz beizutreten. Sind wir jedoch nicht Zweige Eines Stammes? Sind unsere politischen Interessen nicht dieselben? Müssen wir nicht, — die neueste Geschichte giebt die Belege dazu — mit einander stehen und fallen? Sehr wünschenswerth wäre es außerdem für den Deutschen Bund gewesen, einen Seestaat mit einer Marine zu seinen Gliedern zu zählen; nicht um auf die Herrschaft des Meers Ansprüche zu machen, was wir weder können noch wollen, sondern um die, so wichtige, Handelsschifffahrt des nördlichen Deutschlands

lands gegen die Insulten schwacher Feinde zu schützen. Hätte dieser Beitritt statt gehabt, vielleicht wehete jetzt schon die Flagge der Hansestädte, oder vielmehr die Bundesflagge, ungeneckt und selbst gefürchtet von den Barbaresken im mittelländischen Meer.

Aehnliche, ja fast noch wichtigere, Gründe sprechen für die Vereinigung der Schweiz mit uns. Auch der Hauptstamm ihrer Bewohner ist Deutsch. Auch sie, wie die Niederländer, gehörten einst dem Deutschen Reiche an. Wären sie zu uns getreten, ihre Alpen wären unsere Bollwerke, ihre Arme eine kräftige Hülfe geworden. Es hat anders seyn sollen! Ja! mit Wehmuth müssen wir es uns sagen, die Tage können sogar kommen, wo die Söhne Tell's, im fremden Solde, ihren Deutschen Brüdern gegenüber stehen. Indeß — die Zeit hat beide Staaten uns entfremdet (sie waren es lange als der Westphälische Frieden den letzten Faden zerschnitt); die Zeit — und nur diese allein — kann sie uns wieder zuführen. Wir haben in Rücksicht beider nur Einen Wunsch zu äußern: Ihre Plätze werden ihnen offen gelassen *)!

Mögen nun diese Hoffnungen erfüllt werden oder nicht, mag der Umfang des Bundesstaats überhaupt sich noch etwas erweitern, oder mag er derselbe bleiben; so ist er immer stark genug seine Bestimmung zu erfüllen, so steht er immer da in Ehrfurcht gebietender

*) Die Schlußacte der Bundesverfassung hat Art. VI. ausdrücklich die Formen bestimmt, mit denen neue Verbündete aufgenommen werden können.

Gestalt, sobald er nur seine Kräfte gebrauchen will. Dazu bedarf es einer starken bewaffneten Macht; sie muß, wenn nicht die Grundlage, doch der Strebepfeiler des Gebäudes seyn. Auch hat die Bundesacte dieß ausgesprochen; indem sie die Kriegsverfassung des Bundes zu den ersten Gegenständen zählt, womit der Bundestag sich beschäftigen soll *). Ein stolzes Gefühl mag uns beleben, wenn wir sehen, welche Mittel uns zu Gebote stehen; — gegründete Besorgnisse steigen auf, wenn von der Anwendung dieser Mittel die Rede wird. Wir haben die Tage erlebt, wo der Edelmann wie der Bürger und der Bauer das Schwerdt ergriffen; wir sehen sie bereit, es wieder zu ergreifen, wenn es dem Wohl des Vaterlandes gilt! Bildete unsere gesammte Landwehr, oder welchen Namen sie in einzelnen Staaten tragen mag, die Masse des Bundesheers — was hätten wir weiter zu fürchten? Von dieser Hauptidee ausgehend, und nach dem Maaßstab der Bevölkerung die Quoten vertheilend, würden sich die weitern Einrichtungen vielleicht zum Theil von selbst ergeben; aber dem Laien in der Kriegskunst bleiben hier nicht sowohl Vorschläge als Wünsche übrig. Möchte dieselbe Kleidung und Rüstung, möchten wenigstens gemeinschaftliche Fahnen und Abzeichen an das gemeinschaftliche Vaterland erinnern! Möchten die Befehlshaberstellen, nie in Pfründen ausartend, nur durch gemeinschaftliche Uebereinkunft den Würdigsten gegeben werden! Möchte jede kleinliche Eifersucht da

*) B. A. Art. 10.

entfernt bleiben, wo es das Wohl des gesammten Vaterlandes gilt! Das vormalige Deutsche Reich hat uns große Lehren hinterlassen, wie die Kriegsverfassung nicht seyn müsse; das Bundesheer wird keine Reichsarmee werden.

Vielleicht werfen kältere Leser bei diesem, wie bei andern Punkten, uns vor, daß wir die Zukunft in einem zu hellen Lichte gesehen haben. Aber wir entwickelten nur die Hoffnungen, welche die hohen Stifter der Bundesacte selber faßten, wenn sie gleich zu Anfang derselben ihre Ueberzeugung aussprachen: "daß dieser Bund nicht nur die Sicherheit und Unabhängigkeit Deutschlands, sondern auch die Ruhe und das Gleichgewicht Europas werde erhalten helfen." Kann er das mit Wenigerm thun, als wir angenommen haben? Und wenn wir die Schwierigkeiten nicht verkennen, die im Wege stehen; wenn wir gern uns bescheiden, daß durch sie manche schöne Hoffnung vereitelt werden wird; wenn wir klar genug voraus sehen, daß auch der Deutsche Staatenbund, wie jedes menschliche Institut, seine Mängel und Schwächen haben werde; — so werden doch auch die besonnensten Leser es uns einräumen, daß wir nichts erwarten, wozu nicht die Mittel in unsern Händen sind. Daß diese nicht ungenutzt bleiben werden, zu dieser Hoffnung berechtigen uns der erwachte Geist, und die allenthalben vernehmbare Stimme unsers Volks; der erklärte Wille, und das gegebene Wort unserer Fürsten; endlich die Namen und die Gesinnungen ihrer Stellvertreter am Bundestage. Sie keimt auf die

Saat, gesäet auf den Feldern von Leipzig und Hanau; von Ligny und Waterloo! Ihre Blüthen entfalten sich in der Eröffnung des Bundestags; mögen die kommenden Geschlechter Jahrhunderte hindurch ihre Früchte erndten!

Nachschrift.

Der obige Aufsatz drückt die Erwartungen und Hoffnungen aus, die der Verfasser, und er hofft es unbedenklich sagen zu dürfen, der größere Theil des Deutschen Publikums bei der Eröffnung des Bundestags mit ihm hegte. Sie waren gewiß sehr weit von den überspannten Ansichten derer entfernt, welche eine gleiche Fortdauer des Enthusiasmus, wie ihn die zunächst vorhergehenden Jahre erregt hatten, alles Ernstes erwarten, und selbst fordern konnten. Auch noch jetzt nach fünf Jahren kann er, auch bei der ruhigsten Prüfung, nichts darin entdecken, was er zurücknehmen müßte, nichts was unstatthaft, was übertrieben wäre; ja nichts wozu nicht die Bundesacte, und die ihr gefolgte Schlußacte selbst auf das vollkommenste berechtigten. Gleichwohl ist es nicht zu verkennen, daß die Erwartungen Vieler unerfüllt geblieben sind; und sich dadurch eine Stimmung verbreitet hat, die dem Deutschen Bunde eher nachtheilig als vortheilhaft werden könnte. Gewiß aber ist diese Unzufrie-

heit nicht allein aus einzelnen Maaßregeln (wenn auch vielleicht darauf Einfluß gehabt haben), her- gegangen, die man — sey es mit Recht oder Un- recht — zu treffen für nöthig hielt; sie liegt tiefer, sie liegt in der falschen Vorstellung, die sich das große Publikum von der Natur des Bundes, und des ihn vertretenden Bundestags machte. Statt den Bund für das anzusehen, was er ist; wo- für er sich selber gleich bei der Eröffnung des Bun- destags erklärte, für einen Staatenverein, wollte man das in ihm sehen, was er nicht ist, und der Na- tur der bestehenden Verhältnisse nach nicht seyn oder werden kann, einen Staat; wozu die Vergleichung, die man zwischen ihm und Nordamerika, zwischen dem Congreß, der nach eigener Vollmacht, und dem Bundestag, der nach den Instruktionen seiner Committenten handelt, stillschweigend anstellte (statt daß man sie etwa mit der Schweiz, und der Schwei- zer Tagsatzung hätte anstellen sollen), beitragen mochte.

Es ist stets die Gewohnheit des Verf. gewesen, bei der Errichtung neuer Institute, sobald sie ihn in- teressirten, sich die Fragen vorzulegen, und, wenn sie ihn näher angingen, diese auch wohl niederzuschreiben, was man — nicht nach den Vorspiegelungen einer auf- geregten Phantasie, nicht nach sanguinischen Hoff- nungen, — sondern nach den Vorschriften der Ver- nunft, insofern diese aus der Natur solcher Institute, ihren Zwecken, und den gegebenen Zeitumständen flie- ßen, von ihnen erwarten, von ihnen fordern könne? Dieselbe Maxime (woraus denn die obige Schrift her-

Saat, gesäet auf den Feldern von Leipzig und Hanau; von Ligny und Waterloo! Ihre Blüthen entfalten sich in der Eröffnung des Bundestags; mögen die kommenden Geschlechter Jahrhunderte hindurch ihre Früchte erndten!

Nachschrift.

Der obige Aufsatz drückt die Erwartungen und Hoffnungen aus, die der Verfasser, und er hofft es unbedenklich sagen zu dürfen, der größere Theil des Deutschen Publikums bei der Eröffnung des Bundestags mit ihm hegte. Sie waren gewiß sehr weit von den überspannten Ansichten derer entfernt, welche eine gleiche Fortdauer des Enthusiasmus, wie ihn die zunächst vorhergehenden Jahre erregt hatten, alles Ernstes erwarten, und selbst fordern konnten. Auch noch jetzt nach fünf Jahren kann er, auch bei der ruhigsten Prüfung, nichts darin entdecken, was er zurücknehmen müßte, nichts was unstatthaft, was übertrieben wäre; ja nichts wozu nicht die Bundesacte, und die ihr gefolgte Schlußacte selbst auf das vollkommenste berechtigten. Gleichwohl ist es nicht zu verkennen, daß die Erwartungen Vieler unerfüllt geblieben sind; und sich dadurch eine Stimmung verbreitet hat, die dem Deutschen Bunde eher nachtheilig als vortheilhaft werden könnte. Gewiß aber ist diese Unzufrie-

denheit nicht allein aus einzelnen Maaßregeln (wenn sie auch vielleicht darauf Einfluß gehabt haben), hervorgegangen, die man — sey es mit Recht oder Unrecht — zu treffen für nöthig hielt; sie liegt tiefer, sie liegt in der falschen Vorstellung, die sich das große Publikum von der Natur des Bundes, und des ihn vertretenden Bundestags machte. Statt den Bund für das anzusehen, was er ist; wofür er sich selber gleich bei der Eröffnung des Bundestags erklärte, für einen Staatenverein, wollte man das in ihm sehen, was er nicht ist, und der Natur der bestehenden Verhältnisse nach nicht seyn oder werden kann, einen Staat; wozu die Vergleichung, die man zwischen ihm und Nordamerika, zwischen dem Congreß, der nach eigener Vollmacht, und dem Bundestag, der nach den Instruktionen seiner Committenten handelt, stillschweigend anstellte (statt daß man sie etwa mit der Schweiz, und der Schweizer Tagsatzung hätte anstellen sollen), beitragen mochte.

Es ist stets die Gewohnheit des Verf. gewesen, bei der Errichtung neuer Institute, sobald sie ihn interessirten, sich die Fragen vorzulegen, und, wenn sie ihn näher angingen, diese auch wohl niederzuschreiben, was man — nicht nach den Vorspiegelungen einer aufgeregten Phantasie, nicht nach sanguinischen Hoffnungen, — sondern nach den Vorschriften der Vernunft, insofern diese aus der Natur solcher Institute, ihren Zwecken, und den gegebenen Zeitumständen fließen, von ihnen erwarten, von ihnen fordern könne? Dieselbe Maxime (woraus denn die obige Schrift her-

vorging), beobachtete er auch bei der Entstehung des Deutschen Bundes, und der Eröffnung des Bundestags. Die Punkte nun, deren Erledigung er glaubte entgegen sehen zu dürfen, waren folgende:

Zuerst: die feste Bestimmung des Territorialbesitzes unter den Verbündeten, insofern darüber noch Ungewißheit oder Differenzen herrschten. Diese ist, wenn auch nicht durch den Bundestag, wo es nicht füglich geschehen konnte, doch auf anderm Wege erfolgt. Es giebt gegenwärtig innerhalb des Bundes kein Gebiet mehr, dessen Herrschaft ungewiß oder streitig wäre; ein fester Besitzstand ist allgemein zurückgekehrt.

Damit stand in natürlicher Verbindung die Erhaltung der Ruhe und des Friedenszustandes innerhalb des Bundes; aber auch die Erwartung, daß bei entstehendem Streit zwischen zwei Bundesverwandten dieser nach getroffener Uebereinkunft gütlich werde beigelegt werden. Die Formen, nach denen dieses geschehen soll, sey es durch Schiedsrichter oder erforderlichen Falls durch Austrägalinstanzen, sind bestimmt; der ruhmvollste Tag für die Mächtigern des Bundes wird der seyn, wo sie ihren schwächern Genossen zu Recht stehen; und durch die That zu zeigen Gelegenheit haben, daß Gerechtigkeitsliebe ihr Schmuck ist.

Ein anderer wichtiger Punkt betraf die Grenzen der Competenz des Bundestags. Die Bestimmungen darüber durch die Schlußacte vom 20. Sept. 1820 gingen aus den frühern Bestimmungen der Bundesacte selbst und der ganzen Natur des Vereins, als eines Vereins souveräner Staaten, hervor; die zwar

als eine Gesammtmacht in ihren Verhältnissen gegen das Ausland; aber in Beziehung auf die innere Verwaltung, bis auf die selbst gemachten Beschränkungen, als unabhängig erscheinen.

Nicht weniger wichtig waren die Bestimmungen über die Fälle, wo bloße Stimmenmehrheit entscheiden sollte, oder nicht? Die Verhandlungen über die Eintheilung der Corps des Bundesheers gaben diesen ihre praktische Wichtigkeit; und führten die Entscheidung herbei, welche durch die Schlußacte gegeben ist.

Viele und lange Differenzen haben die Bestimmungen über den Militäretat verursacht. Auch sie sind beseitigt; und eine Norm steht fest über die Leistungen, die jeder Staat erforderlichen Falls zu machen hat.

Die Erfüllung des dreizehnten Artikels der Bundesacte, die Einführung ständischer Verfassungen betreffend, hing nicht von der Bundesversammlung ab. Aber die Mehrzahl der Bundesstaaten hat bereits in diesem — verhältnißmäßig so kurzen — Zeitraum ihre constitutionellen Einrichtungen erhalten; und wenn es in den beiden größern Staaten noch nicht geschah, so ist dagegen eine Publicität bei der Staatswirthschaft hier eingeführt, die man sonst nicht kannte.

Am wenigsten ist bisher für die Ausführung des neunzehnten Artikels der Bundesacte, die Freiheit des Handels und der Flußschifffahrt betreffend geschehen, wenn gleich die Berathungen darüber nicht nur angestellt, sondern auch weit vorgerückt zu seyn scheinen. Wie wünschenswerth auch ihre Ausführung ist, so wird man nicht vergessen, daß neben den wirk-

lichen Hindernissen hier auch Vorurtheile im Wege stehen, die oft noch schwerer als jene wegzuräumen sind. Aber welche Forderungen sind auch in diesem Punkt an den Bundestag gemacht! Wir erinnern an die (gottlob! unausführbaren) des Deutschen Handels- oder Manufakturvereins; die Deutschland wieder in die Zeiten des Continentalsystems versetzt haben würden, wären sie zur Ausführung gekommen *).

*) Man sehe die, durch das sogenannte Manuscript für Süddeutschland veranlaßte, so lehrreiche, und mit glaubwürdigen Angaben versehene Schrift: Ueber das Verhältniß der freien Hansestädte Deutschlands zum Handel Deutschlands; von einem Bremer Bürger. Bremen bei Heise 1821. Die in ihr entwickelten richtigen Ansichten über das Verhältniß des Deutschen Handels zum großen Welthandel, die sich so wenig in den Cabinetten als in den Studirstuben erlernen lassen (denn nur auf den Plätzen des Welthandels ist dieß möglich); erregen den Wunsch, daß sie nicht blos in das Publikum, sondern auch in die Cabinette Eingang finden möge. Man kann sie außerdem den Staatsmännern nicht blos zur Belehrung, sondern auch zum Trost empfehlen, indem sie daraus sich überzeugen werden, daß die Sorgen über unsere bevorstehende Verarmung vergeblich sind; und der Deutsche Handel nicht nur jetzt im Steigen ist; sondern die politischen Conjuncturen in Amerika und Westindien unserer Industrie auch ohne Sperren und Retorsionssysteme viel größere und gewinnreichere Märkte für die Zukunft versprechen, als sie bisher gehabt hat.

Erhaltung eines festen Rechtszustandes im Innern, und der Sicherheit nach außen sind die beiden Hauptzwecke des Deutschen Bundes; erst dann haben wir Ursache zu trauern, wenn der Eine oder der Andere verfehlt ist. Auch wir fühlen sehr wohl die Mängel, die uns noch drücken; die Gefahren, die uns noch bevorstehen. Nur blöden Augen kann die Bemerkung entgehen, daß der Kampf des Isolirungsprinzips und des Bundesprinzips noch nichts weniger als vollendet ist; und es bedarf keiner großen historischen Gelehrsamkeit, um zu wissen, daß jeder Bund nur dann erst seine wahre Festigkeit erhält, wenn er die Feuerprobe der gemeinschaftlichen Gefahr und Hülfe bestanden hat. Wir wollen eine solche für den Deutschen Bund nicht herbei wünschen; die Erfahrung, daß wir einander bedürfen, und nur vereint stark sind, ist indeß noch zu frisch, als daß wir nicht hoffen dürften, daß er sie bestehen werde. Wie viel uns aber auch noch zu wünschen übrig bleibt, noch ist nicht, so weit Deutsche Geschichte reicht, binnen fünf Jahren so viel Heilsames, theils geschehen theils vorbereitet, als in den letzten fünf Jahren; und — welche Uebel uns auch noch drücken — so dürfen wir doch fragen: wenn jetzt ein Deutscher die Charte von Europa von Lissabon bis Constantinopel überblickt, wie viele Länder findet er, mit denen er seinen Aufenthalt vertauschen möchte?

Verbesserungen.

Th. I. Seite LXXIII. Zeile 9. dem l. denen.
— 305. die Note *) jetzigen Graf Liverpool fällt weg. Er hieß früher L. Hawkesbury.
— 309. Z. 14. Nach: einwirken l. sollte.

Th. II. — 268. — 14. Otto II. l. Otto I.
— 423. Herbst 1817 l. Herbst 1816.
